DAS BUCH DENKWÜRDIGER FRAUEN

VON

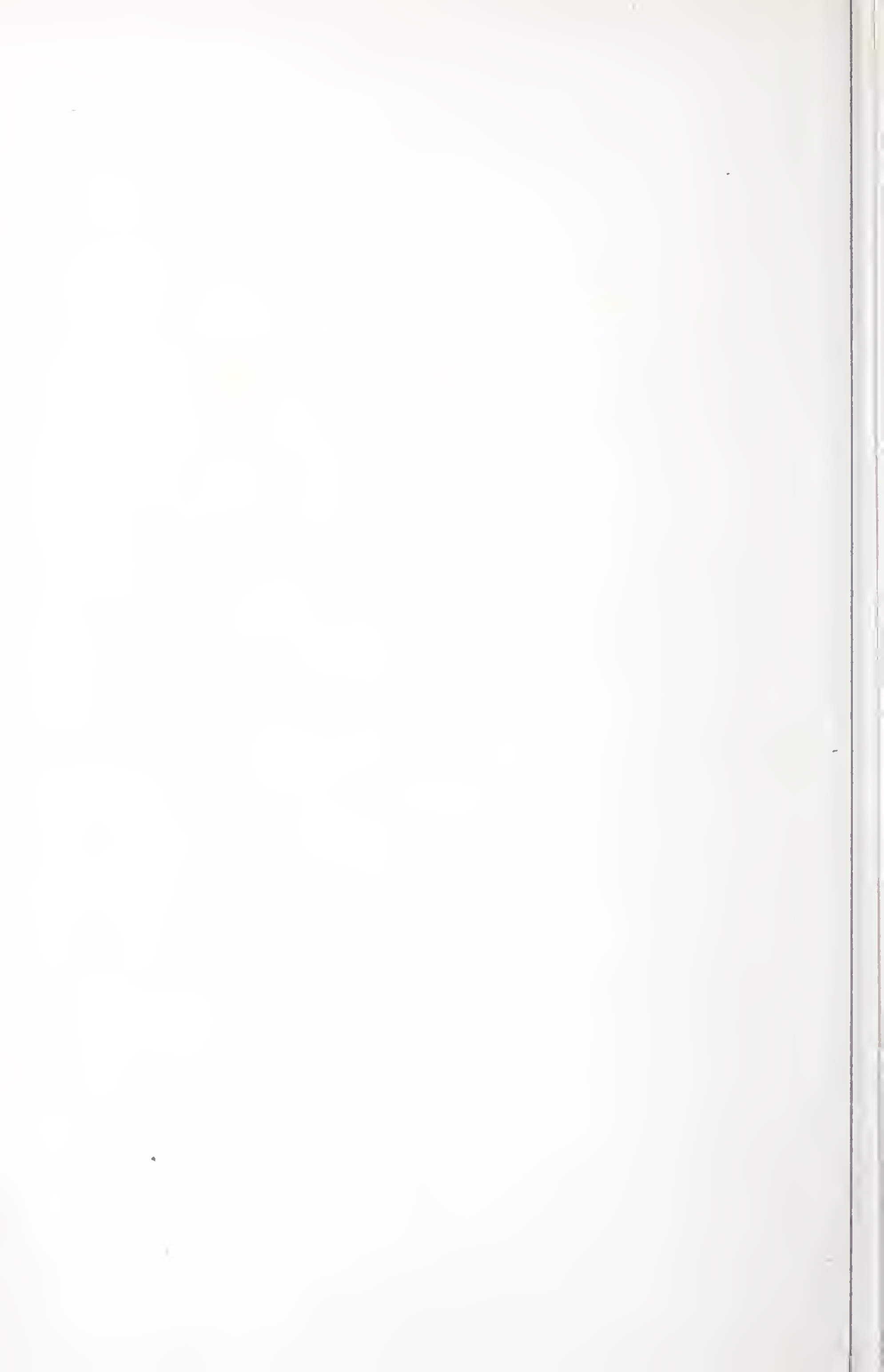
IDA V. DÜRINGSFELD



OTTO SPAMER
LEIPZIG







Das Buch
Denkwürdiger Frauen

Lebensbilder und Zeitschilderungen

Festgabe für Mütter und Töchter

von

Ida von Düringsfeld

Siebente vermehrte Auflage

Mit zwölf ganzseitigen Bildnissen



Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1906

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt:



Elisabeth von Thüringen.

(Geb. 1207, gest. 1231.)

Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm in unser Land;
Da ist Wonne viel.

Walther von der Vogelweide.

Wer kennt die Wartburg nicht? Wer hat nicht gewünscht, sie einmal zu sehen, und wenn er sie gesehen hat, sie wieder zu sehen? Die Burg der Sage und der Geschichte, die Burg Elisabeths und Luthers, „die Königin der thüringischen Burgen", wie Ludwig Bechstein sie ehrfurchtsvoll nennt? „Ernst und still und ehrwürdig", sagt er, „sitzt sie auf ihrem hohen Steinthron und blickt herab auf die regsame und geräuschvolle Stadt zu ihren Füßen, die mit ihr alt geworden, aber öfter als sie die Gewänder getauscht." Das Gewand hat die Wartburg seitdem auch getauscht, durch die Liebe ihres Fürsten ist sie mit neuem Glanze geschmückt worden, aber darum ist sie noch immer die alte, ehrwürdige Burg, um die her die echt deutsche Schönheit des Thüringerlandes grünt, blüht und duftet.

Im Jahre 1067 war es, als Graf Ludwig der Salier, vom Volke „der Springer" genannt, einmal auf dem Anstand lag und sich dabei zum Zeitvertreib die reizende Gegend und besonders den einen schönen, kecken Berg ansah. Der gefiel ihm ganz ausnehmend, und bei sich selbst sagte er: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Das war allerdings leichter gesagt als getan, denn der Berg gehörte den Herren von Frankenstein; aber Ludwig der Springer ließ sich durch eine solche kleine Schwierigkeit nicht abschrecken. Er beriet sich mit zwölf Rittern, und das Ergebnis der Beratung war, daß vom Schaumberg, dem Eigentum des Grafen, nachts Erde in Körben auf den Wartberg getragen und auf diese Erde eine Burgfriede gebaut wurde, hinter welcher der Graf sich verteidigen konnte. Das tat er denn auch, als die Herren

von Frankenstein kamen und ihn angriffen, und da sie ihn nicht vertreiben konnten, so gingen sie hin und verklagten ihn bei Kaiser und Reich. Dieses verlangte von ihm, es sollten zwölf redliche Männer beschwören, er habe die Burg auf das Seine gebaut. Da traten seine zwölf Ritter, von ihm zu Eideshelfern erwählt, auf den Berg und schworen, daß der Boden, in welchen sie ihre Schwerter steckten, der hinaufgetragene nämlich, schon vor alters zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe, und folglich ihr Herr auf dem Seinen stehe. Hierauf wurde der Berg ihm zugesprochen, und er baute ritterlich und fürstlich die Wartburg und legte ihr zu Füßen das heutige Eisenach an.

Anderthalb Jahrhunderte später residierte auf der Wartburg Landgraf Hermann I., den der Kaiser zugleich zum Pfalzgrafen von Sachsen erhoben hatte. Seine zweite Gemahlin, Sophie, war die Tochter Otto von Wittelsbachs, Herzogs von Bayern. Sie und der Landgraf Hermann liebten beide die Poesie und hatten daher nicht weniger als sechs Minnesänger an ihrem Hofe. Das Haupt dieser dichterischen Gesellschaft war Heinrich von Waldeck, landgräflicher Kanzler, der Vergils Äneide nach dem Italienischen in das Deutsche übertrug und allgemein „der tugendhafte Schreiber“ genannt wurde. Von den übrigen fünf waren drei Edelleute, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen und Wolfram von Eschenbach; zwei, Bitterolf (Peter Olf), im Hausstand der Landgräfin, und Heinrich von After- oder Ofterdingen, Bürger der Stadt Eisenach. Diese Meister kamen 1206 auf den Gedanken, einen der damals sehr beliebten dichterischen Wettkämpfe anzustellen, welcher als „der Sängerkrieg auf der Wartburg“ geschichtlich berühmt und oft besungen worden ist. Heinrich von Ofterdingen hatte sich den Herzog Leopold VII. von Österreich, Landgraf Hermanns Schwager, an dessen Hofe er eine Zeitlang gewohnt, zum Helden erkoren und pries ihn mit solcher Begeisterung, daß seine Gegner, die den Landgrafen selbst und den König von Frankreich, Philipp August, zu verherrlichen suchten, sich für überwunden erklären mußten. Das erbitterte sie und vorzüglich Walther von der Vogelweide auf das Höchste, sie drangen auf einen neuen Versuch und wußten den unsinnigen und barbarischen Beschluß durchzusetzen, daß der für besiegt erklärte Dichter von Henkershand sterben solle. Wie vorauszusehen war, traf dieses Schicksal Heinrich von Ofterdingen. Der junge Bürger jedoch

ergab sich nicht feig in den schimpflichen Tod. Er rief den Schutz der Landgräfin an, behauptete, daß er nicht ehrlich überwunden worden, und verlangte zum entscheidenden Richter den Meister Niklas Clinsor oder Klingsohr aus Siebenbürgen, der, zugleich Minnesänger und Sterndeuter, in Rom, Paris und Bagdad studiert hatte und jetzt in Ungarn lebte, wo er für seine vortreffliche Verwaltung der Bergwerke den damals ungeheuren Gehalt von 3000 Mark Silbers bezog und „einen Hof hielt wie ein Bischof".

Die Berufung des jungen Eisenachers auf den berühmten Meister in Ungarn wurde angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit demselben genau binnen eines Jahres in Eisenach erscheine. Heinrich reiste nach Ungarn, Klingsohr erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, und beide trafen kurz vor Ablauf der Verfallfrist in dem Gasthofe ein, den Heinrich Hellgrafe am St. Georgentore hielt. Die Sage, die in den Geschichtswerken jener Zeit nur gar zu gern ihre bunten Zieraten um die Ränder der Blätter malt, erzählt, Heinrich von Ofterdingen habe sich in Klingsohrs Gesellschaft so vergessen, daß unversehens der letzte Abend des Fristjahres dagewesen sei. Als Heinrich nun klagte, er sei wortlos geworden und müsse landflüchtig bleiben, ohne weiter die edle Sangeskunst ausüben zu dürfen, lächelte Klingsohr, beruhigte ihn, wiegte ihn durch einen Zaubertrank in Schlaf, wickelte sich mit ihm zusammen in eine lederne Decke und gebot seinen Geistern, sie beide nach Eisenach zu tragen. Als Heinrich am Morgen erwachte, hörte er die Meßglocke von St. Georg, sah die Leute durch das St. Georgentor hinaus auf die Felder gehen, erkannte des Hellgrafen Haus und rief freudig: „Gelobt sei Gott, daß wir hier sind!"

Die Sage weiß denn auch allerlei Wunderbares von der Art zu erzählen, wie der wiederaufgenommene Sängerkrieg zu Ende gebracht worden sei. Es geschah nach einem großen Gastmahle im Landgrafenhause, in dem Sängersaale, wo zuerst Klingsohr selbst kämpfte. Auf einer schmalen, erhöhten Bühne oder Laube saßen die Sänger auf Steinbänken und warteten, bis die Reihe an sie komme. Einer nach dem andern kämpfte mit der Waffe des dichterischen Wortes gegen Klingsohr, und einer nach dem andern wurde überwunden, nur Wolfram von Eschenbach hielt ihm stand. Da stellte Klingsohr sich, als wär er müde, und rief einen Jüngling herbei, der statt seiner singen sollte, aber dieser Jüngling war nicht von menschlicher Natur, sondern ein

als Mensch verkleideter böser Geist, der Nasian hieß. Wolfram brachte jedoch auch diesen zum Schweigen, und so war Klingsohr denn besiegt. Da sandte er in der Nacht den Nasian zu seinem Gegner, damit der Geist erforschen möge, ob Wolfram wirklich ein Gelehrter sei oder nicht. Wolfram war es nicht, und konnte dem Nasian auf seine verfänglichen Fragen über die Beschaffenheit des Himmels keine Auskunft geben. Da kreischte Nasian: „Du bist ein Laie, Schnipp Schnapp!", schrieb diese wenig höflichen Worte mit feuriger Schrift an die Wand und fuhr von dannen, indem er Meister Wolfram seinerseits besiegt und wahrscheinlich beschämt zurückließ.

Gewiß ist es, daß Klingsohr den Streit schlichtete, die Minnesänger versöhnte, obwohl das keine ganz leichte Arbeit gewesen sein soll, daß Heinrich seinen bedrohten Poetenkopf behalten durfte, und daß dem berühmten Meister aus Ungarn von jedermann die möglichste Ehre erwiesen wurde. Eines Abends — die Sage meldet, an dem seiner Ankunft — saß er auch mit vielen Herren und vornehmen Bürgern, die gekommen waren ihn zu hören und zu bewundern, in des Hellgrafen Garten, da bemerkte man, daß er mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit den gestirnten Himmel betrachtete. Befragt, was es dort oben Neues gebe, antwortete er: „Ich sehe einen schönen Stern, der leuchtet von Ungarn bis zu Markburg und von Markburg in alle diese Welt." Dann erklärte er, der Stern sei die Tochter, welche dem Könige von Ungarn in dieser Nacht geboren worden sei, Elisabeth heißen, mit dem Sohne des Landgrafen vermählt werden, heilig sein und die ganze Christenheit erfreuen werde. Diese Weissagung wiederholte er den nächsten Morgen am Hofe, und dann kehrte er, reich geehrt und beschenkt, zu seinem Herrn, dem Könige Andreas II. von Ungarn, zurück, der wegen seiner tapferen Taten im Heiligen Lande auch der Hierosolymitaner genannt wurde.

Bald erfuhr man in Eisenach, daß in jener Nacht dem Könige Andreas wirklich ein Töchterchen geboren worden sei, und zwar ein wunderbares Kind, das gleichsam wie die Taube Noahs ihm und den Seinen das Ölblatt, dem Lande Ungarn den Frieden mitgebracht habe. Kaum drei Jahre alt, zeigte sie schon Mitleid für die Armen und tat mit ihrer kleinen Hand Wunder. Ein Mönch war vorgeblich durch ihre Berührung von einer Blindheit geheilt worden, die vier Jahre gedauert hatte. Pilgernd kam er nach der Wartburg und erzählte es.

Den Landgrafen verlangte nach dem gottbegnadigten Königskinde zur Braut für seinen Sohn Ludwig, der den 28. Oktober 1200 auf der Wartburg geboren und folglich sieben Jahre älter war, als die kleine Elisabeth. Mit vier Wagen und dreißig Pferden ging eine Gesandtschaft, an deren Spitze sich der Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walter von Vargel befanden, nach Preßburg ab, wo König Andreas sie feierlich empfing, herrlich bewirtete und ihr sein Kind übergab. Die vierjährige Braut ward in Seide gekleidet, auf seidene Polster in eine silberne Wiege gebettet und mit einer silbernen Wanne, einem silbernen Becher, 1000 Mark Silbers und vielem Geschmeide ausgestattet. Weinend legte ihre Mutter, die Königin Gertrud, sie dem Ritter von Vargel an das Herz. Ihre Amme wurde ihr beigegeben, ihre künftige Hofmeisterin, Graf Meinhards Gemahlin, war nebst mehreren anderen Damen von Thüringen mitgekommen. So wohlgeleitet und wohlgepflegt zog die kleine Versprochene der neuen Heimat zu, kam glücklich dort an und wurde mit ihrem Knabenbräutigam feierlich verlobt. Die Lilie der Wartburg war in den neuen Boden gepflanzt.

Aber sie blieb fremd darinnen. Mit ihrer künftigen Schwägerin, Agnes, und einem Fräulein Jutta gemeinschaftlich erzogen, wurde sie anders als ihre Spielgefährtinnen. Es war in ihr eine, um so zu sagen, unbeugsame Demut, die sie unablässig antrieb, sich vor Gott zu neigen und zu den Armen zu gehen. Noch kannte sie keinen Buchstaben, denn sie war erst fünf Jahre alt, als sie schon vor dem Altar der Wartburgkapelle knieend ein Psalmbuch in ihren Händchen hielt. Spielte sie mit anderen Kindern und gewann dabei, so schenkte sie den zehnten Teil ihres Gewinstes den Armen. Auch freiwillige Geschenke gab sie den armen Mädchen, doch mit der Bedingung, sie müßten das Vaterunser und den Engelsgruß beten.

Als ihr der Apostel Johannes durchs Los zum Schutzheiligen zugefallen war, indem sie aus den Namen der Apostel, die geschrieben und auf den Altar gelegt wurden, den seinigen herauszog, da freute sie sich so, daß sie gelobte, mit heiterer Freigebigkeit alles zu gewähren, was man im Namen dieses Apostels von ihr erbitten werde.

Beim Tanzen begnügte sie sich stets mit einem Reigen, „denn", sagte sie zu ihren Mittänzerinnen: „eins umgegangen der Welt zu Ehren, ist genug; die anderen durch Gottes Willen gelassen, ist das Beste." Sie trug, gleich ihrer Schwägerin, einen goldnen Kranz oder eine Krone;

als sie aber einst an einem Festtage mit der Landgräfin und Agnes zu Eisenach in die Kirche der heiligen Jungfrau trat und sich gegenüber ein großes Kruzifix erblickte, nestelte sie ihren reichen Haarschmuck los und sprach: es gezieme sich für sie nicht, mit Gold gekrönt zu sein, während sie ihren Heiland mit Dornen gekrönt sehe. Sophie hatte sie hart angelassen; als sie jedoch sah, wie Elisabeth knieend ihren Mantel mit Tränen frommer Rührung benetzte, da schämte sie sich, kniete auch nieder, verhüllte ihr Angesicht mit ihrem Mantel, und Agnes folgte dem Beispiel der Mutter.

Nicht immer indessen übte die reine Elisabeth solche Gewalt über die weltlich gesinnten Fürstinnen. Für gewöhnlich wurde sie von ihnen gering geschätzt und demgemäß behandelt. Sie schämten sich ihrer. Aus ihrer freiwilligen Erniedrigung schlossen sie auf niedrigen Sinn. „Du, Elisabeth, hättest nicht sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen, sondern dienender Mägde gerechnet werden, du taugst am ehesten noch für ein Kloster", sagte Sophie einst hart zu ihr. Die stolze Landgräfin war der Braut ihres Sohnes keine Mutter, und doch, wie sehr hätte Elisabeth einer solchen bedurft! Ihre eigene hatte sie, erst sieben Jahre alt, durch einen gewaltsamen Tod verloren: die Königin Gertrud war von aufrührerischen Edlen mit Einwilligung ihres Gatten, bei dem man sie verleumdet hatte, ermordet worden. Unzweifelhaft ist es, daß der Mutter Geschick die zarte Seele der Tochter trüben mußte, und dazu war sie fern von Vater und Vaterland, einsam und ungeliebt in der Fremde. Mit Recht vergleicht Dietrich von Thüringen, der ihr Leben schrieb, sie damals mit einer Lilie zwischen Dornen, die, von allen Seiten verletzt, doch den süßen Duft der Geduld aushauche.

Ihre einzige Stütze war ihr Verlobter, der seine kindliche Braut zärtlich liebte. Umsonst suchte man ihn von ihr abzuwenden, er behielt sie im Herzen. Auch als er durch den Tod des Vaters des Landes und sein eigener Herr geworden, bewahrte er ihr eine unverbrüchliche Treue. Kam er von irgend einem Ausritt über Land zurück, so brachte er ihr stets etwas mit. Einst jedoch, im Jahre 1220, wo er von einer Fehde gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz heimkam, hatte er es vergessen, und Elisabeth, die es täglich hören mußte, es würde das beste sein, sie in ein Kloster zu tun oder sie ihrem Vater zurückzusenden, Elisabeth glaubte sich bereits geopfert und klagte ihr bitteres Leid mit Tränen dem Schenken von Vargel. Dieser ritt bald darauf mit dem

jungen Landgrafen nach Reinhardsbrunn und nahm die Gelegenheit wahr, um seinem Herrn alles zu erzählen und ihn ernsthaft zu fragen: wie er es noch mit seiner Braut zu halten gedenke? Ludwig, nicht minder offen und ehrlich als der getreue Vargel, zeigte auf den vor ihnen liegenden Inselsberg und sprach: „Wenn ich auch diesen ganzen Berg in feines Gold verwandeln könnte, so wollte ich ihn eher hingeben als meine geliebte Elisabeth. Sie kehre sich an niemandes Worte." Dann nahm er aus einem samtnen Beutel, den er an der Seite trug, einen doppelten elfenbeinernen Taschenspiegel in schöner silberner Einfassung, welcher auf der Rückseite das Bild des Gekreuzigten zeigte. Den gab er dem Schenken und sprach: „Sag' das der Elisabeth und bring' ihr zum Beweise dieses Kleinod." Walter von Vargel tat, wie ihm geheißen worden, und Elisabeth drückte das Symbol der himmlischen Liebe, das ihr als Pfand der treuen irdischen gesandt wurde, getröstet an ihre Lippen und ihr Herz.

Im Jahre 1216 war Ludwig zur Regierung gekommen; 1218, den 6. Juli, wurde er in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter geschlagen, wobei der Bischof von Naumburg das Hochamt verrichtete und dem neuen Ritter das Schwert umgürtete; 1221 fand die Vermählung des thüringischen Landgrafen mit der noch nicht vierzehnjährigen ungarischen Königstochter statt.

Das Fest war sehr prächtig. Alle thüringischen und hessischen Grafen waren dazu auf die Wartburg geladen. Die Trauung selbst geschah in Eisenach, wohin der glänzende Zug sich zu Fuße begab. Die beiden Herren, Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walter von Vargel, welche einst Elisabeth aus den Händen ihrer königlichen Eltern empfangen, dienten ihr als Brautführer. Die Armen und die Geistlichen wurden nicht vergessen, sondern dermaßen reich beschenkt, daß der junge Landgraf darüber in Schulden geriet und hundert Mark Silbers leihen mußte. Als er sie später zur gesetzten Frist nicht zurückzahlen konnte, war er genötigt, dem Kloster Georgental einen Hof und zehn Hufen Landes dafür abzutreten.

Die jungen Vermählten hatten inzwischen mehr Freude, als für hundert, ja, mehr als für tausend Mark Silber zu kaufen gewesen wäre. Obgleich sie einander aus süßer Kindergewohnheit Bruder und Schwester nannten, so liebten sie sich doch wie echte und rechte Gatten.

Elisabeth saß bei Tische stets neben ihrem Eheherrn, was an an=

deren fürstlichen Höfen damals nicht die Gewohnheit war. Auch schön waren beide, ebenso wie jung und gut. Von Elisabeth sagt der Hofkaplan Bertholdt: „Elisabeth war vollkommen an Leibe, braun von Angesicht und schön, ernst von Wandel, züchtig von Sitten, gütig von Worten, innig in ihrem Gebete, überaus barmherzig gegen arme Leute, friedsam gegen ihr Hofgesinde, demütig gegen ihre Mägde und voll Tugend und göttlicher Liebe zu jeder Zeit."

Von Ludwig äußert derselbe Chronist: „Dieser Landgraf Ludwig war sehr anmutig, seine Sitten waren einnehmend und männlich; in Waffenübungen hatte er viel Gewandtheit; gegen Arme war er mildtätig und freigebig."

Noch ausführlicher und beredter schildert ihn der Chronist Adam Ursinus: „Er war nicht zu lang, doch auch nicht zu kurz, und hatte ein schönes, liebliches Antlitz, war fröhlich, gütig, schamhaftig als eine Jungfrau, reinlich an Leib, Kleidern und allen Dingen, weise, vernünftig, geduldig, männlich, ehrsam und wahrhaftig, und seinen Mannen sehr getreu, und allen Armen barmherzig."

Ein so vollkommen liebenswürdiges Paar konnte nur glücklich werden und glücklich machen. Auch wurde es in Ungarn, wohin es im Jahre 1222 reiste, von König Andreas sowohl wie vom ganzen Volke mit den Ausdrücken ungemessener Freude und Bewunderung empfangen. Diese Reise mag die schönste Zeit Elisabeths gewesen sein.

Zurückgekehrt auf die Wartburg, begannen die fürstlichen Gatten ein frommes, häusliches Leben. Allerdings zog Ludwig auf ritterliche Unternehmungen aus, aber dann wurde Elisabeth doppelt fromm und still, gleichsam für ihn mit. Sie legte, sobald er die Wartburg verließ, allen Schmuck ab und ging gleich einer Witwe gekleidet; kam er aber wieder heim, so schmückte sie sich auf das Schönste, um, wie es die Pflicht einer liebenden Gattin ist, den Augen ihres Herrn wohlzugefallen. Daher hat die Sage sowohl ihr wie dem Landgrafen unrecht getan, indem sie berichtet, Elisabeth sei oft so schlecht einhergegangen, daß ihr Gemahl sich ihrer geschämt, Gott aber, um sie für ihre Demut zu belohnen, sie bei drei besonders wichtigen Gelegenheiten, einer Gesandtschaft aus Ungarn, einem Besuch des Kaisers, endlich der Vermählung ihrer Schwägerin und des Herzogs Heinrich von Österreich, mit köstlichen Gewändern und Kleinodien wunderbar geschmückt habe. Nicht minder fehlt die Sage, wenn sie Ludwig, der seiner Wohltätigkeit

wegen der „Guttätige“ hieß, seine Gemahlin zürnend fragen ließ: ob sie schon wieder in dem verdeckten Körbchen Speise für die Armen forttrage? Elisabeth soll, immer nach der Sage, erschrocken geantwortet haben: „Es sind nur Rosen“, die der Landgraf, als er das Körbchen aufgedeckt, auch wirklich gefunden. Das wäre eine vom Himmel beschützte und bestätigte Lüge gewesen, in einer christlichen Legende ein übles Ding. Viel schöner und wahrscheinlicher ist die Antwort, die Ludwig gegeben haben soll, als bei seiner Heimkunft von einem Zuge mit dem Kaiser der Hausmarschall und die Kassenbeamten ihm mit der Klage entgegenkamen: die Wohltätigkeit der Fürstin arte in Verschwendung aus, und die Kammer werde, gehe das so fort, bald selbst zu den nötigsten Ausgaben kein Geld mehr haben. „Lasset meine liebe Elisabeth den Armen nur Gutes tun“, sprach der liebreiche Gemahl; „was sie um Gottes Willen der Armut zu gut tut, da sage niemand was dawider; wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden; denn drei Dinge sind's, die mir wohlgefallen: der Brüder Eintracht, des Nächsten Liebe, und Mann und Frau, die gleichgesinnet sind.“

So gleichgesinnt aber auch Ludwig und Elisabeth waren, in allem konnte der zärtliche Gatte ihr doch nicht immer beistimmen. Es war ihm nicht lieb, daß sie sich so gar eifrig kasteite. Wenn sie sich jede Nacht von einer ihrer Hofdamen zum Gebete wecken ließ, bei welcher Gelegenheit einst die eine, Eisentraut, den Fuß des Landgrafen statt den Elisabeths ergriff und zog, wenn dann das Gebet so lange währte, daß Elisabeth bisweilen aus Ermattung auf den Teppich vor dem Bette hinsank und einschlief, so machte Ludwig ihr wohl liebevolle Vorwürfe. Die schwereren Kasteiungen, das härene Hemd unter ihren groben Wollenkleidern, die Geißelungen, die sie mit sich vornehmen ließ, legte sie sich nur auf, während er abwesend war. Wenn er darum gewußt hätte, würde er sie ihr vielleicht untersagt haben. Dem Glauben jener Zeit nach galt allerdings der Körper für unheilig, man betrachtete ihn gleichsam als den Feind der Seele, und deshalb meinte man, ihm nicht Leides genug antun zu können, um ihm so mehr und mehr die Kraft der Verführung zum Bösen zu nehmen, aber Ludwig war von der Schwärmerei seiner Elisabeth frei, und seine Frömmigkeit war eine gesündere und mehr naturgemäße. Er schlug sich nicht mit Ruten, er ging nicht unnütz schlecht gekleidet, er glaubte nicht bloß für die

Armen in seinem Lande da zu sein, und wenn er gleich sehr enthaltsam war, so daß er z. B. nie weder Heringe aß, noch Bier trank, wahrscheinlich damals große Delikatessen, so trieb er es mit der Mäßigkeit doch nie so weit wie Elisabeth, die an seinem Tische oft sowohl hungerte wie dürstete.

Sie ging also ihren Weg, mühsam und schmerzreich, wie er durch die Dornen war, womit sie selbst ihn bestreute. Im Jahre 1226 zog ihr Gemahl nach Italien zu Kaiser Friedrich II., und als damals eine ansteckende Krankheit ausbrach, die Tausende hinwegraffte, besuchte und pflegte sie die Kranken, faßte die Toten an, nähte den Armen ihre Totenkleider, zerschnitt oft ihre größten und weißesten Vorhänge zu Leichentüchern, besorgte das Begraben und wohnte dem Leichenbegängnisse bei. Bevor sie das heilige Abendmahl empfing, wusch sie zwölf Armen die Füße. Hielt sie nach einem Wochenbette ihren ersten Ausgang, so geschah das nicht in standesgemäßen Gewändern, wie sie auch nicht nach Eisenach in die Kirche ging; nein, in Wolle gehüllt schritt sie, ihren Säugling in den Armen, mit bloßen Füßen nach einem fern liegenden Kirchlein. Dort opferte sie „nach dem Bilde unserer lieben Frauen, der Mutter Gottes, das Kind mit einer Kerze auf den Altar“. Kam sie heim, so schenkte sie Oberkleid und Mantel irgend einer bedürftigen Frau.

Ihre Wohltaten erreichten bisweilen ein wirkliches Übermaß. Zur Zeit einer Hungersnot mußten täglich 900 Arme von ihrer Tafel gespeist werden. Einst verkaufte sie so viele Äcker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, daß sie daraus 64000 Goldgülden löste, die sie an einem Tage verteilte. Das hieß des Guten zu viel tun. Was man dagegen nur loben kann, das sind ihre milden Stiftungen. Sie errichtete deren drei: ein Hospital für achtundzwanzig arme Kranke am Fuße der Wartburgshöhe, vor dem Georgentore das der Weibersiechen, und endlich in Eisenach zur Aufnahme alter und armer Leute das zu St. Annen.

Unmittelbar unter dem ersten Hospital ließ sie auch einen Brunnen anlegen, zu welchem sie jeden Tag hinabstieg, um dort ihren Armen gewissermaßen Audienz zu erteilen. Er hat sich erhalten, ist ebenfalls wieder hergestellt worden und heißt noch heute der Elisabethbrunnen.

Wer nach Prüfungen sucht und seufzt, der ist sicher, sie nur zu bald zu finden, und zwar schwerer, als er sie gewünscht. Wer sich

Schmerzen schafft und einbildet, der lernt binnen kurzem den wirklichen Schmerz kennen. Es bestraft sich alles, und erträumtes Unglück haben wollen, wo man eigentlich nur Glück hat, ist eine Undankbarkeit gegen Gott. Die Strafe dafür ist das schreckliche Wahrwerden des Töricht-erträumten. Wenn Elisabeth in ihrer religiösen Schwärmerei oft darüber klagte, daß es ihr nicht vergönnt gewesen, als Jungfrau dem höchsten Herrn allein zu leben, wenn sie wieder und wieder von der Seite ihres Gemahls entwich, um, wie sie wähnte, allein Gott besser zu dienen, da ahnte sie nicht, wie bald sie ohne die Stütze des starken, liebenden Mannes bleiben, wie entsetzlich schnell ihre selbstgesuchte Einsamkeit sich in die traurige, hoffnungs- und endlose der Witwe verwandeln würde.

Die Sehnsucht nach dem Höheren, welche in jeder Zeit wie in jedem Volk und in jedem Menschen mächtig atmet, glaubte in jenen Jahrhunderten ein sichtbares Ziel gefunden zu haben. Das Grab des Gekreuzigten war es, das Heilige Grab in Jerusalem, in dem verloren gegangenen Zion. Die auserwählte Stadt Gottes war in den Händen der Ungläubigen: sie zu befreien zogen die Kaiser und Fürsten, die Ritter und Sänger Europas über die Meere und durch die Wüsten. Von dem roten Kreuze, das sie trugen, nannte man diese Wallfahrten in Stahl und Eisen Kreuzzüge. Ein neuer Kreuzzug war für das Jahr 1227 von Kaiser Friedrich II. beschlossen worden; wie hätte Ludwig, der tapfere, edle Graf, der von Jugend auf die Heldenlieder der Minnesänger gehört, auf der Wartburg bleiben können, während das ganze ritterliche Deutschland nach Palästina zog? Er nahm das Kreuz aus den Händen des Bischofs Konrad von Hildesheim, aber er wagte nicht gleich, es Elisabeth zu zeigen und trug es verborgen in seiner Gürteltasche. Arglos, das sie Bedrohende selbst im Traum nicht ahnend, faßte Elisabeth eines Abends ihren Herrn am Gürtel und suchte nach etwas in seiner Tasche. Das Kreuz kam ihr zwischen die Finger, sie zog es hervor, erkannte es, erriet alles und sank, vom jähen Schreck der Sinne beraubt, vor Ludwigs Füßen auf den Boden.

Er hob sie auf, seine daniedergeschmetterte Lilie. Und als sie ihn wieder zu hören vermochte, da tröstete er sie. Schön heißt es in einer deutschen Handschrift: „Der süße Fürst sänftigt ihre Betrübnis mit süßen Worten und mit göttlicher Umarmung.“ Dann gelobten die Gatten, das Kind, das ihnen als viertes geboren werden sollte,

der Kirche zu weihen. Es war dies Gertrud, die spätere Äbtissin des Prämonstratenser-Nonnenklosters zu Altenberg.

Nun Elisabeth um sein Vorhaben wußte, traf Ludwig seine Anordnungen als Landesvater. Er berief seine thüringischen und hessischen Stände zu einem Landtage nach Kreuzburg, setzte fest, wie alles während seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, versah seine Schlösser mit guten Befehlshabern und hinlänglicher Besatzung und bereiste endlich noch die thüringischen Klöster, um sich den Segen ihrer frommen Bewohner zu erbitten. Vorzüglich rührend war sein Abschied in Reinhardsbrunn, welches Kloster ihm stets vor allen anderen wert gewesen war. Sogar die kleinen Schüler nahm er auf den Arm und küßte sie wehmütig.

Mit um wie viel tieferer Wehmut mußte er sich von seinen eigenen Kindern, seinem kleinen Hermann und seinen beiden Töchterchen, trennen! Auch die Kleinen weinten bitterlich, als sie die Worte stammelten: „Gute Nacht, lieber Vater! vieltausend gute Nacht, herzgüldner Vater!"

Es war am Johannistage 1227 zu Schmalkalden, wohin Ludwig seine geheimen Räte und vertrautesten Freunde berufen hatte, um auch von ihnen feierlich zu scheiden und wo er seinem Bruder, Heinrich Raspe, die Regierung übergab und die Seinen empfahl. Dann zog er aus, nachdem er Elisabeth, seiner „allerliebsten Schwester", noch einen kostbaren Ring geschenkt.

Er sollte nicht weit ziehen, nur bis nach Italien. Eine Seuche brach im deutschen Heere aus, von ihr ergriffen starb Ludwig am 11. September desselben Jahres zu Otranto. Er war noch nicht achtundzwanzig Jahre alt.

Der Patriarch von Jerusalem reichte ihm das Abendmahl und gab ihm die letzte Ölung. Der sterbende Fürst, der Fromme, der Tugendsame, der Heilige, sah um sein Bett her einen Schwarm weißer Tauben. Die anderen sahen sie nicht, er aber sprach: „Ich muß mit den weißen Tauben hinwegfliegen!" und er verschied.

Die Trauerbotschaft kam nach Thüringen und auf die Wartburg. Dort war aus dem Ringe, welchen Ludwig beim Scheiden seiner Elisabeth geschenkt, der Hyazinth gesprungen, der darein gefaßt war. Elisabeth ahnte nichts Gutes, dachte aber nur an Gefangenschaft und sprach: „Ist mein Bruder in die Gefangenschaft geraten, so wird er

durch Gottes und seiner Freunde Hilfe schon wieder in Freiheit gesetzt werden." Die Landgräfin Sophie jedoch, die jetzt endlich Herz für sie gefaßt hatte, sprach zu ihr: „Sei geduldig, du allerliebste Tochter! dein Gemahl ist gestorben!" Elisabeth sank in die Kniee und wiederholte mit gefalteten Händen: „Gestorben! Gestorben!" Dann entwich sie, und als man ihr nachging, lag sie am Boden und jammerte: „Nun ist die Welt mir gestorben und alles, was sich darin liebt!" Und mit hervorstürzenden Tränen fügte sie hinzu: „Ach mir armen, trostlosen Witwe und elenden Frau! Nun tröste mich der, der Witwen und Waisen mit seiner Gnade nicht verläßt." Alle weinten mit ihr.

In Witwenkleider brauchte sie sich nicht erst zu kleiden, die hatte sie bereits angelegt, als sie nach dem Abschied von Ludwig auf die Wartburg zurückgekehrt war. Wie wir wissen, hatte sie das auch schon früher getan, wenn Ludwig nicht daheim war. Dann sagte sie wohl zu ihren Kammerfrauen: „So will ich gehen, wenn ich einst Betteln und Elend um Gottes willen ertragen werde."

Diese Worte wurden seltsam wahr. So unglaublich es klingen mag: ihr Schwager vertrieb Elisabeth aus der Wartburg. Er wollte die Witwe seines Bruders, die Mutter des jungen Landgrafen, der sein Mündel war, nicht länger unter dem Dache dulden, das ihre Kindheit und ihr Glück geschirmt. Weinend wanderte sie hinab nach Eisenach, um dort eine Herberge zu suchen. Das blieb lange vergebene Mühe; Heinrich Raspe hatte bekannt machen lassen: man würde ihm durch die Aufnahme der Elisabeth keinen Gefallen erzeigen. Niemand wollte ihr die Türe öffnen, ihr, deren Herz immer jedem Unglück offen gewesen war. Endlich fand sie in einem elenden Gasthofe, auf der Rolle, Unterkunft in einer Stube, in welcher die Schweine des Wirtes ihr erst Platz machen mußten. Hier saß sie, bis um Mitternacht das Glöckchen im Barfüßerkloster die Brüder zum Gebet rief; da eilte sie zum Pater Guardian und bat ihn: er möge doch mit seinen Brüdern den Gesang: „Herr Gott, dich loben wir!" anstimmen. Sie war bereits zum Danke gegen Gott für ihre Trübsale, seine Schickungen, gelangt.

Elisabeth wagte nicht, in den Gasthof zurückzukehren, sie saß mit ihren vier Hoffräulein in der Kirche der Barfüßer, bis man ihr von der Wartburg ihre Kinder brachte. Nun galt es, Obdach und Labung für die Kleinen zu finden, und zuletzt entschloß ein Priester sich, ihr

gegen Pfand beides zu gewähren. Das Volk in Eisenach behandelte sie schnöde; sie lernte den Undank in vollstem Maße kennen und war zuletzt, aller Hilfe bar, bereits auf dem Wege nach dem von ihr gestifteten Hospital, als ihre Tante Sophie, Äbtissin zu Kitzingen, welche Nachricht von ihrem harten Schicksale erhalten hatte, sie samt ihren Kindern in einem Wagen abholen ließ. Von Kitzingen folgte sie der Einladung ihres Oheims von mütterlicher Seite, des Bischofs von Bamberg, Ekbert von Meran, der ihr das Schloß Bottenstein zum Aufenthalt anwies und ihr einen kleinen Hofstaat einrichtete. Sie hätte dort, nicht froh, aber doch friedlich leben können, hätte der Oheim sie nicht gleich wieder vermählen wollen. Davon durfte mit ihr nicht geredet werden. Lieber, erklärte sie, würde sie sich ein großes Leid antun.

Unterdessen hatten die Ritter Ludwigs sich mit den sterblichen Überresten des geliebten Herrn nach Deutschland aufgemacht. Des Landgrafen Gebeine wurden, verschlossen in einer mit schwarzem Tuche überzogenen Truhe, auf der ein silbernes, von Edelsteinen funkelndes Kruzifix lag, durch ein Maultier von Kloster zu Kloster, von Stift zu Stift getragen. Am Abend nach der Ankunft wurden Vigilien, am Morgen vor der Abreise Seelenmessen gehalten, wofür man sich den Geistlichen dankbar erwies und der Kirche jedesmal ein purpurnes oder seidenes Tuch verehrte. Auf diese Weise kam der Leichenzug in die Nähe von Bamberg, und unter dem Geläute der Glocken, mit Fahnen und Kerzen, mit dem Bischofe, der ganzen Geistlichkeit und sämtlichen Schülern ging Elisabeth dem Gemahl entgegen; ach, wie anders, als sie von ihm gegangen war!

Am nächsten Tage schloß sie sich der Leichenbegleitung bis Reinhardsbrunn an, wo im Beisein Elisabeths, Sophiens, der beiden Brüder des Toten, Heinrichs und Konrads, und endlich seines Sohnes Hermann die Gebeine in einen steinernen Sarg gelegt und neben den Särgen der fürstlichen Vorfahren beigesetzt wurden. Dann vereinigten sich die zurückgekehrten Herren, um für die von Elisabeth erlittenen Unbilden, die sie ihnen geklagt, Rechenschaft von Heinrich Raspe zu fordern. Vier von ihnen erschienen vor dem Landgrafen, darunter die beiden Vargel, Walter und sein Sohn Rudolf, auch Schenk von Saaleck genannt, und dieser, ein feuriger, furchtloser Mann, redete dem Landgrafen in Gegenwart seiner Mutter, seines Bruders und vieler Edeln so scharf ins Gewissen, daß Heinrich sich mit Tränen zur Genugtuung

und zur Versöhnung bereit erklärte. Zu dieser ließ Elisabeth sich nicht nötigen, sie kam dem Schwager freudig entgegen. Genugtuung begehrte sie nicht, nur ihre Mitgift und das Leibgeding, das ihr Gemahl ihr ausgesetzt.

Ein Jahr blieb sie noch auf der Wartburg inmitten der Familie, die die ihrige gewesen, dann wurde ihre Sehnsucht nach Ruhe zu mächtig, und sie zog nach Marburg in Hessen, welchen damals noch kleinen Flecken mit seinem Schlosse, allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen Landgraf Heinrich ihr anwies, nachdem er ihr ein jährliches Einkommen von 500 Mark Silber ausgesetzt hatte. Begleitet wurde sie nach ihrem stillen Witwensitz von ihren Freundinnen und Hoffräuleins, Jutta und Eisentraut, und von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg.

Dieser Mann, der Elisabeth während der letzten Jahre ihres Lebens dermaßen beherrschte, daß ein neuerer Geschichtschreiber unwillig sagt: er habe sie zur Heiligen tyrannisiert, war im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren, von edlem Geschlechte und als Magister oder Doktor der Theologie so ausgezeichnet, daß der Papst, von dem Elisabeth sich mit Bewilligung ihres Gemahls einen Meister ausgebeten hatte, der sie in der Heiligen Schrift unterweisen könne, ihr keinen besseren Lehrer zu geben wußte als Konrad, den er von Paris kommen ließ, um ihn nach Eisenach zu senden. Elisabeth war über diese Ankündigung so erfreut, „daß sie aus Dankbarkeit fastete und ihren Leib kasteite"; Konrad kam, sie fiel vor ihm auf die Kniee — eine bedeutungsvolle Begrüßung, denn bald hatte die junge Fürstin an dem Lehrer einen Gebieter. Er bewog sie hauptsächlich, 1229 nach Marburg zu ziehen und sich ihm so gewissermaßen auf Gnade und Ungnade zu überliefern.

Von da an peinigte er sie mit unerbittlicher Strenge, aber sie gehorchte ihm in allem, denn sie fürchtete ihn. „Ich fürchte", sprach sie einst, „den Meister Konrad mehr als alles, und wenn ich ihn schon so sehr fürchte, wie sehr muß ich erst Gott fürchten?" Genug, sie war mehr seine Sklavin als seine Beichttochter. Auch von ihren Kindern suchte sie sich mehr und mehr los zu machen. Es war keines mehr bei ihr, sogar die kleine Gertrud hatte mit anderthalb Jahren der geistliche Zuchtmeister ihr weggenommen.

Selbst in Marburg blieb sie nicht lange, sondern zog auf das Dörfchen Wehrda in eine elende Hütte, die den Einsturz drohte, trug

geflickter Kleider von grobem ungefärbten Tuch, zwang ihre Hoffräuleins, sich ebenso zu kleiden, wollte von ihnen „Du, Elisabeth!“ angeredet werden, aß mit ihnen aus einer Schüssel Hülsenfrüchte in Wasser gekocht, wusch das Geschirr selbst rein und ließ sich bei dem allen, so oft es Meister Konrad einfiel, bereitwillig geißeln. Zuletzt entzog er ihr sogar ihre Freundinnen, und sie mußte fortan mit einem Laienbruder, einem geringen und nicht geachteten Mädchen und einer adligen Witwe, die ganz taub und von herber Gemütsart war, zusammen wohnen und Haus halten. Besuchten sie Eisentraut und Judith, wie Jutta später genannt wurde, so wagte sie weder ihnen etwas vorzusetzen, noch mit ihnen zu reden.

Endlich wurde das Hospital fertig, dessen Bau sie schon 1229 in Marburg hatte beginnen lassen. Später hieß es das Elisabethen-Hospital, damals das Hospital zum heiligen seraphischen Franciscus.

Eisentraut und Judith traten dort auch ein. Elisabeth ging für ihre Armen selbst Almosen einsammeln und pflegte mit Vorliebe gerade die Kranken, die an den widerwärtigsten Übeln litten.

Lange konnte ein so zartes Geschöpf ein solches Leben nicht ertragen: Elisabeth starb am 19. November 1231, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, in ihrem Hospitale. Ihr Tod erfolgte um Mitternacht; vorher ließ sie sich die Geschichte vom armen Lazarus vorlesen, dann sprach sie die Worte: „Die Mitternacht nahet! Es nahet der Bräutigam, die Braut zu holen zur himmlischen Hochzeit!“ Die Sage verklärte auch ihr Sterben; so z. B. soll ihr Töchterchen Gertrud, damals vier Jahre alt, im Kloster zu Altenberg, das neun Stunden von Marburg liegt, zur Zeit von Elisabethens Hinscheiden gesagt haben: „Ich höre das Totenglöcklein von Marburg tönen, und in diesem Augenblicke wird meine liebe Frau Mutter verschieden sein.“

Elisabeth wurde sieben Tage später in der St. Franciscuskapelle begraben. Bald war ihr Grab eine Wallfahrtsstätte. Konrad von Marburg sammelte und berichtete die Wunder, die dort vorgefallen sein sollten, dem Papst Gregor IX., erlebte aber nicht die am 17. Mai 1234 zu Perugia im Kirchenstaate erfolgte Heiligsprechung seiner makellosen Beichttochter, indem er bereits 1233 von einigen Edelleuten, die er als Ketzerrichter sich zu Feinden gemacht, überfallen und erschlagen wurde.

Die Erhebung von Elisabeths Gebeinen, d. h. die Versetzung derselben in ein anderes Monument, fand am 1. Mai 1236 zu Marburg

statt. Die Familie war gegenwärtig, und Friedrich II. wohnte in vollem Kaiserschmucke der Feierlichkeit bei. Durch drei Bischöfe ließ er das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone schmücken; anderen Erzählungen nach habe er es selbst tun wollen und dabei gesagt: „Weil es nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie in ihrem Tode krönen." Der Kaiser hätte nämlich, wie man sich erzählte, die von der Wartburg Verstoßene gern auf seinen Thron erhoben und ihr den Platz an seiner Seite gegeben, aber sie hätte sich dessen geweigert. Zur Zeit der Reformation ließ Landgraf Philipp von Hessen, um dem Aberglauben zu steuern, ihre Gebeine ausheben und heimlich begraben.

Nicht nur an die Wartburg knüpfte sich ihr Andenken, auch an einen der schönsten Dome Deutschlands, an die herrliche Elisabethkirche zu Marburg, die ihr zu Ehren errichtet wurde. Bei Elisabeth von Thüringen ist der Spruch in Erfüllung gegangen: „Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden."

Barbara Uttmann.

(1514 bis 1575.)

Laßt rollen die Klosjen,
Laßt rollen die Flosjen,
Und webt mit den Fädchen
So Säumchen wie Nähtchen.
Sie fallen und rasseln,
Sie wirbeln und prasseln,
Mit Eil und mit Zier
Aufs glatte Papier.
Sie gleiten und schwirren,
Sie klappern und klirren
So seltsam geschwind,
Wie Blätter im Wind.

Klöppellied aus dem Vlämischen von Carrein.

Wenn man in den alten vlämischen Städten, hauptsächlich in Mecheln und in Brügge, durch die einsameren Straßen geht, wo in kleinen Häusern die ärmeren Familien wohnen, da sieht man, ist es Sommer und Sonnenschein, in den offenen Haustüren Frauen und Mädchen tief am Boden sitzen, auf ihren Knieen die Arbeit, die ihre behenden Finger mit feenhafter Schnelligkeit fördern: sie klöppeln Spitzen.

Die Klosjes und Flosjes, die Knüppelchen und Fläschchen, wie der Mund des Volkes die Klöppel ihrer Form wegen getauft hat, „gleiten und klirren, klappern und schwirren"; auf dem Pflaster, zwischen dessen Steinen nicht selten Gras sprießt, schallen die Holleblokjes und Klompjes, d. h. die Holzschuhe der sich tummelnden Stadthoffnung, sonst auch Gassenjugend genannt; hoch oben aus der hellen Luft vom Glockenturm am großen Platz klingelt von Viertelstunde zu Viertelstunde die einschläfernde Melodie des Glockenspieles, und die emsig dasitzenden Frauen mit den spanischen Gesichtern und den niederdeutschen Namen schaffen die prachtvollen Volants, die reizenden Mantillen, die luftigen Voilettes und alle jene kostbaren durchsichtigen Gewebe, die im nächsten Winter bei Diner, Ball oder Rout auf schimmernden Atlas fallen, sich um schön geformte blendende Schultern schmiegen, auf glänzendem Haare ruhen oder wie immer die weiblichen Reize erhöhen sollen.

So haben wir das Spitzenklöppeln in Belgien oft beobachtet, aber nicht bloß dort wird der lieblichste Putz der Frauen geschaffen, auch in unserem Vaterlande hat er Werkstätten, nur liegen sie nicht, wie in

dem eben genannten Lande, in üppigen Küstenebenen, sondern in der Höhe des sächsischen Erzgebirges, und wie das Lokal der Arbeit, so ist auch der Betrieb derselben wesentlich anders als in Belgien.

Wer das erstemal, so lautet die Schilderung, die uns vorliegt, eine Stube betritt, in der alle Glieder der Familie, vom sechsjährigen Kinde, Knaben und Mädchen, bis zum ergrauten Großmütterchen, an ihrem auf dem Klöppelständer befindlichen Klöppelsack beschäftigt sind, der ist im höchsten Grade von diesem Anblick überrascht. Nicht selten trifft man in einem kleinen Stübchen sechs bis acht Personen bei dieser Arbeit. Außer dem Rascheln, das das Aneinanderschlagen der hölzernen Klöppel durch das zwei- oder dreimalige Drehen jedes einzelnen behufs der Vollendung eines ganzen oder halben Schlages verursacht, herrscht lautlose Stille, die nur unterbrochen wird, wenn man hascht, zählt oder wettet, d. h. sich gegenseitig zu größerer Tätigkeit anspornt. Das Haschen findet entweder zwischen einer Mutter und ihren Kindern oder zwischen einer geübteren und einer minder fertigen Klöpplerin statt und besteht darin, daß z. B. die Mutter dem Kinde 100, nämlich 100 gesteckte Nadeln, vorgibt. Das Kind sagt nun nach der ersten gesteckten Nadel: „Hunderteins!" die Mutter bloß: „Eins", und so zählen beide fort, bis die Mutter dieselbe Zahl ausspricht wie das Kind und folglich dieses erreicht oder erhascht hat. Zum Zählen gehören zwei Klöpplerinnen von gleicher Gewandtheit. Nach der ersten gesteckten Nadel sagt die eine: „Bist mir eine (Nadel)"; worauf die zweite, hat auch sie die erste Nadel gesteckt: „Bist mir keine", antwortet. So stecken denn beide Nadel auf Nadel, bis der einen vielleicht der Faden reißt. Die andere macht inzwischen ihre Schläge fort, steckt nach jedem Schlag die nötige Nadel und sagt dabei: „Bist mir eine, bist mir zwei, drei usw.", bis die Nachgebliebene die Vorausgeeilte wieder einholt.

Beim Wetten wird eine Arbeit festgesetzt und die Zeit zu ihrer Vollendung bestimmt. Die Klöpplerin, die zuerst fertig ist, erhält von allen, denen sie voraus kam, eine Stecknadel zur Belohnung.

Dieses Bild ist aus dem Winterleben — im Sommer tun die Frauen sich in ganze Gesellschaften zusammen, um im Freien unter dem Schatten der Bäume zu arbeiten. Von Männern arbeiten dann höchstens Bergleute mit, wenn sie nach verfahrener Schicht keinen anderen Nebenverdienst finden; sonst sieht man die Klöppler nur an den Tischen, auf

denen in den langen Winterabenden das Licht einer einzigen trüben Lampe durch Flaschen und Glaskugeln hinreichend erhöht wird, um so und so viele Klöppelkissen zu erhellen.

Das Erzgebirge ist industriell. Seit es nicht länger reich war, wurde es arbeitsam. Die Bergwerke erschöpften sich, die Erfindung regte sich. Die Bevölkerung hatte, so lange die Gruben fortfuhren, „freundlich und höflich" zu sein, das Silber, das sie darboten, als Gottesgabe dankbar angenommen; als eine Grube nach der anderen ihre reichen Mittel „aussagte", begannen die Erzgebirger rüstig die mannigfachen Gewerbe, mit denen sie sich noch heute zu erhalten versuchen. Keines von allen aber wurde gleich von Anfang an und wird noch immer fleißiger und allgemeiner betrieben als das Spitzenklöppeln.

Schon mit dem siebenten Jahre fangen die Kinder mit leichten Mustern an. Alle Zeit, die nicht von der Lernschule, der gewöhnlichen Schule, in Anspruch genommen wird, gehört den Klöppelschulen, deren es allein fünfundzwanzig vom Staat unterstützte gibt. In manchen derselben sitzen wohl an hundert kleine fleißige Geschöpfe, vormittags von Zehn bis Zwölf und nachmittags von Drei bis Sechs oder Sieben, im Winter oft bis Zehn, mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit bei der Arbeit. Auf den Dörfern erlernen fast alle Mädchen ohne Ausnahme und von den Knaben etwa ein Dritteil die zierliche Kunst, zu der, seltsam genug, die Knaben mehr Anlage beweisen als die Mädchen. Wenn diese später geschickter klöppeln, so verdanken sie es der unausgesetzten Übung in der Klöppelei, die vom östlichen Ende des Erzgebirges an bis an die Grenze des Vogtlandes, vom Kamme des Gebirges bis nahe an den Fuß desselben fast sämtlichen Frauen der Bergleute, Waldarbeiter, Hammer-, Nagel- und Löffelschmiede als ausschließliche Beschäftigung dient.

Fast jede große Industrie knüpft sich, sei es nun durch ihre Erfindung oder durch ihre Verbreitung, an irgend einen Namen, der so dem Danke späterer Jahrhunderte erhalten bleibt. Auf dem Kirchhof zu Annaberg im Erzgebirge steht ein Denkmal von Sandstein und darauf die Inschrift:

Hier ruht
Barbara Uttmann,
gestorben d. XIV. Januar MDLXXV.
Sie ward durch das im Jahre MDLXI von ihr erfundene Spitzenklöppeln
die Wohltäterin des Erzgebirges.



Barbara Uttmann.

Gezeichnet von Sachse nach einer Elfenbeinschnitzerei im Grünen Gewölbe zu Dresden.



Diese Inschrift ist insofern unrichtig, als das Spitzenklöppeln um die angegebene Zeit in den Niederlanden bereits erfunden war, folglich im Erzgebirge nicht erst erfunden zu werden brauchte. Aber dennoch darf Barbara Uttmann als die Wohltäterin ihrer Heimat, und zwar bis auf den heutigen Tag, bezeichnet werden, denn sie war es, die zuerst die Klöppelei im Erzgebirge einführte.

Es war nämlich in der Wilden Ecke, wie die rauhe und waldige Umgebung des Pöhlberges bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hieß, den 27. Oktober 1492 durch Kaspar Drechsler aus Frohnau der erste Silbergang am Schreckenberg entdeckt worden. Bald darauf gelang es auch anderen Schürfern, am Schrecken-, Schotten- und Pöhlberge, sowie am Prözel reiche, Silbererz führende Gänge zu entblößen. Die Gegend lichtete und belebte sich; das Dorf, das sich um die erste Grube gebildet hatte, wurde schon nach vier Jahren unter dem Namen Annaberg zur Bergstadt erhoben, und hier lebte seit 1526 als Bergzehnter Heinrich von Elterlein, der, aus einer Patrizierfamilie stammend, 1485 in Nürnberg geboren war und 1582 zu Elterlein im Erzgebirge verstarb.

Ihm nun wurde an letzterem Orte 1514 eine Tochter geboren, die Barbara hieß und dazu ausersehen war, den Frauen des Erzgebirges Arbeit und Erwerb zu geben. Schon frühzeitig tat sie sich durch Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten hervor und besonders in der Verfertigung gestickter Spitzen, womit sich damals ausschließlich die Töchter und Frauen der höheren Stände beschäftigten. Diese Spitzen wurden hauptsächlich zum Schmuck von Altardecken und Meßgewändern angewandt und erforderten viel Zeit und Mühe. Barbara soll eine leichtere und minder zeitraubende Art des Spitzenmachens gesucht und in einem Spitzenkragen, den sie ihrem Verlobten, Christoph Uttmann, am Morgen des Hochzeitstages überreichte, den Beweis geliefert haben, daß sie nicht umsonst versucht und gesonnen. Dieser Kragen war die erste Klöppelarbeit, die im Erzgebirge gesehen wurde, und schmückte Christoph Uttmann, der aus Löwenberg in Schlesien nach Annaberg gekommen und hier ein reicher Bergherr geworden war, zur Bewunderung aller, die ihn an Christophs Ehrentage in Augenschein nahmen.

Neuerdings hat man, wie gesagt, der Frau Uttmann die Erfindung des Klöppelns bestritten, und es wird jetzt allgemein angenommen, daß sie diese Kunst von einer Niederländerin gelernt hat, die als Pro-

testantin, durch Albas Härte aus der Heimat vertrieben, bei ihr Zuflucht fand. Eine größere Ansiedelung der niederländischen Seidenweber in Buchholz bei Annaberg fand erst statt, als 1561 „das Klöppelwerk von weißem, gelblichem Zwirn" im Erzgebirge aufgekommen war. Welche Ansicht hier die richtige ist, muß wohl unentschieden bleiben und ist im Grunde ohne besondere Bedeutung.

Sicher ist es, daß Barbara Uttmann, die selbst einen einträglichen Borten- und Spitzenhandel getrieben, die nützliche Kunst des Klöppelns in Annaberg gelehrt und verbreitet hat. Wie rasch dieselbe volkstümlich geworden, sieht man daraus, daß 1568 eine im Erzgebirge ausgebrochene Pest in Annaberg allein bereits 800 Spitzenklöpplerinnen dahinraffen konnte, während man doch erst 1561 angefangen hatte, „Borten, Kronen und Zanken zu machen." Von Annaberg aus ging die anmutige und einträgliche Fertigkeit zunächst in die übrigen Bergstädte über, weshalb sie auch als städtisches Gewerbe angesehen wurde. Dorfbewohner, die sie ausüben wollten, mußten laut Verordnung von 1609 eine Abgabe, das Klöppelgeld, entrichten.

Noch im sechzehnten Jahrhundert stieg die Zahl der ständigen Spitzenklöpplerinnen bis auf 10000, vor etwa zwanzig Jahren betrug sie 50000, wozu im Winter noch an 20000 außerordentliche Arbeiter kamen. In der neuesten Zeit arbeiten den Sommer über kaum noch 35—40000. Der Verdienst sank mit der Zunahme der Arbeitenden. Während in früheren Jahrhunderten eine geschickte Klöpplerin bis an zehn gute Groschen verdienen konnte, eine bei dem damaligen Geldwert sehr ansehnliche Summe, so bringt es jetzt die beste Arbeiterin, wenn sie gleich vom Morgen bis zum Abend sich keinen Augenblick Ruhe gönnt, allerhöchstens auf sechzig Pfennige; ja, in besonders schlimmen Jahren verdient sie noch weniger, so wenig, daß die redlichste Arbeit vor Armut und Not in der kleinen Wohnung nicht schützen kann. Die Maschinenspitzen, die seit 1809 in England gefertigt wurden, drückten — wie es überall, wo erst Maschinenwerk eintritt, mit der menschlichen Arbeit geschieht — die Handspitzen weit unter ihren Wert herab, und die Erzgebirger mußten den ungleichen Kampf mit der Kraft des Erzes beginnen, das dem vorigen Jahrhundert seine besondere Eigentümlichkeit gibt. Leider taten sie es nicht auf die rechte Weise, suchten nicht durch Vollendung, sondern durch Wohlfeilheit mit der Nottinghamer Bobinetmaschine zu wetteifern. „Daß dies nicht der rechte Weg

sei, um der Maschinenarbeit die Spitze zu bieten", sagt Berthold Sigismund in seinem unterhaltenden Buche über das Erzgebirge, „ist offenbar. Die Handarbeit kann sich vielmehr nur dadurch erhalten, daß sie sich der feinen Muster besonders befleißigt. Statt des im Preise so sehr gesunkenen offenen Grundes und der gewöhnlichen Bett- und Baumwollenspitzen muß die Menschenhand vorzugsweise die der Maschine unerreichbaren Valencienner und Brüsseler Spitzen fertigen. Das Handwerk muß zur Kunst werden, wenn es dem Wetteifer der Mechanik gegenüber sich behaupten will. Durch die Erfindung der Photographie sind viele Bildnis- und Schattenrißzeichner um ihr Brot gekommen, aber der tüchtige Porträtmaler wird nie verdrängt werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Spitzengewerbe. Die gewöhnlichen Arten wird die Menschenhand der Maschine abtreten müssen, die feineren werden ihr als Vorrecht bleiben." Die Erzgebirgerinnen sollten um so mehr diesen Wettkampf mit den Waffen der größeren Kunst führen, da sie die Arbeit des Spitzenklöppelns lieben. Es ist bei ihnen gleichsam eine Überlieferung, die sich von Geschlecht auf Geschlecht forterbt. Die zweite Frauenindustrie des Erzgebirges, das Sticken, das im sechzehnten Jahrhundert zugleich mit der Schleierweberei von Schweizern im Vogtlande eingeführt wurde, hat nie eine solche Verbreitung gefunden wie die Klöppelei, und Klara Ungermann, die, aus Bialystock gebürtig und in einem Kloster bei Thorn erzogen, 1775, als sie die Gattin des Försters Nollain zu Eibenstock wurde, das im Kloster erlernte Tamburieren einführte, wird niemals einen solchen Platz einnehmen wie Barbara Uttmann.

Diese wackere Frau hat ihr segensreiches Leben in Frieden und Ehren zu Ende gebracht. Auf der Messingplatte, die früher allein ihr Grab bezeichnete, liest man:

1575 Jar. den 14. Januarii ist die erbare und erentugendsame Frau Barbara Uttmann, des erenfesten Herrn Christoph Uttmanns hinterlassene Wittfrau in Gott seligin entschlafen, deren Selen Gott der Herr gnad.
Ihres Alters LXI Jar. hat erlebt LXIV Kinder und Kindeskinder. Johannis am XI. spricht Christus: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.

Das neue Denkmal ist am 17. Oktober 1834 durch den Amtshauptmann Eisenstuck in Annaberg errichtet worden. Es zeigt eine weibliche Gestalt, die, auf einem Bienenkorbe, dem Symbol des Fleißes, sitzend,

Spitzen klöppelt, während ein Genius eben im Begriff ist, sie mit einem Lorbeerkranz zu krönen. Was dem echt weiblichen Verdienst der bürgerlichen Patrizierin der Lorbeerkranz soll, ist uns nicht klar geworden, indessen der Schöpfer des Denkmals muß auf dieses Triumphzeichen einen besonderen Wert gelegt haben, denn es findet sich ebenfalls auf der anderen Seite des Sockels nebst den Sinnbildern des Handels: Anker, Merkurstab, Warenballen und der Inschrift:

Ein tätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

Die alte Messingplatte sagte besser, was recht ist. Passend wäre für Barbara Uttmann auch die Grabschrift gewesen, mit der die Alten eine Frau am herrlichsten zu ehren meinten:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

Freilich auf das Grab einer modernen Beglückerin ihres Geschlechtes dürfte weder der erste, noch der letzte dieser Gedenksprüche gesetzt werden, höchstens der zweite, wenn nicht auch er als zu beschränkt und folglich als unwürdig des neuen universellen Genius betrachtet würde, der sich als „das Weib der Gegenwart“ offenbart. Eine Frau, die nichts weiter besessen hat als einen „tätigen Geist“ und „eine sinnige Hand“ und beides bloß dazu angewandt hat, um einer armen Bevölkerung einen Nahrungszweig zu geben, der nicht einmal volle hundert Jahre lang goldene Früchte trägt — wie wenig entspricht das der hohen Bestimmung des Weibes, wie sie vielfach von unseren modernen Verehrerinnen der weiblichen Emanzipation aufgefaßt wird! Keine dieser Frauen hat jetzt noch den Wunsch, daß auf ihrem Grabstein nichts weiter zu lesen sein möchte als die klassischen Worte:

Sie lebte keusch,
Webte Wolle,
Diente dem Hause. —

Schließlich sei noch erwähnt, daß das freundliche Annaberg, die Heimat der Frau Uttmann, auch der Wohnort des bekannten Rechenmeisters Adam Riese war, dessen Name und Rechenbuch sprichwörtlich geworden sind, sowie der Geburtsort des wackeren Kinderfreundes Felix Weiße.

Lady Jane Gray.

(1537 bis 1554.)

> Sie rührte nie den Staub der Erde an
> Mit ihrer Seele reinem Schwingenpaar.
> „Magdalene“, ein Fragment.

Wie zwischen zwei düsteren Wolkenmassen am Himmel oft ein einzelner klarer Stern, so steht in der Geschichte oft eine einzelne lichte Gestalt zwischen zwei finsteren Epochen. Als solche erscheint Lady Jane Gray zwischen den blutigen Regierungen Heinrichs VIII. von England und seiner ältesten Tochter, der ersten Maria.

Eine elegisch jugendliche Gruppe mit ihr bildend, erblicken wir zu beiden Seiten neben ihr den Knabenkönig, Eduard VI., dessen Hand ihr die verhängnisvolle Krone auf das Haupt drückt, und Guilford Dudley, ihren Jünglingsgatten, der ihr den Weg zum Himmel vorausgeht, wo sie die zweite Krone, die unvergängliche der unschuldig Geopferten, empfangen soll.

Heinrich VIII., dieser Blaubart nicht nur der englischen, sondern der ganzen Geschichte, ist durch die mannigfachsten Darstellungen so bekannt geworden, daß es uns fast wie ein Übermaß von historischer Gewissenhaftigkeit vorkommt, seiner und seiner sechs Frauen anders als durch eine bloße Erwähnung zu gedenken. Will man aber klar sehen, wie es kam, daß Eduard VI. die Thronfolge änderte und dadurch seiner jungen Verwandten einen frühen Tod, anstatt, wie er gehofft, ein langes und glückliches Regentenleben bereitete, so muß man genau das Verwandtschaftsverhältnis kennen, in dem er sich zu seinen Schwestern Maria und Elisabeth sowohl, wie zu Lady Jane Gray befand.

Sobald Heinrich VIII. bei dem Tode seines Vaters Heinrichs VII. den Thron von England bestiegen hatte, vermählte er sich mit der Witwe seines fast noch als Knabe gestorbenen Bruders Arthur, der spanischen Prinzessin Katharina. Lange Jahre konnte diese Ehe für

glücklich gelten, obwohl Katharina älter war als Heinrich, und von allen ihren Kindern nur die den 8. Februar 1515 geborene Prinzessin Maria am Leben blieb. Erst als Heinrich eine Neigung für ein Hoffräulein Katharinens, Anna Boleyn faßte, begann die edle, ernste Spanierin ihm unbequem zu werden. Sein Gewissen erwachte, wie er versicherte, und machte ihm bittere Vorwürfe wegen der Sünde, die er begangen, indem er die Witwe des Bruders geheiratet. Die Kirche wollte diese nachträglichen zweideutigen Gewissensskrupel nicht anerkennen, und um sie zu beschwichtigen, entzog König Heinrich mit ingrimmiger Entschlossenheit England der geistlichen Autorität des Papstes, erklärte Katharina wieder zur Prinzessin von Wales, ihre und seine Tochter für illegitim, und ließ sich 1533 aus eigener Machtvollkommenheit mit der Boleyn trauen.

Katharina blieb sich selbst so gut treu, wie ihm, der sie verstoßen hatte. Sie nannte sich sein Weib und seine Königin, bis sie starb. Heinrich weinte, als er ihren Hingang erfuhr; Anna Boleyn freute sich. „Jetzt bin ich wirklich Königin", sprach sie, „denn ich habe keine Nebenbuhlerin mehr." Wenige Monate später endigte sie, der Untreue angeklagt, ihr Leben auf dem Block des Henkers; ihre Tochter Elisabeth sah sich nicht minder, wie die der Spanierin, mit dem Makel der Unrechtmäßigkeit gebrandmarkt, und am Tage nach ihrer Hinrichtung wurde Johanna Seymour die dritte Gemahlin Heinrichs VIII.

Sie war die einzige von seinen Frauen, der der König Zeit ließ, ihn zum Witwer zu machen, denn sie starb bereits am 12. Oktober 1537, zwölf Tage, nachdem sie ihm einen Thronerben geboren. Über seine drei letzten Gemahlinnen können wir rasch hinweggehen, sie waren ohne alle politische Bedeutung und keine von ihnen hatte Kinder. Die erste, Anna von Kleve, verstieß Heinrich 1540, weil sie ihm mißfiel; die zweite, Katharina Howard, ließ er 1542 enthaupten, weil sie ihm auch untreu gewesen sein sollte; die letzte von allen, Katharina Parr, hatte das Glück, ihn zu überleben.

Der Sohn Johanna Seymours zählte, als er am 28. Januar 1547 unter dem Namen Eduard VI. König wurde, wenig mehr als elf Jahre. Daß seine Regierung folglich eine Zeit für Parteiungen sein mußte, liegt am Tage. An ehrgeizigen Edlen fehlte es in England keineswegs, und jeder wollte der Beherrscher des jungen Fürsten sein. Diese Herrschaft blieb zuletzt, doppelt durch Blut erkauft, dem Grafen von Warwick,

der zum Herzog von Northumberland erhoben und bei dem jungen Könige bald so gut wie allmächtig wurde. — Sein Einfluß indessen, so groß er auch war, ruhte nur auf einem sehr schwachen Grunde, auf dem Leben des Königs. Starb Eduard, so stürzte Northumberland, und der Tod des schwächlichen königlichen Jünglings war bereits gegen Ende Mai 1553 eine Gewißheit. Es handelte sich nur darum, wie lange sein Dasein sich noch hinziehen könne.

Dieser Gefahr gegenüber faßte Northumberland den kühnen oder frechen Entschluß, die Thronfolge umzuändern. Dem Willen Heinrichs VIII. nach sollten, im Fall Eduard ohne Kinder stürbe, seine Schwestern ihm nachfolgen; Northumberland aber unternahm es, mit Umgehung der beiden Prinzessinnen, Lady Jane Gray zur Thronerbin erklären zu lassen.

Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern: die älteste, Margareta, vermählte sich mit Jakob IV. von Schottland; die zweite, Maria, zuerst mit Ludwig XII., König von Frankreich, und nach seinem Tode mit Earl Brandon, Herzog von Suffolk. Aus dieser Ehe war die älteste Tochter, Franziska, an den Marquis von Dorset verheiratet, der erst vor kurzer Zeit aus Rücksicht für seine Gemahlin zum Herzog von Suffolk ernannt worden war. Ihr ältestes Kind war Lady Jane Gray.

Fast in einem Alter mit dem jungen König, hatte Lady Jane dieselben Lehrer gehabt, wie er. Gleich ihm hatte sie nicht nur Lateinisch und Griechisch, sondern selbst Hebräisch und Chaldäisch gelernt; gleich ihm beschäftigte sie sich sehr eifrig mit Theologie, die damals im Interesse der Gebildeten den Platz einnahm, den heute die Politik behauptet; gleich Eduard endlich hing sie fest an der reformierten Lehre und hegte einen orthodoxen Abscheu vor dem römischen Irrglauben. Die Königin-Witwe, Katharina Parr, hatte Lady Jane häufig bei sich gehabt, und da Eduard mit großer Innigkeit an dieser seiner dritten Stiefmutter hing, so mag sich unter ihrem Einfluß die herzliche Neigung zu seiner jungen Verwandten früh entwickelt und mehr und mehr befestigt haben.

Wenn wir Lady Jane so annähmen, wie sie gewöhnlich geschildert wird, so müßten wir in ihr zu unserem stillen Leidwesen eine sechzehnjährige Pedantin, gleichsam eine Ahnfrau der jetzigen Blaustrümpfe, erblicken, die alles, was nicht Philosophie war, unter ihrer Würde gehalten und nie anders, als in wohlabgerundeten Sentenzen, geredet

habe. Wir aber stellen sie uns anders vor und glauben mehr an das junge Mädchen in ihr, als an die jugendliche Gelehrte, denn erstens soll sie den Putz mehr geliebt haben, als die strengen Prediger ihrer Kirche gut hießen, und zweitens ließ sie sich gern und sogar mit zärtlicher Neigung an den schönen Guilford Dudley verheiraten, der nur ein Jahr mehr als sie zählte. Eine Pedantin aus der Schulstube putzt sich weder mit Vergnügen, noch wendet sie einem so jugendlichen Gatten ihre Neigung zu, vornehmlich einem solchen, der nicht so viele Sprachen versteht, wie sie.

Wir dürfen glauben, daß ihr Gemüt sie besonders zur Wissenschaft gezogen und daß ihr Lehrer ihr das Studieren lieb gemacht hat. Es liegt darin etwas mädchenhaft Natürliches, das uns sehr anspricht. Auch muß sie liebenswürdig gewesen sein, denn sie wurde von denen, die sie kannten, allgemein geliebt. Um so auffallender erscheint es, daß gerade von seiten ihrer Eltern ihr nicht mit Liebe, sondern viel öfter mit Unfreundlichkeit begegnet ward. Daraus erklärt sich auch, daß Jane um so lieber beim Studium ernster Bücher weilte und sich am wohlsten befand, wenn sie ungestört in der Einsamkeit bleiben durfte, und daß sie um so lebhafter die Güte berührte, die sie im Gegensatze zu dem Verhalten ihrer nächsten Angehörigen bei ihrem Lehrer fand.

„Was ich immer tun möge", vertraute sie einer Freundin, „ist nicht recht; ich kann zu ihrer Zufriedenheit weder essen noch trinken, weder gehen noch sitzen. Immerfort werde ich gescholten und oft gezwickt, andere Zeichen ihres Zornes nicht gerechnet, deren ich aus Ehrfurcht vor ihnen nicht erwähnen will. Meine glücklichsten Augenblicke sind die, die ich mit meinem Lehrer, Herrn Aylmer, zubringe. Sein Betragen ist ganz Milde, und so angenehm vergehen die Stunden, wo er mir Unterricht gibt, daß ich oft, wenn ich genötigt bin, meine Bücher zuzumachen, mich der Tränen nicht enthalten kann."

Eduard empfand für seine junge Verwandte eine herzliche Neigung, so daß der jüngere Bruder seiner Mutter, Thomas Seymour, der Lord-Admiral, der die Gunst seines Neffen mit dem Leben bezahlen mußte, ernstlich daran dachte, Lady Jane mit dem Könige zu verheiraten. Northumberlands Ehrgeiz strebte nach einem andern Ziele: er wollte die Herrschaft an sein eigenes Haus bringen; darum vermählte er Anfang Mai 1553 Lady Jane mit seinem vierten Sohne, Guilford Dudley, und wußte es dann durch Vorstellungen von der Gefahr, in



Lady Jane Gray.
Nach einem Kupferstich von R. Cooper.



die die reformierte Kirche bei einer Thronbesteigung Marias geraten müsse, bei Eduard dahin zu bringen, daß er seine Schwestern ausschloß und Lady Jane Gray zu seiner Nachfolgerin bestimmte.

Wegen Elisabeth hatte Eduard am meisten geschwankt, ihr konnte die katholische Religion nicht zum Vorwurf gemacht werden, und überdies liebte Eduard seine jüngere Schwester auf das Zärtlichste. Indessen Northumberland wußte alles Widerstreben des jungen Königs hinweg zu reden, und am 12. Juni eröffnete Eduard seinen geheimen Räten, was Northumberland ihm eingegeben.

Eduard fand anfangs Widerstand, doch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, folgte die Nachgiebigkeit bald darauf, und am 21. Juni wurde das Dokument, das die Thronfolge veränderte, von den Lords des Rates und den meisten Richtern und Rechtsgelehrten der Krone unterzeichnet. Der Tower wurde mit Munition versehen, die Besatzung verstärkt und der Konstabler, Sir John Gage durch Sir James Croft, eine Kreatur Northumberlands, ersetzt. Zugleich richtete der Rat am 30. Juni einen Brief an die Prinzessin Maria, durch den sie auf Befehl des Königs augenblicklich an den Hof berufen wurde. Sie war, um diesem Befehle Folge zu leisten, bereits unterwegs, als ihr eine Warnung zukam, die sie bewog, nach Kenninghall, ihrem Wohnsitz in Norfolk, zurückzukehren, und so einer Gefangenschaft im Tower zu entgehen.

Von diesem allen wußte Lady Jane Gray nichts. Sie hatte die Erlaubnis erbeten und erhalten, einige Tage entfernt vom Hofe in Chelsea zubringen zu dürfen. Am 9. Juli empfing sie durch eine ihrer Schwägerinnen die Weisung des Rates, unverzüglich nach Sion-House zurückzukehren und dort der Befehle des Königs zu harren.

Eduard war schon am 6. Juli in Greenwich gestorben, aber sein Tod wurde noch als tiefes Geheimnis bewahrt; nur Lady Maria war verstohlen davon unterrichtet worden. Die ahnungslose Lady Jane, die gar nicht wissen mochte, was der Rat und der König von ihr wollten, gehorchte, und sah am nächsten Morgen mit großem Erstaunen ihren Schwiegervater, den Marquis von Northampton, und die Grafen von Arundel, Huntington und Pembroke mit einem glänzenden Gefolge in Sion-House erscheinen. Sie sprachen mit ihr über unbedeutende Gegenstände, aber zugleich mit einer Ehrfurcht, die ihr unerklärlich war und sie eben darum ahnungsvoll beunruhigte. Bald trat auch ihre Schwieger-

mutter nebst der Herzogin von Suffolk und der Marquise von Northampton ein, und nun eröffnete Northumberland der Lady Jane: ihr Vetter sei tot, und sie sei seine rechtmäßige Erbin.

Die Lords knieten nieder, begrüßten sie als Königin, und schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Das Überraschende dieses Auftrittes war zu ergreifend für die zarte Frau: ohnmächtig sank sie zusammen.

Als sie Kraft und Besinnung wiedergefunden, da ergab sie sich in die Notwendigkeit, Königin sein zu sollen. Ein Glück dünkte ihr die Krone nicht, nie hatten ihre Träume den Weg zum Throne genommen, in der Stille waren sie immer gegangen. Aber was sollte sie tun, die arme Lady Jane? So jung und mitten zwischen zwei ehrgeizigen Familien allein und ohne jede Stütze im Widerstande, hätte sie ihn auch versuchen wollen. Mutter und Vater waren für ihre Erhöhung, sowie der Jüngling, dem es schmeicheln mußte, sie, die sein war, als Herrscherin zu sehen. So ergab sie sich denn in die ihr aufgedrungene Größe, und ließ sich am nächsten Tage zu Wasser in den Tower führen, wo die Könige vor der Krönung ihren Aufenthalt nehmen mußten. Ihr Einzug war prächtig, ihre eigene Mutter trug ihr die Schleppe, der Lord-Schatzmeister überreichte ihr die Krone, knieend begrüßten sie ihre Verwandten. Zehn Tage später jubelten andere der Maria als Königin zu, und Lady Jane befand sich als Gefangene im Tower. Das Volk hatte eine echte und rechte Königstochter gewollt, der Adel keine Königin, an deren Stelle Northumberland geherrscht haben würde. Als Lady Jane proklamiert worden war, hatte drohendes, unheilverkündendes Schweigen geherrscht; als Lady Maria ausgerufen wurde, brach lauter Jubel los.

Lady Jane hatte die Krone freudiger niedergelegt, als sie dieselbe angenommen. Mit Geduld ertrug sie ihre Gefangenschaft; mit Demut erwartete sie, was die Königin über sie beschließen werde. Maria zeigte sich anfangs zur Milde geneigt, obgleich ihr Vetter Kaiser Karl V. ihr dringend ein strenges Vorgehen auch gegen Lady Jane anraten ließ. Northumberland büßte seine unleugbare Schuld mit dem Tode, Suffolk dagegen wurde schon nach drei Tagen wieder aus dem Tower entlassen, seine Gemahlin sogar mit Auszeichnung am Hofe behandelt, und Lady Jane und ihr Gemahl würden nach einiger Zeit ebenfalls die Freiheit wiedererlangt haben, wäre nicht bei der Nachricht von Marias Verlobung mit Philipp, dem Infanten von Spanien, ein Aufstand aus-

gebrochen, an dem, aller Dankbarkeit gegen die Königin vergessend, der Herzog von Suffolk sich beteiligte.

Arme Lady Jane! Zwiefach das Opfer der Ihrigen! Ihr Schwiegervater hatte sie gezwungen, sich den Thron anzumaßen; die Schuld des Vaters brachte sie auf das Schafott. Kaum daß der Aufstand, der mit unerhörter Kühnheit die Königin in St. James selbst bedroht hatte, am 7. Februar 1554 gebändigt war, so sprach Maria über „Guilford Dudley und seine Ehefrau" das Todesurteil aus. Sie wagte dieses Mal nicht wieder, die Verteidigerin ihrer jungen Verwandtin zu sein; sie fürchtete, der erneute Versuch, sie der Krone zu berauben, sei durch ihre frühere Milde hervorgerufen worden. Einem dritten wollte sie sich nicht mehr aussetzen, und so mußte die schuldlose Tochter den Verrat des Vaters büßen. — Lady Jane nahm die grausame Schicksalswandlung in frommer Ergebenheit hin. Ruhig schrieb sie ihre letzten Briefe, verteidigte ihre Glaubensgrundsätze gegen die Bekehrungsversuche der römisch-katholischen Geistlichen und bereitete sich gefaßt zum Tode vor.

Guilford sollte zuerst sterben. Er wünschte Abschied von ihr zu nehmen. Lady Jane wies seine Bitte zurück. Sie fürchtete, in dem Schmerz des letzten Kusses den Mut für den letzten Augenblick zu verlieren. In wenigen Stunden würden sie sich ja im Himmel wiedersehen, ließ sie dem Gatten sagen, und nur als er am Fenster ihres Kerkers vorübergeführt wurde, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ein Lebewohl zuzuwinken. Dann sah sie den in ein Laken gehüllten Körper zurückbringen, vernahm, mit welchem männlichen Mute Dudley gestorben, und gleich unerschüttert und stark wie er, trat auch sie den Todesweg an. Um ihre königliche Abkunft zu ehren, sollte sie nicht, wie Guilford, angesichts der Menge, sondern innerhalb des Towers hingerichtet werden.

Ihr schönster Schmuck, die jungfräuliche Grazie, blieb ihr auch in der letzten Stunde treu. Eine alte Beschreibung ihres Todes in englischer Sprache erzählt, sie habe die Zuschauer „mit einem anmutigen Ausdruck von Sittsamkeit" um ihre Fürbitten ersucht, und keine Worte dürften besser ausdrücken, auf welche zarte, liebliche Art dieses holde Geschöpf von der Welt Abschied nahm. Nachdem sie ihre Zuversicht auf Christi Gnade ausgesprochen und einen Psalm gebetet hatte, ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden und sagte zu dem Nachrichter: „Ich bitt' Euch, fertigt mich rasch ab." Dann band sie selbst sich das Tuch um die Augen, tappte nach dem Block und fragte: „Wo ist er?

Was soll ich tun?" Als sie sanft hingeführt worden und niedergekniet war, sprach sie tief aus dem Herzen: „Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist." Im nächsten Augenblick hatte ein einziger Streich ihr schönes Haupt vom Rumpfe getrennt.

Das geschah am 12. Februar 1554. Elf Tage nachher traf auch ihren Vater und nach ihm dessen Bruder, Lord Thomas Gray, das gleiche Schicksal. Die Herzogin von Suffolk geriet in das größte Elend, und mußte einst, da sie buchstäblich ohne Obdach war, für die Nacht unter dem Portal einer Kirche Schutz suchen. Weder sie, noch ihr Gemahl, noch Northumberland flößten Teilnahme ein; um so schmerzlicher regte das Mitleid sich für die jugendlichen Gatten und hauptsächlich für Lady Jane. Der schauerliche Name: bloody Mary („die blutige Maria"), unter dem die älteste Tochter Heinrichs VIII. in den Blättern der Geschichte eingezeichnet steht, hat seinen Ursprung auf dem Blutgerüst der jugendlichen Märtyrerin für fremde Schuld, der Lady Jane Gray.

Philippine Welser.

(Geb. 1530, gest. 1580.)

Wenn sie draußen von mir verächtlich reden, so will ich Gott drinnen danken, daß ich ohne Scheu und Scham zu ihm mein Aug' erheben kann. Wenn du mich vor der Welt mit Glanz und Ehren geführt hättest in dein fürstliches Haus, ich wäre gewiß recht armselig eitel geworden. So hat aber die Einsamkeit mich ernst und verschwiegen gemacht, sie hat mir die Erde verschlossen und den Himmel geöffnet, und alle die Liebe, die ich dir geschenkt, ich habe sie heruntergeholt aus diesem Himmel.

„Philippine Welser" von Oskar von Redwitz.

Von den vielen alten Häusern in unserem alten weiten Deutschland ist gewiß eines der eigentümlichsten und bemerkenswertesten der Gasthof zu den „Drei Mohren" in Augsburg.

Erstens hat es an und für sich als Gebäude Wert, zweitens bietet es dem Reisenden eine Weinkarte, wie er an geographischem Reichtum kaum eine zweite finden dürfte, und drittens ist es an der Stelle desjenigen Hauses erbaut, in dem der Kaufherr Anton Fugger dem Kaiser Karl V. ein Feuer aus köstlichen Spezereien anzündete, um daran die kaiserlichen Schuldverschreibungen zu verbrennen.

Es war das eine Artigkeit, wie man keine zweite findet, und sie scheint gewissermaßen ihren kostbaren Duft in Augsburg zurückgelassen zu haben, denn es weht dort eine behaglich freie Luft durch eine heitere, bequeme Stadt. Ja, man möchte die Stadt fast eine goldene und silberne nennen, so deutlich hat man in ihren hellen, freundlichen Straßen das Gefühl von einem wohlerworbenen Reichtum, der, obgleich nur von einigen besessen, doch auch der Allgemeinheit zugute kommt, indem durch eine Menge von Stiftungen der Armut und folglich auch dem Betteln, dieser Qual besonders der Fremden, erfolgreich entgegengewirkt ist. Das Volk, das man antrifft, sieht wohlgenährt aus und trägt sich reich. Erst im Süden und in den Slavenländern gegen den Orient zu findet man wieder so prahlerischen Bauernschmuck wie hier.

Eine Bäuerin soll, wenn sie ihre große Brosche am Halse, ihre Schaumünzen und anderen mannigfachen Gehänge an der Miederkette trägt, ganz gut ihre hundert Gulden wert sein.

Was Augsburg außer der Behaglichkeit des Wohlstandes auch noch hat, das ist etwas entschieden Südliches, nicht Deutschsüdliches, sondern wirklich etwas, als wären Einflüsse von jenseits der Alpen dort mächtig gewesen. Das Jachoffsche Haus z. B. mit seinen Zimmern erinnert an den Dogenpalast. Das Rathaus ist in seiner einfachen, prachtvollen Regelmäßigkeit durchaus italienisch; sein goldner Saal versetzt uns abermals nach Venedig in den Saal der vier Türen, in den der Signoria; die Steinmetzarbeit über den Portalen, an den Erkern zeigt nicht den grotesken Humor des vaterländischen Mittelalters, sondern einen reinen klassischen Geschmack.

Die drei schönen Brunnen endlich, mit ihren sich kreuzenden feinen Wasserstrahlen, was kann weniger deutsch sein als ihr Namen: Augustus-, Merkur- und Herkulesbrunnen?

Geschichtlich dagegen ist Augsburg echt und recht deutsch. Es hält's mit den Kaisern. Die Häuser seiner großen Patrizier, der Fugger und der Welser, dienen seit Max I. den Habsburgern zu Absteigequartieren. Der deutsche Reichtum wird durch diese großen Handelsherren eine Macht. „Er ist reich wie ein Fugger“, sagt Cervantes im „Don Quixote“. Karl V. äußert, als er zu Paris den französischen Kronschatz besichtigt: „Zu Augsburg weiß ich einen Leineweber, der kann alle die Herrlichkeiten gleich bar auszahlen.“ Zu Madrid hält er unter den deutschen Abgeordneten die Welser gleich den spanischen Granden. Bartholomäus Welser, sein geheimer Rat, hatte ihm allerdings zwölf Tonnen Goldes vorgeschossen; dem Namen eines solchen Bankiers gebührt schon einige Auszeichnung. Im Jahre 1528 ließ ebenderselbe durch acht Kriegsschiffe Venezuela erobern, zu einer Welserschen Kolonie machen und von seinem Kontor aus durch Welsersche Gouverneure beherrschen.

Auf allen Meeren wehte die Welsersche Flagge, und den Welsern und den Fuggern waren die reichen Bergwerke in Tirol und Ungarn vermietet. Kurz, „die schöne Welserin“, Philippine, sproßte wie eine Blume aus goldnem Boden auf.

Ihr Vater war Franz Anton Welser, ihre Mutter die Freiin Anna Adlerin von Zinnenburg. Geschwister hatte sie drei: Regina oder Rosine, vermählt mit Albrecht Freiherrn von Kolowrat; Karl, später Mund-

schenk des Erzherzogs Ferdinand und Landvogt der Markgrafschaft Burgau, und Johann Georg, Geheimer Rat des Erzherzogs, vermählt mit Rebekka, Freiin von Ravensburg. Philippine war die Jüngste, geboren gegen das Ende des Jahres 1530. Als 1548 Karl V. nach dem Siege von Mühlberg, den großen Augsburger Reichsrat hielt, auf dem die sächsische Kurwürde von der älteren Ernestinischen an die jüngere Albertinische Linie überging, stand Philippine im 18. Jahre.

Mit dem Kaiser kam sein Neffe Ferdinand, Sohn des römischen Königs und späteren Kaisers Ferdinand I. und der jagellonischen Erbtochter Anna, geboren 14. Juni 1529 zu Linz in Oberösterreich, wohin seine Eltern sich geflüchtet hatten, weil Soliman I. Wien bedrohte, nach Augsburg. In Prag wissenschaftlich gebildet, zeichnete er sich nicht nur durch hellen Geist und edle Sitte, sondern auch durch Anmut der Erscheinung aus.

Hell von Farbe, von Haar und Bart goldgelb, fast rötlich, war er von hohem, kräftigem Wuchs und dabei von so ungemeiner Körperkraft, daß er zwei übereinander gelegte harte Taler mit den Fingern zerbrechen, einen Postzug und Wagen im vollen Rennen aufhalten, und die schwerste, 28 Fuß lange Lanze mit einer Hand schleudern konnte. Ritterliche Tapferkeit hatte er in der Schlacht bei Mühlberg auch schon bewährt.

Die Sage erzählt, er habe, als er bei dem feierlichen Einzug des kaiserlichen Oheims diesem nebst den Fürsten und Großen des Reiches zu Pferde gefolgt, Philippine, die vom Balkon des väterlichen Hauses dem Prachtschauspiel zugeschaut, zum ersten Male erblickt. Andere lassen es bei einem der Feste geschehen, die die Stadt Augsburg zu Ehren ihrer höchsten und hohen Besucher mit verschwenderischer Gastlichkeit veranstaltete. Ein altes Gemälde, eine Familienreliquie der Welser, stellt den Erzherzog dar, wie er in festlicher schwarzer Rittertracht auf einem Schimmel über den alten Heumarkt beim großen Brunnen an Franz Welsers Hause vorübergaloppiert, und Philippine, die aus dem Fenster sieht, ehrerbietig grüßt.

Wie immer diese Liebe entstanden sein mag, ob blitzschnell beim Anblick, ob allmählich im Gespräch, ihr Entstehen ist gewiß und ihr Bestehen ebenfalls. Philippine Welser war die erste Geliebte Ferdinands II. von Tirol, sie blieb auch die einzige.

Im Hindostanischen heißt es: „Wenn zwei Herzen sich vereinigten,

würden sie ein Gebirge daniederstürzen." Philippine Welser und Ferdinand von Habsburg haben das bewiesen. Was sie trennte, war höher als ein Gebirge, es war die Hoheit des weltgroßen Kaiserhauses. Die Welser haben drei Lilien im Wappen, Philippine war die schönste der Welserschen Lilien, die noch je geblüht hatte. Groß, schlank, mit köstlichen blauen Augen und goldenem Haare, und so zart von Haut, daß man später noch „den roten Tirolerwein durch ihren schönen weißen Hals fließen sehen konnte", war sie an Schönheit dem Ferdinand vollkommen ebenbürtig, aber von Geburt — was galt da eine Welserin gegen den Habsburger?

Auf den ersten Jahren dieser Verbindung liegt ein Dunkel, das die Romantik nicht unbenutzt gelassen hat. Wir, die wir es nur mit der Geschichte zu tun haben, finden in den „Altertümern Böhmens" von Ferdinand Mikowec, daß im Januar 1557 der Erzherzog sich auf dem Schlosse Březnic an der Wlčawa durch seinen Beichtvater Johann von Cavaleriis, nachmaligen Dompropst zu Trient, mit seiner Philippine rechtmäßig trauen ließ. Das erste Kind dieser Ehe, Andreas, später Kardinal, wurde am 15. Juni 1558 zu Březnic geboren und von Johann von Cavaleriis getauft. Zeugin bei der Vermählung, Vertraute der Ehe überhaupt, war Katharina von Lokšan, eine Adlerin, die Schwester von Philippinens Mutter, nachher in Innsbruck Oberhofmeisterin bei ihrer Nichte und eine der schönsten Frauen jener Zeit. Ihr Gemahl war Vizekanzler von Böhmen, wo Erzherzog Ferdinand seit 1549 als Statthalter residierte. Der Wunsch, Frau und Kind nahe zu haben, bewog Ferdinand, die Burg Bürglitz, wenige Meilen von Prag, zu Philippinens künftigem Aufenthaltsorte zu wählen. Damit sie jedoch dort wohnen könne, mußte die Burg im Besitze eines Vertrauten sein, und Ferdinand veranlaßte, daß dieselbe seinem Günstling, Ladislaw von Sternberg, dem Schwiegersohne der Lokšan, verpfändet wurde. Die feierliche Abtretung von Bürglitz an ihn fand 1560 statt, und nun hatte Philippine eine reizende Heimat für ihr Glück und ihre Liebe.

Bürglitz ist unter den romantischen Burgen, an denen Böhmen reich ist, eine der schönsten und wird vielfach in der Geschichte des Landes genannt. Eine besonders liebliche Sage knüpft sich an die Zeit, wo Kaiser Karl IV., damals nur noch Markgraf von Mähren und Prinzregent, mit seiner ersten Gemahlin, der reizenden Margareta von Valois, die ihrer blendenden Weiße wegen allgemein la Blanche

oder Blanca genannt wurde, auf Bürglitz wohnte. Es war im Mai 1335, und Blanca, im Begriff, ihrem ersten Kinde das Dasein zu geben, litt ungewöhnliche Schmerzen. Mitten unter ihren Leiden seufzte sie: „Ach, könnt' ich doch Nachtigallen singen hören!" Augenblicklich bot Karl eine Menge Leute auf, die alle Nachtigallen, deren sie habhaft werden konnten, fangen und in die Gebüsche des Burghügels bringen mußten. Unter dem lieblichen Gesang der Nachtigallen wurde am 24. Mai Margareta, die einstige Ungarnkönigin, geboren, und Karl legte einigen Lehensleuten von Bürglitz die sinnige Verpflichtung auf, jedesmal, wenn eine Königin von Böhmen ihr Wochenbett auf der Burg halte, ein solches Nachtigallentreiben zu veranstalten; vorausgesetzt, das Ereignis falle in die Nachtigallenzeit.

Als Philippine auf Bürglitz 1560 ihren zweiten Sohn Karl, den nachmals berühmten Kriegshelden und Markgrafen von Burgau, zur Welt brachte, wurden keine Nachtigallen zusammengetrieben, denn erstens war die schöne Welserin keine Königin von Böhmen, und zweitens war es im November. Am 22. wurde das Kind geboren; am 24., abermals durch Cavaleriis, heimlich in der Burgkapelle getauft. Paten waren Franz Graf Thurn, Obersthofmeister des Erzherzogs und Sohn seines Erziehers, des Grafen Veit von Thurn, Ladislaw von Sternberg, seine Schwiegermutter Katharina von Lokšan und Ludwig Graf Lodron. „Am 29. November", erzählt Mikowec, „wurde das Kind zwischen sechs und sieben Uhr abends behutsam und heimlich im ersten Burghofe vor der Wohnung Ladislaw von Sternbergs niedergelegt, wo es ein Diener desselben, namens Morawec, und eine Witwe Saxinger fanden. Sie trugen das Kind hinauf zum Erzherzog, der es „wie sein eigenes" annahm und erzog. Dieselbe Aussetzungskomödie wiederholte sich, als Philippine am 7. und 8. August 1562, abermals auf Bürglitz, Zwillinge gebar. Diese, Marie und Philipp, wurden nach vollbrachter Taufe und Aussetzung von einer Matrone gefunden, und gelangten auf dieselbe Weise wie der Markgraf von Burgau, wieder in die Arme ihrer rechtmäßigen Eltern, die sich jedoch der beiden Kinder nicht lange freuten, denn die Zwillinge starben in zartem Alter. Ihrer Taufe in der Burgkapelle hatten außer den Zeugen Karls noch der Ritter Wenzel Zbišowsky von Oubin die Großmutter Anna Welser und Philippinens Cousine, Katharina von Sternberg, beigewohnt."

Es wird vielleicht befremdlich erscheinen, daß noch im Jahre 1562

die Kinder dieser Ehe mit solchem Geheimnis in die bürgerliche Welt gebracht wurden, als wäre ihre Geburt ein Unrecht, während doch bereits am 13. September 1561 Kaiser Ferdinand I. die Ehe seines Sohnes anerkannte. Indessen muß man bedenken, daß Philippine immer nur als rechtmäßige Gattin Ferdinands, nicht als standesmäßige Gemahlin des Erzherzogs, anerkannt wurde. Ausdrücklich sagt der Kaiser in der Urkunde: „Ob diese Ehe rechtskräftig und beständig sei, befehle er dem Urteil der heiligen Kirche und Gottes des Allmächtigen. Er bestätige sie bloß aus Gnade und väterlichem Mitleid, wiewohl er es vielleicht nicht schuldig wäre.“ Auch hörte mit der väterlichen Anerkennung des Kaisers die Verpflichtung zum strengsten Geheimhalten der Ehe keineswegs auf. Im Gegenteil mußten Ferdinand und Philippine in einer Verschreibung, die den 6. September 1561 zu Prag von ihnen unterzeichnet und untersiegelt wurde, sich verbinden, ihre Ehe keinem Menschen zu offenbaren, außer denen, die schon vorher darum wüßten, oder mit des Kaisers Erlaubnis noch davon unterrichtet werden dürften. Die Kinder aus dieser Ehe hatten kein Erb- und Nachfolgerecht zum Nachteil der erzherzoglichen Geschwister und deren Nachkommen; doch behielt Ferdinand sich vor, sie mit allem Grundbesitz zu bedenken, den er ohne Schmälerung seiner Erblande zu erwerben vermöge. Des Erzhauses königliche und fürstliche Titel und Wappen durften diese Kinder auch nicht führen, sondern mußten sich einfach „von Österreich“ nennen; höchstens durften sie den Namen der ihnen vom Vater zufallenden Besitztümer annehmen. Starb Ferdinand vor Philippinen, so erhielt diese ein Wittum von 3000 Gulden, welche nach ihrem Tode auf die Nachkommen männlichen Stammes, starb der Mannesstamm aus, zurück an das Erzhaus Österreich fielen. Ging Philippine früher mit Tode ab, und schloß Ferdinand eine zweite standesgemäße Ehe, so traten die Kinder aus derselben in die vollen Rechte erzherzoglicher Prinzen ein, und die Kinder Philippinens durften keinerlei Widerrede oder Gegenansprüche erheben.

Die kaiserliche Bestätigung enthielt noch andere wichtige Punkte. Die Söhne, so viele ihrer sein mochten, empfingen, blieben sie weltlichen Standes, alle zusammen jährlich 30 000 Gulden, waren nebst ihren Nachkommen von allen Zwangsdiensten, Steuern und Zöllen im ganzen Römischen Reiche befreit, und konnten, starb der österreichische Mannesstamm gänzlich aus, mit der einzigen Ausnahme der Wahlreiche



Philippine Welser.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



Ungarn und Böhmen, in sämtlichen Erblanden des Erzhauses nachfolgen. Jede Tochter erhielt 20 000 Gulden Heiratsgut und „eine anständige Ausfertigung" von den Erbländern des erzherzoglichen Vaters. Starb dieser, so durfte Philippine ihre Kinder bei sich behalten, aber ewiges Stillschweigen wurde trotz aller dieser Zugeständnisse auf das Strengste anbefohlen, und auch, wenigstens so lange der Kaiser lebte, ängstlich beobachtet. In Prag, wo Philippine mit ihrer Tante Lokšan im Teynhof in der Altstadt wohnte, während der Erzherzog-Statthalter auf der kaiserlichen Burg Hof hielt, wurde die Welserin immer Panna Filipina, Frau Philippine, genannt, und zum fraucimor (Frauenzimmer) des Erzherzogs gezählt. Der böhmische Chronist Nikolaus Dačický erzählt in seiner handschriftlichen Chronik von Kuttenberg: es sei 1564 ein Prokurator Johann Montan von Biganeo in den berühmten eisernen Käfig auf dem Altstädter Ring gesperrt, mit Ruten gestrichen und aus der Stadt verwiesen worden, weil er dem Rate getrotzt, ihn verspottet und endlich auch „von Philippine schlecht gesprochen" habe. Dergleichen mußte Philippine, als heimliche Gemahlin des Erzherzogs, freilich geduldig ertragen. Offiziell bekam sie den Titel einer Freifrau mit dem angestammten Prädikat ihrer Mutter von Zinnenburg, das der Kaiser am 12. Mai 1563, als er das erste von Karl V. am 22. November 1532 den Welsern erteilte Adelsdiplom erneuerte, auch ihrem Vater und ihren beiden Brüdern verlieh. Erst 1570 erhielt Philippine den Titel der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Philippina, Markgräfin zu Burgau, Landgräfin zu Nellenburg, Gräfin von Ober- und Nieder-Hohenberg usw., usw., obgleich sie in Tirol schon früher, wie der Landesherr selbst, „Durchlaucht" und „Fürstliche Gnaden" angeredet worden war.

Auf welche Art es Philippinen gelungen, den Kaiser so für sich zu gewinnen, daß er sie als Gattin des Sohnes anerkannte, darüber gibt es, ganz wie über den Beginn und die Entwicklung ihres Verhältnisses zum Erzherzog, nur Annahmen und Vermutungen, keineswegs aber irgend eine Gewißheit. Diejenigen, die die Trauung zu Březnic nur als die kirchliche Bestätigung eines bereits früher geschlossenen Bundes annehmen, behaupten, der Kaiser habe schon 1558 seine Verzeihung erteilt, und nur mit der Anerkennung habe er bis 1561 gezögert. Wir müssen gestehen, daß uns eine der rechtmäßigen Verbindung vorhergegangene nicht recht einleuchten und auch nicht gefallen will. Wir ziehen etwas weniger Romantik und mehr weibliche Würde vor und denken uns

Philippine gern als schöne, zärtliche, aber sittlich strenge Patriziertochter und gleich unmittelbar darauf als geheime, aber rechtmäßige Fürstengattin ohne jeden zweideutigen Übergang.

Auch in der Art, wie die Versöhnung herbeigeführt worden, glauben wir an das Einfachste. Daß Philippine sich zu Prag in die Reihe derer gestellt, den der Kaiser Audienz erteilte, sich ihm zu Füßen geworfen, unter heißen Tränen die eigene Geschichte als eine fremde erzählt, und als er nun seine kaiserliche Vermittelung bei dem harten Vater zugesagt, sich ihm zu erkennen gegeben habe, ist durchaus nicht verbürgt. Weit mehr sind wir geneigt, mit Mikowec zu glauben, die persönliche Bekanntschaft des Kaisers mit Philippinen sei ganz natürlich bei einem Besuche erfolgt, den der Kaiser seinem Lieblingssohn auf Bürglitz abstattete. Daß es dabei Tränen gegeben haben mag, daß Philippine sich zu des Kaisers Füßen gelegt und er sie erweicht aufgehoben und liebevoll umarmt hat, wollen wir gar nicht bezweifeln, aber es ist das alles geschehen, wie dergleichen vor sich gehen muß, in der Abgeschlossenheit der Familie, in der Stille der Privatgemächer.

Daß der Hofstaat des Erzherzogs diesem, als er von Böhmen nach Tirol zog, erst mehrere Wochen später und in aller Stille folgte, daran hatte Philippine keinen Teil. Der Erzherzog war in Prag viel schuldig, obgleich die Innsbrucker Regierung ihm am 8. August 1565 116000 Gulden „zu seinem Aufbruch von Prag" und zur Tilgung seiner dortigen Schulden geschickt hatte, und so wollten die Prager, bevor sie bezahlt wären, den Hofstaat nicht fortlassen.

Ferdinand selbst scheint sich nur äußerst schwer von Böhmen getrennt zu haben, denn er war bereits auf dem Landtage von 1563 den Tiroler Ständen als ihr Landesfürst vorgestellt worden, und brach doch erst am 2. Januar 1567 von Prag auf, um nach Innsbruck zu ziehen. Den Sommer vorher war er noch auf einige Wochen im Türkenkriege, am 17. Januar 1567 hielt er seinen feierlichen Einzug in Innsbruck, wo die Bürgerschaft ihm einen silbernen, ganz vergoldeten Becher von zwanzig Mark Silber an Gewicht und 460 Gulden an Wert überreichte, und seitdem hatte er seinen beständigen Aufenthalt in Tirol und wurde dem Lande ein guter, getreuer und tätiger Fürst, dem nur der Vorwurf gemacht werden konnte, daß mißverstandener Religionseifer ihn zur Unduldsamkeit antrieb.

Auf Philippinens Andenken haftet selbst dieser Schatten nicht. Sie

war gut und nichts als gut, so durch und durch, daß sie vom Volke als eine Heilige betrachtet wurde. Sie hatte eine eigene Handkasse für Arme und Dürftige, unbemittelte Kranke verpflegte sie entweder selbst oder ließ sie doch verpflegen, und manche Frau aus dem Volke sah, wenn sie Mutter werden sollte, die schöne, fürstliche Erscheinung wie die eines hilfreichen Engels an dem ärmlichen Lager, wohin sie mit Beistand kam und Trost und Hilfe brachte. Schon in Bürglitz war sie einmal so ein tröstender Engel gewesen, und zwar in dem schmerzlichen Elend zweier Gefangenen: des berühmten Bischofs der böhmischen Brüder, Johann Augusta, und seines treuen Gefährten, Jakob Bilek. Als Mitanstifter der Auflehnung gegen Ferdinand I. angeklagt, saßen sie nun schon zehn Jahre in zwei getrennten Gewölben, die im zweiten Burghof von Bürglitz zu ebener Erde lagen. Da kam Philippine auf die Burg und hörte von den Unglücklichen. Ihr weiches Herz wurde gerührt; sie besuchte Augusta in seinem Kerker, unterredete sich mit ihm durch einen Dolmetscher, und bat so viel für ihn und Bilek, daß es beiden gestattet wurde, die drei Ostertage außerhalb ihrer Kerker verleben zu dürfen. Rührend war das Wiedersehen beider, Ladislaw und Katharina von Sternberg konnten es nicht ohne Tränen sehen. Sternberg lud die Dulder für die drei Festtage zu seiner Tafel ein; er sowohl wie der Erzherzog verwandten sich von nun an mit warmem Anteil für sie, was zu wesentlichen Erleichterungen führte, und so hatte Philippine ihr Schicksal um vieles gemildert.

Als Ferdinand und Philippine Böhmen verließen, verödete Bürglitz bald gänzlich. Dagegen wurde Burg Ambras, in dem schönsten Tale unweit von Innsbruck, der Sitz eines Glückes, das sich nun nicht länger zu verbergen brauchte, denn Kaiser Ferdinand I. war zwei Jahre vor der Übersiedelung des Erzherzogs gestorben. Von ihm hatte der Erzherzog 1563, zugleich mit Tirol, Vorarlberg, Vorderösterreich, Elsaß und Sundgau, das schöne Schloß empfangen; er selbst schenkte es urkundlich der „Edlen Philippine Welserin", aber er waltete als Herr darinnen weiter, und machte es zu einer wahren Schatzkammer für Geschichte, Kunst und Literatur. Die Bibliothek war reichhaltig und auserlesen, die Sammlungen von Gemälden, Münzen und geschnittenen Steinen rühmenswert, und wahrhaft einzig, ohne ihres Gleichen in ganz Europa mußte die Waffenkammer genannt werden. Das Hoflager Ferdinands zu Innsbruck war für Künstler sowohl wie für

Gelehrte eine Heimat im besten Sinne des Wortes. Maler, Bildhauer, Gießer, Baumeister, von allen finden wir bedeutende Namen. Zu Bibliothekaren und Geheimschreibern hatte der Erzherzog meist vaterländische Geschichtschreiber.

Philippine teilte alle seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, und das innigste Zusammenleben wurde nur durch ihren Tod unterbrochen, der nach längerem Kränkeln am 24. April 1580 sanft und friedlich erfolgte. Eine halbe Stunde, bevor sie starb, erhob sie mit ihrem gewohnten lieblichen Lächeln noch einmal die Arme und sagte leise: „Ich sehe den Himmel offen und die Engel meiner warten."

Ferdinand war an ihrem Krankenbette stets gegenwärtig. Nach ihrem Hinscheiden erließ er eigenhändig folgenden Befehl, an dessen Rechtschreibung wir keine Feile legen wollen:

„Wir fuigen Euch mitleidentlich zu uernemmen, das der allmechtig Gott, die durchleichtig hochgeborene Firstin und Fraw, Philippina vnser genedigste Fraw, den vier und zwanzigsten diß aus diesen jammerthal zu seinen göttlichen Gnaden beruffen, und ir leben, ganz christenlich und gottselighklich beschlossen hat, deren Seel dann sein göttliche allmechtigkeit, genedig und barmherzig sein und aine freliche auferstehung verleihen wolle! Demnach sich in allweg gebüret, mit Irer firstlichen Gnaden ein gethreues absunderliches mitlaiden zu tragen und durch andechtiges Gebett, auch andern, milden und guetten werkhen begengnussen für Irer firstlichen Gnaden Seelenhail und seliglighkait auch fleißig zu pitten." Ihr Andenken ehrte er durch eine Münze mit ihrem Bilde und der Umschrift Divae Philippinae (der göttlichen Philippine).

Zwei Jahre nach Philippinens Tode ging Ferdinand II. die von den Ständen Tirols so lange und so lebhaft gewünschte standesmäßige Ehe ein, und zwar mit Anna Katharina, der Tochter des Herzogs von Mantua, aber seine letzte Ruhestätte bestellte er sich darum doch unfern von der Philippinens in der silbernen Kapelle der Hofkirche.

Unter der Stiege zu der Kapelle ruht Katharina von Loksan, welche elf Tage vor Philippinen starb. Unter dem schwarzen Marmorbogen liegt der Erzherzog in Prunkkleidung auf einem Katafalk von gelblichem Marmor. Philippine ruht im Sterbekleide auf dem weißen Marmor ihres Grabes und selbst aus dem kalten Stein blickt die Holdseligkeit hervor. Die Denkmäler sind gearbeitet von Alexander Collin aus Mecheln.

Was bei dem betrachtenden Verweilen an ihrem Grabe besonders wohltut, das ist die Harmonie, die zwischen ihrer Persönlichkeit und ihrem Schicksal waltet. Lieblich und friedlich, wie sie im Leben war, schreitet sie durch die Geschichte als die in germanische Humanität übertragene Ignez de Castro von Österreich.

Die Volkssage läßt sie allerdings im Bade ermordet werden: den harmonischen Abschluß abzuweisen und dagegen einen Mißton als Ende zu suchen ist das Bedürfnis der noch unkultivierten Phantasie. Aber Johann Gabriel Seidl verwahrt sich dagegen als Dichter:

Das Glück der Philippine
Hat manchen Fant gekränkt,
D'rum heißt es, daß im Bade
Die Neider sie ertränkt;
Ich mein', da sorgt der Himmel für,
Daß nicht so schlimm verderbe
Der Schönheit edle Zier,

Und in Prosa setzt er bei seiner Schilderung von Ambras hinzu: „das Badekämmerlein sieht uns so heimlich, so zutraulich an, daß wir seine Wände unmöglich für Zeugen eines heimlichen Mordes halten können.“

Elisabeth Tudor und Maria Stuart.

(1533—1603. 1542—1587.)

Maria.
Der Himmel hat für euch entschieden, Schwester!
Gekrönt vom Sieg ist euer glücklich Haupt,
Die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte!
Doch seid auch ihr nun edelmütig, Schwester!
Laßt mich nicht schmachvoll liegen; eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall.

Elisabeth.
Ihr seid an euerm Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euern Füßen
So liegen sollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Schiller. Maria Stuart. Dritter Akt, vierte Szene.

Elisabeth Tudor und Maria Stuart sind nicht nur in Schillers Trauerspiel unzertrennlich vereinigt, auch in der Geschichte verschlingt sich das Leben der einen verhängnisvoll mit dem der andern, und selbst wo sie einzeln behandelt werden, denkt man bei Elisabeth unwillkürlich an Maria, deren ränkevolle Schönheit der jungfräulichen Königin viele Unruhe machte, und bei Maria an den traurigen Tod, den Elisabeths Befehl ihr bereitete.

Elisabeth, die ältere der beiden verwandten und feindlichen Königinnen, wurde am 7. September 1533 im Palast zu Greenwich geboren. Das Zimmer, in dem sie zum ersten Male das Licht einer Welt erblickte, von der ein gutes Stück ihr einst gehören sollte, hieß „das Jungfrauenzimmer", weil auf seinen Tapeten Geschichten heiliger Jungfrauen dargestellt waren. Außerdem ging der Tag ihrer Geburt nur um einen dem Geburtstag der Jungfrau Maria voraus, und so könnte man wirklich versucht sein zu glauben, ihr sei die Rolle der „jungfräulichen Königin" prophetisch angedeutet worden.

Mehr Wechselfälle hat wohl kaum eine Königstochter in den ersten zehn Jahren ihres Daseins erfahren, als Elisabeth. Kaum wenige

Monate alt wurde sie zur einstigen Erbin des Thrones erklärt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, die zweite der beklagenswerten Frauen, die Heinrich VIII. auf seinen Thron erhob, hatte den Platz eingenommen, den Katharina von Aragonien verlassen mußte; Elisabeth trat an die Stelle ihrer älteren Schwester Maria, der enterbten Tochter Heinrichs und Katharinas. Der Pomp, der bis dahin die Jugend Marias umgeben hatte, begleitete jetzt das Kind Elisabeth an der Brust seiner Amme, wenn es von einem Schlosse zum andern gebracht wurde. Nicht länger suchte Heinrich für seine älteste Tochter nach einem fürstlichen Bräutigam, sondern für die jüngste. Nicht Maria hieß jetzt Prinzessin, Elisabeth führte den Titel. Sie hatte ihn noch nicht drei Jahre getragen, da blutete Anna Boleyn auf dem Schafott, und ihre Tochter wurde für unlegitim erklärt. Die beiden Schwestern waren sich jetzt gleich, sie hatten beide eine Stiefmutter, sie wohnten beide der Taufe ihres Bruders bei, des wirklichen, unbestreitbaren Thronerben Englands. Maria führte ihre kleine Schwester an der Hand, Elisabeth ahmte, so viel sie es vermochte, die würdevolle Haltung Marias nach. Die beiden Enterbten konnten einträchtig nebeneinander gehen: es herrschte keine Nebenbuhlerschaft mehr zwischen ihnen.

Dennoch wurde die einnehmende, kindliche Elisabeth ihrer erwachsenen und daher unbequemeren Schwester bald wieder vorgezogen. Wenn bei einem Manne, wie Heinrich VIII., der so leichtfertig mit der Ehe umging, überhaupt von einer Familie die Rede sein kann, so gehörte Elisabeth mehr zur Familie, als Maria. Sie war die Spielgefährtin ihres Bruders Eduard, dem sie zu seinem zweiten Geburtstage ein Cambrichemd schenkte, das sie mit eigenen Händchen verfertigt hatte. Der kleine Prinz hatte die vier Jahre ältere Schwester sehr lieb, und auch die drei Stiefmütter, die auf Johanna Seymour folgten, liebten „my lady Elisabeth's Grace“ (Mylady Elisabeths Gnaden) und suchten sie zu sich heranzuziehen. Anna von Kleve erbat es sich bei ihrer Scheidung von Heinrich als eine ganz besondere Gunst, daß es ihr gestattet sein möge, Elisabeth bisweilen zu sehen. Katharina Howard, die Anna Boleyns Cousine war und gleich dieser endete, gab bei den Festen, die zu ihrer Vermählung mit dem Könige veranstaltet wurden, der Lady Elisabeth, „als ihrer Cousine“, stets den Ehrenplatz zunächst ihrer Person. Katharina Parr endlich, die sechste und letzte von Heinrichs Gefährtinnen, bewog ihn, Elisabeth an den Hof kommen zu lassen

und ihr im Palaste von Whitehall eine Wohnung anzuweisen, die an die Gemächer der Königin stieß. Bis dahin hatte Elisabeth mit ihrer Schwester Maria bald in dem, bald in jenem Schlosse residiert, zuletzt im Sommer 1543 in dem nahe von Havering Bower gelegenen von Portgrove oder Pergo, wo die königlichen Frauen Englands zu wohnen pflegten. Sie war um diese Zeit noch nicht ganz zehn Jahr, aber ihr Vater hatte sie bereits zweimal verloben wollen und bot jetzt ihre kleine Person zum dritten Male an. Sein neuester Lieblingsplan war die Vermählung seines jungen Sohnes mit der noch jüngeren Erbin von Schottland, und er suchte den Grafen von Arran dafür zu gewinnen, indem er ihm die Lady Elisabeth für seinen Sohn antrug. Der Bund mit England war jedoch in Schottland zu sehr verhaßt und Heinrich VIII. zu ungemäßigt in seinen Forderungen; der Graf von Arran wandte sich deshalb Frankreich zu, Elisabeth blieb unter der Obhut ihrer liebevollen Stiefmutter, und Maria Stuart wurde nicht Prinzessin von Wales.

Denn sie war geboren worden, die schönste und unglücklichste Tochter des vom Schicksal gezeichneten Geschlechts der Stuarts, die Gegnerin Elisabeths, zu Linlithgow am 8. Dezember 1542 von Maria von Lothringen, der Schwester des Herzogs von Guise, der Gemahlin Jakobs V., der in dem Augenblick, wo er Vater wurde, auf dem Schlosse von Falkland im Sterben lag. Als man ihm die Geburt einer Tochter anzeigte, sprach er: „Es wird enden, wie es begann: die Krone kam durch ein Weib und durch ein Weib wird sie gehen.“ Eine Enkelin von Robert Bruce, dem großen Kämpfer für die Unabhängigkeit Schottlands von England, hatte die schottische Krone in die Familie Stuart gebracht. Von 1423 an hatten die Könige aus diesem Hause fast unablässig mit dem mächtigen und rebellischen Adel um die Herrschaft gekämpft, keiner energischer als Jakob V. Nun lag er, 31 Jahr alt, auf dem Totenbett, und sein einziges Kind, erst sechs Tage alt, hilflos in der Wiege. Da konnt' er wohl prophezeien: „Elend wird über das arme Reich kommen: König Heinrich wird es sich anzueignen versuchen, sei es durch Waffengewalt, sei es durch Heirat.“ Wir haben gesehen, daß Heinrich VIII., durch seine Schwester Margarete Oheim des schottischen Königs, bereits im nächsten Jahre die Worte seines sterbenden Neffen wahr machte, indem er die Verlobung seines spätgebornen Erben mit seiner vaterlosen Enkelnichte durchzusetzen suchte.

Und als der Graf von Arran, Regent des Reiches und Vormund des königlichen Kindes, am 15. Dezember 1543 das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich unterzeichnet hatte, da zögerte Heinrich nicht, seine Truppen in Schottland einrücken und die schottischen Küsten durch seine Fahrzeuge verwüsten zu lassen.

Trotzdem war, als er am 28. Januar 1547 starb, sein so hartnäckig verfolgter Wunsch der Erfüllung nicht näher: Schottland war noch immer mit Frankreich verbündet, und Maria Stuart residierte zu Stirling, wo sie am 9. September 1543 gekrönt worden war.

Der Herzog von Somerset, der Protektor Englands während der Minderjährigkeit Eduards VI., wollte zu Ende bringen, was Heinrich angefangen, aber unvollendet gelassen hatte. In Schottland einrückend, verlangte er zwar nicht, gleich seinem verstorbenen Herrn, daß die kleine Königin nach England gebracht und dort erzogen werden solle, aber er begehrte, daß sie bis zu ihrer Vermählung mit Eduard nicht auf den Kontinent geschickt werde, und außerdem forderte er den Bruch des französischen Bündnisses. Die Schotten blieben fest. Sie verloren am 10. September 1547 die Schlacht von Pinkey, aber Maria Stuart gelangte als Braut des jungen Dauphin Franz glücklich nach Frankreich.

Elisabeth Tudor war in dem Testament ihres Vaters zwar eben so wenig wie ihre Schwester wieder für legitim erklärt worden, hatte aber trotzdem die Anwartschaft auf die Thronfolge gesichert erhalten. In pekuniärer Hinsicht wurde sie vollständig Maria gleichgestellt, d. h. sie erhielt 3000 Pfund jährlich und sollte, wenn sie sich mit Einstimmung ihres Bruders und seines Staatsrates vermählte, 10000 Pfund als Mitgift erhalten. Heiratete sie wider Eduards Willen, so fiel ihr Hochzeitsgut weg.

Man erzählt sich, sie habe schon einen Monat nach ihres Vaters Tode einen Heiratsantrag zurückzuweisen gehabt, und zwar von seiten des Admirals Thomas Seymour, den Eduard, sein Neffe, zum Lord Dudley ernannt hatte. Elisabeth, die noch nicht vierzehn Jahr zählte, soll ihm sehr vernünftig geantwortet haben: „vorläufig wolle sie für den König, ihren Vater, zwei Jahre Schwarz tragen, und dann wolle sie auch noch ihre Freiheit behalten, ohne irgend welche eheliche Verbindung einzugehen." Vier Tage, nachdem er diesen Bescheid erhalten, war der Lord-Admiral mit der Königin-Witwe verlobt, im Mai bereits mit ihr verheiratet. Diese so rasch geschlossene Ehe wurde

beiden schwer verdacht. Daß Katharina Parr im Begriff gewesen war, Thomas Seymour zu heiraten, als König Heinrich ihr die unwillkommene Ehre seiner Bewerbung angedeihen ließ, machte die Sache nicht besser. Man fand, der Lord-Admiral habe gegen alle Ehrfurcht, die Königin-Witwe gegen alle Schicklichkeit verstoßen. Elisabeth war vom Rat der Obhut Katharinens anvertraut worden und wohnte mit dieser in Chelsea. Als die Heirat öffentlich wurde, schlug die Prinzessin Maria ihrer jugendlichen Schwester vor, in ihr Haus zu ziehen und so gemeinschaftlich mit ihr die Mißbilligung dieser Verbindung zu bezeigen. Elisabeth jedoch hütete sich wohl, den vorgezogenen Oheim ihres Bruders oder die Stiefmutter zu verletzen, die von Eduard geliebt wurde wie eine eigene Mutter. Sie fuhr fort, mit dem Lord-Admiral und der Königin die Wohnung zu teilen, und betrug sich nicht nur gegen sie, sondern gegen alle, selbst die Geringsten, mit der größten Bescheidenheit und Einfachheit. Ein ungedruckter Dichter sagt von ihr, wie er sie zu jener Zeit sah:

„Die schönsten Veilchen neigen sich am tiefsten."

Nur in ihrer entschiedenen Vorliebe für das Studium der Geschichte hätte man die erste Regung ihres spätern ehrgeizigen Sinnes argwöhnen können. Im ganzen durfte man ihre Erziehung, das Werk ihrer vierten Stiefmutter, eine gute nennen. Sie sprach und schrieb mit gleicher Leichtigkeit Französisch, Italienisch, Spanisch und Vlämisch. Auch Verse machte sie gelegentlich zum Zeitvertreib.

So mannigfaltig ihre Studien indessen auch waren, so ließen sie ihr doch noch Zeit zur Torheit. Leider war ihr erster Versuch dazu gleich ein bedenklicher, der schwere Folgen nach sich zog. Die Königin Katharina starb am 7. September 1548. Sehr bald nachher wagte der Lord-Admiral seine Bewerbung bei Elisabeth zu erneuern. Sie war unvorsichtig genug, ihn dieses Mal nicht zurückzuweisen. Als am 16. Januar 1549 Thomas Seymour des Hochverrates angeklagt und in den Tower gebracht wurde, gelangte in unangenehmer Weise das Verhältnis zwischen der Tochter Anna Boleyns und dem Bruder Johanna Seymours zur Öffentlichkeit. Elisabeths Gouvernante, Mrs. Ashley, und ihr Schatzmeister, Thomas Parry, wurden gefänglich eingezogen und bekannten die Wahrheit, wenn auch klugerweise vielleicht nicht die volle. Die fünfzehnjährige Prinzessin selbst wurde in Hatfield bewacht und die Erlaubnis, den König oder den Protektor zu sehen,

wurde ihr streng verweigert. Sie wandte sich mit einem sehr gut geschriebenen Briefe an den Lord-Protektor, um für Mrs. Ashley und deren Mann, einen ihrer Verwandten, ein gutes Wort einzulegen. Für Thomas Seymour zu bitten, wagte sie nicht, und als sein Haupt gefallen war, äußerte sie mit merkwürdiger Selbstbeherrschung nichts als die Worte: „Diesen Tag starb ein Mann, der viel Witz und wenig Urteil hatte."

Aber noch als Königin belohnte sie mit ihrer vollen Gunst die beiden Vertrauten ihrer Liebe, Mrs. Ashley und Parry, und zeichnete in gleich auffallender Weise den treuen Diener des Admirals, Sir John Harrington den älteren, aus.

Am 20. März 1549 hatte Thomas Seymour seinen Kerker verlassen, um zu sterben — fünf Jahre später, am Palmsonntag, dem 18. März 1554, trug eine Barke auf der Themse Elisabeth als Gefangene nach dem Tower. Der Aufstand, der Jane Gray das Leben gekostet hatte, kostete Elisabeth die Freiheit. Maria, die Katholikin, war die Nachfolgerin ihres Bruders und fürchtete ihre Schwester, die nur gezwungen in die Messe gegangen war. Sie hatte schwerlich ganz unrecht. Elisabeth hegte, seit der unglücklichen Episode mit Thomas Seymour, keinen andern Gedanken mehr, als den der Volksbeliebtheit. Dem zu Gefallen lebte sie nunmehr in strengster Zurückgezogenheit, ausschließlich beschäftigt mit den ernstesten Studien, und war, selbst wenn sie am Hofe erschien, so einfach mädchenhaft gekleidet, daß gelehrte Männer sie als Beispiel anführten und der junge König sie nie anders nannte, als his sweet sister Temperance (seine süße Schwester Mäßigkeit). Erst als Maria auf den Thron berufen wurde, zeigte Elisabeth sich frei in der Pracht ihrer zwanzig Jahre, die Augen der Menge magnetisch an sich fesselnd, mochte sie nun bei Marias Einzuge in London ihr zur Seite reiten, oder strahlend in Weiß und Silber mit Anna von Kleve im offenen Wagen, der mit rotem Sammet behangen war, der goldbedeckten Sänfte folgen, worin sechs Schimmel die Königin zur Krönung führten. Die Jugend hat vor dem reiferen Alter eine naturgemäße Macht voraus: die der Verheißung, der Zukunft, des Unbekannten. Siebzehn Jahre jünger als Maria, kannte Elisabeth diese ihre Macht und mißbrauchte sie höchst wahrscheinlich, wenigstens war bei dem größten Teil der Aufrührer ihr Name das Feldgeschrei: nur eine geringe Anzahl proklamierte von

neuem die Lady Jane. Sir Thomas Wyat, der kühnste und gefährlichste der Rebellenführer, schrieb an sie, ebenso Gilles von Noailles, der französische Gesandte. Heinrich II. drängte sie, eine Zuflucht in Frankreich zu suchen. Hätte sie es getan, würde sie vielleicht dasselbe Schicksal ereilt haben, das Maria Stuart später erleiden sollte, denn die künftige Dauphine war, im Fall Elisabeth starb, Marias Nachfolgerin in England. Als Elisabeth in der Frühe des Palmsonntags nach dem Tower geführt wurde, stieß die Barke dermaßen an die Brücke, daß große Gefahr des Umschlagens vorhanden war. Wäre die Themse damals das Grab der jüngsten Tochter Heinrichs VIII. geworden, so wären einige Jahre später die Kronen von Frankreich, Schottland und England auf dem reizenden Haupte der schottischen Königin vereinigt gewesen.

Auch so hatte Maria Stuart noch alle Aussicht, die Erbin Elisabeths zu werden. Als diese in das Tor des Towers treten sollte, setzte sie sich auf einen Stein, der kalt und feucht war, denn es regnete. Bridges, der Leutnant des Towers, redete sie an: „Madame, Ihr tätet gut, aus dem Regen herauszukommen — Ihr sitzt hier ungesund." Sie antwortete: „Besser hier sitzen, als an einem schlimmeren Orte, denn Gott weiß es, nicht ich, wohin Ihr mich bringen werdet." Erst als beim Hören dieser Worte ihr Zeremonienmeister in bitteres Weinen ausbrach, nahm sie sich zusammen, schalt ihn wegen seiner Schwäche, sprach von ihrer Unschuld und ließ sich in das ihrem Hause so verhängnisvolle Gefängnis bringen.

Von nun an zeigte sie, so lange sie im Tower blieb, Geistesstärke und Klugheit. Den Grafen von Arundel, einen ihrer heftigsten Gegner, wußte sie gleich bei ihrem ersten Verhör dermaßen zu gewinnen, daß er nicht nur ihr eifrigster Freund wurde, sondern ihr auch zuerst seinen Sohn und dann sich selbst zum Gemahl antrug. Mit Robert Dudley, dem Schwager der Lady Jane Gray, der gefangen saß, weil er seinem Vater geholfen hatte, Lady Jane zur Königin zu erheben, wurden gleichfalls die früheren Beziehungen der Kindheit neu angeknüpft. Robert Dudley und Elisabeth hatten nämlich als Kinder miteinander gespielt.

Die Teilnahme, die die gefangene Prinzessin erregte, war allgemein: nirgends so mächtig, daß sie sich in Befreiungsversuchen gezeigt hätte, aber doch lebhaft genug, um Elisabeth als unschuldiges

Opfer einer eifersüchtigen Schwester zu idealisieren. Sogar die Kinder schwärmten für sie. Als es nach langer Stubengefangenschaft Elisabeth endlich gestattet wurde, in einem kleinen Garten so viel frische Luft zu schöpfen, wie es im Tower geben konnte, fand sich alles zu ihr, was von kleinen Geschöpfchen in der düsteren Festung herumsprang. Eine dreijährige Susanna wird unter ihnen besonders genannt, weiter ein anderes kleines Mädchen, das eines Tages einige Schlüsselchen fand und sie Elisabeth mit den Worten zutrug: „Da bring ich Euch die Schlüssel, jetzt braucht Ihr nicht immer hier zu bleiben, sondern könnt die Tore aufschließen und fortgehen." Endlich war auch ein vierjähriger Knabe da, der täglich mit Blumen ankam. Man argwöhnte bald, er könne ihr mit den Blumen auch Briefe bringen, und die Lords des Rates unterwarfen den armen kleinen Wicht einem strengen Verhör. Da er nichts zu bekennen hatte oder doch nichts verriet, entließ man ihn, aber mit dem scharfen Verbot „Ihre Gnaden" nicht mehr zu belästigen. Der Kleine versuchte natürlich gleich am nächsten Tage, wieder zur Prinzessin zu gelangen, fand indessen die Tür verschlossen und konnte nichts weiter tun als durch ein Loch in der Mauer gucken und der einsamen Spaziergängerin zurufen: „Mistreß, ich kann Euch jetzt keine Blumen mehr bringen."

Elisabeth trug ernstere Sorgen in sich als um Blumen. Ihr Leben war in großer Gefahr, nie mehr, als da ein plötzliches Erkranken die Königin niederwarf. Der Kanzler Gardiner, Elisabeths ärgster Feind, kannte sie genug, um zu wissen, was ihm bevorstände, wenn Maria stürbe und die Prinzessin ihr nachfolgte. Auf seine eigene Verantwortung sandte er an Bridges einen Befehl des Geheimrates zur augenblicklichen Hinrichtung Elisabeths. Der ehrliche Leutnant suchte umsonst Marias Unterschrift. Ohne dieselbe weigerte er sich, einen so bedenklichen, ihm so sehr unwillkommenen Auftrag zu vollziehen. Er wandte sich vielmehr direkt an die Königin, um ihren eigentlichen Willen zu erfahren. Der war nicht Elisabeths Tod. Im Gegenteil sandte Maria augenblicklich Sir Henry Bedingfeld, einen „Norfolk-Ritter", auf dessen Mut und Rechtlichkeit sie sich gänzlich verlassen konnte, mit hundert Mann von ihrer Garde nach dem Tower, um Elisabeth so lange zu beschützen, bis sie nach einem entfernteren Schlosse gebracht werden könne. Die beleidigte Herrscherin wich mehr und mehr zurück, während die verzeihende Schwester mehr und mehr hervortrat. Sie fing an,

Elisabeth wieder mit diesem Namen zu belegen, sie ließ ihr Bild an seinen früheren Platz neben dem ihrigen zurückbringen. Sie wies den Vorschlag Karls V. von sich, Elisabeth in eine Art ehrenvoller Verbannung zur Schwester des Kaisers, der Königin von Ungarn, zu senden. Woodstock hieß das neue endlich auserkorene Gefängnis.

Die Gefahr erschreckt häufig erst, wenn sie bereits vorüber ist. Elisabeth geriet in Furcht, gerade dann, als nichts mehr zu fürchten stand. Als sie Bedingfeld mit seinen hundert Mann in den inneren Hof des Towers einziehen sah, fragte sie entsetzt: „ob das Schafott Lady Janes fortgeschafft worden sei?" Dann forschte sie: ob Bedingfeld wohl vor einem ihm aufgetragenen Morde zurückschrecken würde? Und als sie am 20. Mai auf ihrem Wege nach Woodstock in Richmond von ihrem Haushalt getrennt wurde, da bat sie ernstlich, daß ihre Diener für sie beten möchten, „denn diese Nacht", sagte sie, „denk ich, daß ich sterben muß." — Ihre Furcht war unbegründet. Sie lebte, nicht immer ganz ungefährdet, aber doch nie mehr ernstlich bedroht, noch einige Zeit lang gefangen, dann frei, teils am Hofe, teils im eigenen Hause zu Hatfield, so viel es möglich war ausgesöhnt mit ihrer Stiefschwester und befreundet mit dem König-Gemahl, Don Philipp von Spanien, bis Maria den 17. November 1558 ihr trauriges Leben beschloß und Elisabeth, fünfundzwanzig Jahre alt, den Thron ihres Vaters bestieg.

Wenn wir uns um diese Zeit von England mit seinem ewigen Tower, mit seinen unaufhörlichen Sukzessionsintrigen, mit seinem Block, der vom Blut nie trocken wurde, hinüber nach Frankreich versetzen, so ist es uns, als kämen wir aus einem graulichen, giftigen Nebel in lichten lebendigen Sonnenschein. Nicht daß in Frankreich die Sitten reiner gewesen wären, im Gegenteil: man war moralisch strenger in England, aber in Frankreich war man menschlicher. Die Bürgerkriege, denen die Religion zum Vorwand dienen sollte, hatten noch nicht begonnen. Dagegen entfaltete sich, und zwar gerade am Hofe, die nationale Poesie. Die französische Baukunst hatte sich bereits in den wundervollen Schlössern offenbart, die heute noch die Juwelen des Landes sind. Die italienische Kunst war mit Leonardo da Vinci und mit Benvenuto Cellini über die Alpen gekommen, die italienische Feinheit mit der Gemahlin des Königs, der Florentinerin, der Tochter der Medici, Katharina. Was Maria Stuart in ihrem rauhen heimischen Schottland geworden wäre, das wissen wir nicht — was sie an dem glänzenden, ritterlichen

Hofe der Valois wurde, das sagen uns alle Memoirenschreiber und Dichter aus jener Periode wie mit einer Stimme. Gelehrt, wie nur eine Engländerin sein konnte, war sie darum nicht pedantisch. Ihr war alles natürlich, was Poesie und Kunst hieß: sie dichtete Lieder, und die Laute war ihr vertrautes Instrument, auf dem sie mit der schönsten Hand ihre süße Stimme begleitete. Und schön war sie:

Ihr werdet niemals etwas Schön'res seh'n,

sagt Du Bellay, und Ronsard hat zwei wundervolle Zeilen darüber, wie „mitten im Frühling zwischen den Lilien ihr schöner Körper entsprungen sei, der an Weiße die Lilien selbst übertroffen habe." Brantôme berichtet: „Als sie gegen fünfzehn Jahr wurde, begann ihre Schönheit sich zu zeigen wie das Licht am schönen vollen Mittag." Ihr Oheim, der Kardinal von Lothringen, endlich schrieb an ihre Mutter: „Ich kann Euch versichern, Madame, es gibt nichts Schöneres, nichts Anständigeres als die Königin, Eure Tochter: sie beherrscht den König und die Königin."

Auch beeilte sich Heinrich II., seinem Sohne diese reizende Braut unwiderruflich zu sichern. Schon am 31. Oktober 1557 schrieb er an die Staaten von Schottland, um sie zur Erfüllung des früheren Übereinkommens aufzufordern. Sie versammelten sich am 14. Dezember zu Edinburg. Maria von Lothringen, die drei Jahre früher dem Grafen von Arran die Regentschaft aus den Händen gespielt hatte, wußte ihnen das Verlangen des französischen Königs annehmbar zu machen. Sie ernannten neun Kommissäre, die der Vermählung beiwohnen und sie als Vertreter des Reiches sanktionieren sollten, nachdem Maria Stuart und ihr Verlobter versprochen hätten, dessen Gesetze und Freiheiten unangetastet zu lassen. Am 29. April 1558 wurde der Ehekontrakt abgeschlossen. Der Dauphin sollte den Titel und das Wappen eines Königs von Schottland annehmen, in Ermangelung von Söhnen die älteste Tochter aus dieser Ehe in Schottland nachfolgen und von Frankreich 400000 Taler empfangen. Leider hatte Maria sich von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater, der sich Schottlands auch für den Fall versichern wollte, daß sie ohne Kinder stürbe, zur Unterzeichnung von zwei Dokumenten verführen lassen, die sie von vornherein ihrem Lande gegenüber zu einer Herrscherin ohne Treu und Glauben stempelten.

In dem ersten trat sie für die Zukunft sowohl Schottland wie ihre

Erbrechte auf England und Irland an Frankreich ab, in dem zweiten verpfändete sie Schottland und dessen Nießbrauch dem französischen König auf so lange, wie die von ihm vorgestreckten Summen nicht wiedererstattet worden wären. Beide Urkunden wurden von ihr am 4. April 1558 unterschrieben, vierzehn Tage vorher, ehe sie sich zum Schein verpflichtete, die Statuten ihres Reiches zu ehren. Ihre Mutter war nicht umsonst eine Guise und sie selbst nicht umsonst eine Schülerin der Mediceerin. Hätten die Abgeordneten Schottlands ihrer schönen Königin in Fontainebleau, wo die geheime Unterzeichnung stattfand, über die Schulter gesehen, sie hätten nach der Vermählung in Notredame den Dauphin schwerlich als König von Schottland begrüßt.

Aber sie hatten die verräterischen Schriftstücke eben nicht gelesen, und so folgten sie dem Beispiel der schönen Neuvermählten, und Franz und Maria wurden von nun an der König-Dauphin und die Königin-Dauphine genannt.

Indessen damit war dem Vater des jungen Paares noch nicht genug getan. Der französische Hof hatte die Geburt Elisabeths nie für legitim anerkannt. Als Maria Tudor starb, betrachtete man in Frankreich die Königin-Dauphine als ihre rechtmäßige Erbin, und als vollführe der König den Auftrag des Schicksals, der Schwiegertochter eine tödliche Feindin heranzuziehen, veranlaßte er dieselbe, dem Wappen von Schottland das von England zuzufügen.

Auch Maria von Lothringen bereitete ihrer Tochter Feindschaft und Zwietracht vor. So lange die französische Heirat noch nicht geschlossen war, hatte die Regentin die Klugheit der Guise geübt und sowohl den hohen Adel wie die Partei der Reformierten möglichst geschont. Sobald die Vermählung aber eine Tatsache war, zeigte die Lothringerin den Übermut der Guise gegen die hohen Barone und keine Nachsicht mehr gegen den Protestantismus, der langsam, aber sicher um sich gegriffen hatte. Die Folge davon war eine ernstliche Erhebung gegen den französischen, den katholischen Einfluß, und ein Anschließen an England als protestantische Schutzmacht.

Nicht lange darauf mußten beide, Schwiegervater wie Mutter, das arme Kind den Gefahren preisgegeben sein lassen, die sie gegen seine Zukunft heraufbeschworen hatten. Heinrich II. erhielt am 10. Juli 1559 bei dem unglücklich berühmten Turnier den tödlichen Lanzenstoß, die Regentin starb am 10. Juni 1560 im Schlosse zu Edinburg. Vor

ihrem Tode erteilte sie den Häuptern der Konföderierten, die auf ihren Wunsch zu ihr gekommen waren, die weisesten Ratschläge. Nur war es zu spät. Franz und Maria hatten, als sie auf den Thron gelangten, den Titel „König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland" angenommen. Elisabeth, mit Recht dadurch gereizt und beleidigt, unterstützte öffentlich die aufgestandenen Barone. Die Franzosen hielten auf glänzende Weise eine Belagerung in Leith aus, aber da von Frankreich, wo es ebenfalls am politischen Himmel zu dunkeln begann, ihnen keine Hilfe gesandt werden konnte, so mußte der Krieg, der auf schottischem Boden zwischen Frankreich und England entbrannt war, am 5. Juli 1560 in Edinburg durch einen Friedensschluß zum Nachteil Frankreichs, zum Vorteil der Konföderierten und zur Demütigung des Königtums beendigt werden. Auch den Königstitel und das Wappen Englands sollten die Souveräne Frankreichs ablegen.

Maria verweigerte die Erfüllung dieses Vertrages, als der englische Gesandte in Paris, Sir Nicholas Throckmorton, sie um dieselbe ersuchen kam. Hatte sie sich den Namen der Herrschaft über England angemaßt, so maßte Elisabeth sich jetzt in Schottland die Herrschaft selbst an, oder sie wurde ihr wenigstens angeboten. Die reformierten Lords schrieben geradezu: „daß sie für die Sicherheit und Freiheit des Reiches weit mehr ihr verpflichtet seien als ihrer eigenen Herrscherin." Der Kardinal von Lothringen sagte zu Throckmorton: „Der König und die Königin von Schottland haben den Schotten gegenüber den Titel der Macht, die Königin, Eure Herrin, hat sie in Wahrheit, weil sie ihr gehorchen." Maria äußerte sich noch rücksichtsloser: „Ich bin ihre Königin, sie nennen mich so, aber sie betragen sich nicht wie Untertanen. Ich werde sie ihre Pflicht lehren." Die arme Frau — einen Monat später war sie Witwe; siebzehn Jahre alt starb Franz II. am 5. Dezember 1560.

Er nahm viel mit sich hinab in seine königliche Gruft: die reichste von Marias beiden Kronen, das Heimatrecht der Fremden in Frankreich, das schönste Glück, das einem Weibe werden kann: das einer Liebesehe, von der noch nicht der Blütenstaub abgeweht ist. Auch wußte Maria Stuart, was alles ihr mit Franz von Valois starb; ein rührendes Zeugnis dafür ist ihre Witwenklage, von der wir einige Strophen mitteilen wollen:

Gab's jemals ein Geschick,
So schwer von solchem Grame?
Ward jemals so das Glück
Gestört von zarter Dame,
Wie mein's, die ich voll Weh
Mein Herz im Bahrtuch seh?

Was sonst erfreuet mich,
Ist jetzt, was mich beschweret;
Der hellste Tag hat sich
In dunkle Nacht verkehret,
Und was auch köstlich sei,
Ich wünsch' es nicht herbei.

Die ich, im Frühling noch,
In meiner Jugendblüte,
Die tiefsten Schmerzen doch
Erfahre im Gemüte,
Und nichts begehren mag,
Als Sehnsucht nur und Klag'?

Mein Kummer lässet mich
An keinem Ort verweilen,
Allein umsonst such' ich
Den Schmerzen zu enteilen;
Zugleich ist Trost und Leid
Die tiefste Einsamkeit.

Tiefste Einsamkeit umgab die junge Witwe in ihrer weißen königlichen Trauerkleidung. Vierzig Tage lang sah sie kein Tageslicht und ließ außer ihren Schwägern, ihren Oheimen, dem König von Navarra und dem Connetable von Montmorency, keinen Mann vor sich. Sobald sie die fremden Gesandten wieder empfangen konnte, wurden ihr Heiratsanträge gemacht. Philipp II., der nach dem Tode Maria Tudors sich erst um Elisabeth Tudor beworben und dann seinem Sohne Elisabeth von Valois weggenommen hatte, suchte für Don Carlos einen Ersatz in der Witwe Franz' II. Erich XIV., im vergangenen Jahre als Kronprinz ebenfalls ein Bewerber um Elisabeth, trat jetzt, wo er seinem Vater, Gustav Wasa, nachgefolgt, als Freier bei Maria Stuart auf, und Friedrich II. von Dänemark tat das gleiche. Die junge Witwe wies alle von sich. Ihr Unglück war noch zu neu, als daß sie schon einen Ersatz hätte dafür annehmen können. Am liebsten wäre sie in Frankreich geblieben und hätte sich mit der Touraine und Poitou als ihrem Wittum begnügt. Sie durfte es nicht. Ihre Abreise nach Schottland wurde beschlossen.

Elisabeth hatte den Grafen von Bedford an Maria gesandt, um dieser ihr Beileid zu bezeigen. Seine eigentliche Aufgabe war, Maria zur Ratifikation des Edinburger Vertrages zu bewegen. Maria verschob sie, bis sie ihren Adel und ihr Parlament darüber zu Rate gezogen haben würde. Gegen ihren natürlichen Bruder Lord James Stuart, der von Schottland an sie gesandt worden war, sprach sie sich offener aus. Sie wollte den Vertrag nicht unterzeichnen und das neue Bündnis zwischen England und Schottland zu lösen suchen. Lord James gehörte der Kongregation, d. h. der reformierten Partei an und infolge-

dessen England: er teilte Throckmorton alles mit, was seine Schwester gegen ihn geäußert. War es da zu verwundern, daß Elisabeth das freie Geleit abschlug, um das Maria sie anging oder vielmehr, daß sie es nur erteilen wollte, wenn der Vertrag unterzeichnet würde?

Maria, die verwöhnte Königin, fühlte sich auf das höchste verletzt, daß ihr etwas abgeschlagen werden konnte. „Ich hoffe, daß der Wind mir günstig und ich nicht genötigt sein werde, in England zu landen", sagte sie zu Throckmorton, als sie ihn zum letztenmal sah. „Muß ich dort anlanden, Herr Gesandter, dann wird Eure Königin mich in ihrer Gewalt haben und mit mir verfahren können, wie sie will. Ist sie so grausam, meinen Tod zu wollen, so möge sie nach ihrem Gefallen tun und mich aufopfern. Vielleicht wäre dieses Los für mich besser als das Leben. Gottes Wille geschehe."

Welche wunderbare Vorherahnung in diesen Worten, wiewohl man sie damals nur für eine jener Übertreibungen halten konnte, in denen die Jugend bei großem Schmerz sich so gern ergeht! — Denn ein großer, herber Schmerz war für Maria Stuart das Verlassen Frankreichs. Eine Pflanze, deren Wurzelfasern gewaltsam aus der mütterlichen Erde gerissen werden, mag so fühlen wie sie fühlte, als sie sich am 14. August 1561 zu Calais einschiffte. Ein Teil des Hofes hatte ihr von St. Germain, wo sie der königlichen Familie Lebewohl gesagt hatte, das Geleit gegeben. Drei ihrer Oheime und zahlreiche Edelleute sollten sie nach Schottland begleiten. Es tröstete sie nicht. Bleich, wie sie seit ihrer Witwenschaft immer blieb, stützte sie sich mit beiden Armen auf das Hinterteil des Schiffes neben dem Steuerruder, brach in Tränen aus, blickte unverwandt zurück und murmelte: „Adieu, France! adieu, France!" So blieb sie, bis es dunkel wurde: sie wollte nicht essen und auch nicht hinunter, um sich schlafen zu legen. Man bereitete ihr endlich ein Lager auf dem Verdeck, und sie ließ sich überreden, etwas zu ruhen, aber sie befahl dem Steuermann, sie bei Tagesanbruch zu wecken, im Fall das Land noch in Sicht sein sollte. Da der Wind gefallen war und die Galeerensklaven mit ihren Rudern nicht so rasch vorwärts kamen, konnte man wirklich bei Tagesanbruch die Küste noch wahrnehmen, und der Steuermann weckte die Königin, die sich auf dem Bett emporrichtete und ihre Augen unverrückt auf das geliebte Land heftete, bis auch der letzte Schein davon zwischen Himmel und Meer verschwand. Da seufzte sie zum letztenmal: „Fahr' wohl, Frank-

reich; es ist vorbei; fahr' wohl, Frankreich, ich glaube dich niemals mehr zu sehen."

Fast ebenso schmerzlich, wie sie schied, sah ihr Adoptivvaterland sie scheiden. Ronsard, ihr Lehrer in der Poesie, dichtete ihr den Nachruf:

Von allem, was da schön, verschwindet leicht die Spur,
Der Ros' und Lilie Pracht herrscht einen Frühling nur.

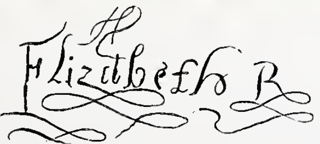
Um so feindlicher wurde sie von ihrer Geburtsinsel erwartet. Eine englische Flotte lauerte den vier Schiffen auf, aus denen ihre ganze Eskadre bestand. Ein Nebel, der aufstieg, nahm die französischen Fahrzeuge in seinen Schutz: als er am 19. August fiel, konnten sie in den Hafen von Leith einlaufen. Maria war überraschend gekommen; sobald man ihre Landung erfuhr, eilte der Adel herbei, um sie nach Edinburg in das Schloß zu geleiten. Man hatte für sie ein Pferd, für die Damen und Herren ihres Gefolges aber nur kleine, kläglich aufgeschirrte Bergklepper herbeigeführt.

Maria war noch jung genug, um über diesen erbärmlichen Aufzug zu weinen, in dem sie in den Palast von Holyrood einzog. Am Abend kamen die Bürger von Edinburg mit Rebecqs, dreisaitigen Geigen, um ihr als Bewillkommnungsständchen Psalmen vorzusingen. Welchen Eindruck mußte ihre künftige Residenz auf sie machen! Als sie den Hafen von Calais verließ, sank vor ihren Augen ein Schiff, dessen Mannschaft größtenteils ertrank, und sie rief angstvoll aus: „Ah, mein Gott, was für eine Vorbedeutung für die Reise ist das!"

Andererseits meinte Johann Knox, der furchtbare schottische Reformator, von dem Nebel, der ihrer Ankunft vorhergegangen war: er habe angedeutet, was alles mit ihr ins Land gekommen sei, nämlich Trauer, Jammer, Finsternis und alle Gottlosigkeit. Wie sie zu Schottland gekommen war mit Widerwillen, Mißtrauen und trüber Ahnung, so wurde sie von Schottland empfangen.

Ganz anders war Elisabeth als Königin bewillkommnet worden. Wie in Maria die Gegnerin, sah man in Elisabeth die Schützerin des Protestantismus, obgleich sie ihrer Schwester versprochen hatte, die Staatsreligion nicht zu ändern und auch wirklich noch einen Monat lang die Messe hörte. Erst am Weihnachtstage 1558 wohnte sie versuchsweise derselben nicht mehr bei.

Frei von jeder Schwärmerei und mit klarer Überzeugung wurde Elisabeth von neuem Protestantin.



Elisabeth, Königin von England.
Nach dem Gemälde von Zucchero (Hampton Court Palace).



Welches Gefühl mag sie wohl vorzugsweise bewegt haben, als sie am 28. November desselben Jahres „förmlichen Besitz von ihrer königlichen Festung, dem Tower, nahm"? Gewiß war es ein Triumph, den sie erlebte. Als Gefangene hatte sie den Tower verlassen, als Herrscherin kehrte sie wieder. In einem Reitkleid von rotem Sammet, ihren neuen Stallmeister, Lord Robert Dudley, zur Seite, ritt sie durch die City. Der Lord-Mayor trug das Zepter vor ihr her; zu seiner Rechten ritt Mr. Garter, king-at-arms, der vornehmste Wappenkönig oder Herold. Die Kanonen des Towers donnerten ihr entgegen; Kinder sangen, Schüler hielten Reden. Sie nahm alles mit einer Leutseligkeit an, die damals wohl mehr in ihrer Natur lag als nur eingelernt war, doch zeigte sie den vollen, selbstbewußten Anstand einer Königin. Als sie den Tower erreicht hatte, begab sie sich sogleich in ihr früheres Zimmer, fiel dort auf die Kniee und sprach ein Gebet, in dem sie sich mit Daniel in der Löwengrube verglich. Sie tat es teils aus innerem Drange, teils um das damals religiös erregte Volk zu gewinnen. Ähnlich verhielt sie sich bei der sogenannten recognition-procession, zu der sie am 14. Januar 1559 vom Tower auszog. Über ihrem mit rotem Sammet behangenen Wagen wurde von Rittern ein Thronhimmel getragen. Mit Händen und freudigen Mienen grüßte sie die, die entfernt standen; mit denen, die nahe genug waren, tauschte sie liebevolle Worte aus. Sagten sie: „Gott erhalte Eure Gnaden!" so antwortete sie: „Gott erhalte euch alle!" und fügte hinzu, wie sie ihnen von ganzem Herzen danke. Von armen Frauen nahm sie Sträuße an; ein Rosmarinzweig, den die eine ihr mit einer Bittschrift überreicht hatte, lag noch im Wagen, als Elisabeth zu Westminster anlangte. Den poetischen und prosaischen Anreden, die an sie gerichtet wurden, schenkte sie die höchste Aufmerksamkeit; den verschiedenen Darstellungen, in denen die Phantasie der getreuen Bürger Londons gewetteifert hatte, die lebhafteste Bewunderung besonders der einen, die sich am oberen Ende der Gracechurch-Street unter einem Triumphbogen befand. Es war ein Stammbaum ganz eigener Art, der auf einem dreistöckigen Gerüst emporstieg. Unten kam aus einer unermeßlichen weißen Rose Elisabeth von York, aus einer ähnlichen roten Heinrich VII. heraus, die Hände ineinandergefügt und der Trauring recht sichtbar. Ein Stengel ging zum zweiten Stock empor, wo Heinrich VIII. mit Anna Boleyn an der Seite aus einer rot und weißen Rose zum Vorschein kam, und

ein neuer Stengel reichte bis zum oberen Stock, der Elisabeths Bildnis trug. Das ganze Gerüst war reich mit Gewinden von weißen und roten Rosen eingefaßt.

In einer Allegorie von „Zeit und Wahrheit" ließ diese an einer Seidenschnur eine Bibel in den königlichen Wagen hinab. Elisabeth empfing das Buch in beiden Händen, küßte es, drückte es an ihre Brust und dankte der City für dieses Geschenk, das ihr schätzbarer sei als jedes andere. Mag auch immer die Vermutung nahe liegen, daß die Börse von rotem Atlas mit tausend Mark Goldes, die am oberen Ende von Cheapside der Syndikus, Meister Ranulph Cholmely, im Namen des Lord-Mayor und der City der Königin überreichte, dieser ebenso willkommen gewesen sein dürfte als das Wort Gottes, so ist doch nicht anzunehmen, daß ihr Betragen an diesem Tage lediglich Verstellung und Heuchelei gewesen, wie man mitunter glaubt.

Ihre Krönung fand am folgenden Tage statt, denn der später in ganz Europa berühmte Astrolog, Johann Dee, mit dem sie schon als Prinzessin verkehrt, hatte Sonntag den 15. Januar als den günstigsten Tag zu dieser Feierlichkeit bezeichnet, die gleich jeder früheren Krönung nach dem katholischen Ritus vollzogen wurde, mit dem einzigen Unterschied, daß der Bischof das Evangelium und die Epistel lateinisch und englisch las. Elisabeth erschien zuerst in rotem Sammet und blieb so, bis sie gesalbt worden war. Dieser Teil der Zeremonie schien nicht nach ihrem Geschmack zu sein, denn als sie sich hinter einen Vorhang zurückzog, um sich zur Krönung umzukleiden, äußerte sie gegen ihre Kammerfrauen: „das Öl sei Schmer und rieche schlecht". Gekrönt wurde sie in Goldstoff, zum Bankett trug sie violetten Sammet. Man sieht, sie war nicht länger „Sister Temperance", sie war eben Königin und eine junge, schöne Königin.

Eine Perücke brauchte sie natürlich damals noch gar nicht: ihr eigenes blondes Haar genügte ihr noch vollkommen. Sie war fünfundzwanzig Jahre, in der schönsten Vollblüte ihrer Jugend. Das Land wünschte lebhaft, sie möchte sich vermählen. Der Sprecher vom Hause der Gemeinen, Sir Thomas Garrgrave, überbrachte ihr eine Adresse, die diesen Wunsch aussprach. Elisabeth zeigte ihren Krönungsring und sagte: „mit diesem Ringe sei sie dem Reiche angetraut worden, und zu ihres Namens Ruhm würde es genügen, wenn einst auf ihrem

Marmorgrabe stände: ‚Hier liegt Elisabeth, die als Jungfrau herrschte und als Jungfrau starb.‘“

Daß sie wirklich so starb, ist wenigstens nicht aus Mangel an Freiern gewesen. Es ist förmlich belustigend, wie viele Prinzen sich berufen fühlten, durch Elisabeth König von England zu werden. Auch mehrere vom hohen englischen Adel empfanden den gleichen Beruf. Elisabeth indessen war im höchsten Grade, was die Engländer heute a flirt nennen, d. h. noch etwas mehr als eine Kokette. Nur im äußersten Notfall erteilte sie einem Bewerber eine bestimmt abschlägige Antwort; ließ es sich irgend tun, so hielt sie ihn mit Hoffnungen hin. Wurde dann einer oder der andere es müde, sich vertrösten zu lassen und sah sich nach einer anderen Gemahlin um, so war sie auf das höchste gekränkt, und doch konnte sie sich zu keiner Wahl entschließen. Wie Sir Jakob Melville, der schottische Gesandte, ihr in seinem heimatlichen Dialekt sehr richtig sagte: „Ihr denkt, wenn Ihr verheiratet wäret, so würdet Ihr nur Königin sein, und jetzt seid Ihr beides: Königin und König.“ — Einmal nur kam sie dazu, sich wirklich zu verloben, aber diese Brautschaft war, obwohl sie in finsterer Zeit und auf blutigem Hintergrunde spielte, eine wahre Burleske.

Der Gedanke, die Kronen von England und Frankreich zu vereinigen, war in diesem letzteren Lande mit dem Tode Franz’ II. keineswegs aufgegeben worden: sobald es sich irgend tun ließ, warb Katharina von Medici für den zweiten ihrer Söhne, den jugendlichen Karl IX., um die Hand der „königlichen Jungfrau von England“. Elisabeth antwortete sehr vernünftig, der König, ihr guter Bruder, sei noch nicht sechzehn, und sie zähle dreißig Jahre. Sie hätte noch einige hinzufügen können, indessen der französische Gesandte war schon mit der angegebenen runden Zahl zufrieden, die Unterhandlung wurde als abgebrochen betrachtet und dem armen Königsknaben Zeit gelassen, ein Mann zu werden und sich mit Elisabeth von Österreich zu verloben. Als Elisabeth von England das erfuhr, empfand sie ihre gewöhnliche nachträgliche Eifersucht und beschwerte sich gegen den neuesten französischen Gesandten, Herrn de la Mothe Fénelon. Keiner von allen Botschaftern, Melville ausgenommen, verstand es so aus dem Grunde, der jungfräulichen Königin bis zu dem Grade zu schmeicheln, wie sie es verlangte. Da sie Karl IX. nicht mehr heiraten konnte, der siebzehn Jahre jünger war als sie, so schlug La Mothe ihr Monsieur, des Königs

Bruder, Heinrich von Anjou, vor, der neunzehn Jahre jünger war, und Elisabeth, die mit dreiunddreißig Jahren den älteren Bruder als zu jung abgewiesen hatte, schien mit siebenunddreißig den jüngeren ganz annehmbar zu finden.

Leider traf sie bei ihren geheimen Räten wenig Sympathie mit ihren Wünschen: Robert Dudley, jetzt Graf von Leicester, war jedem Heiratsvorschlag für seine königliche Herrin von vornherein entgegen, indem ein Gemahl der naturgemäße Nebenbuhler des Günstlings sein mußte.

Der Staatssekretär Sir William Cecil, jetzt Lord Burleigh, und Oberschatzmeister, fürchtete den Einfluß des katholischen d'Anjou und das französische Bündnis überhaupt. Die übrigen Mitglieder des geheimen Rates stimmten mit Leicesters geheimen und Burleighs ausgesprochenen Gesinnungen völlig überein. Elisabeth war darüber verstimmt und entrüstet zugleich. Sie weinte, sie warf ihren Räten vor, sie hätten bis jetzt jedes Ehebündnis unmöglich gemacht; sie ersuchte sie ernstlich darum, ihr wenigstens bei der Vermählung mit Monsieur nicht hinderlich zu sein. Mitten in dieses Durcheinander hinein schrieb Katharina einen verzweiflungsvollen Brief an La Mothe: d'Anjou wolle nicht. „Würde sie meinen Sohn d'Alençon nehmen?" fragte die Königin Mutter. Dieser, Franz, der dritte der drei lebenden Söhne Katharinas, war im März 1555 geboren, Elisabeth folglich über einundzwanzig Jahre älter als er. Dazu war er klein, häßlich und, was das schlimmste war: durch Blatternarben entstellt. Und Elisabeth verabscheute Häßlichkeit oder körperliche Fehler jeder Art dermaßen, daß sie eigene Beamte angestellt hatte, um auf der Straße alle Häßliche, Verkrüppelte und Sieche aus ihrem Wege fortzutreiben! Auch wies sie anfangs d'Alençon bestimmt zurück. — „Er ist zu klein", sagte sie. — „Wie groß ist er?" fragte sie dann.

Das war im Januar 1572. Im November 1582 kam Franz von Valois, der, seit Heinrich III. König war, den Namen Anjou geerbt, an den Hof von England, und Elisabeth verlobte sich mit ihm. Zehn volle Jahre lang hatte die Liebesgeschichte über den Kanal hinüber gespielt. D'Alençon hatte einen englischen Arzt brauchen müssen, um sich die Pockennarben vertreiben zu lassen; Elisabeth hatte die Pocken gehabt, aber keine Narben behalten; d'Alençon hatte die Masern gehabt und dabei, wie seine Mutter versicherte, seine Pockennarben ver-

loren; er hatte an Elisabeth Briefe geschrieben, die „einen gefrorenen Felsen hätten erweichen können", Elisabeth hatte ihrem Bewerber zu Liebe einen goldenen Frosch getragen, weil der Frosch in England schon damals für das schmeichelhafte Sinnbild der französischen Nation galt; endlich hatte Franz getan, was bisher noch kein Bewerber der jungfräulichen Königin gewagt oder der Mühe wert gehalten: sich persönlich in einer Verkleidung ihr zu Füßen geworfen. Elisabeth, die eine solche Artigkeit immer gewünscht, ja, in mehreren Fällen sogar vorgeschlagen hatte, nahm sie dem französischen Prinzen sehr hoch auf, und einige Jahre später durfte er sich endlich an dem langersehnten Ziel glauben. Elisabeth empfing ihn nicht nur ehrenvoll, sondern zärtlich. Die Vergnügungen am Hofe rissen nicht ab: die Königin tanzte, Tragödien und Komödien wurden aufgeführt, Maskeraden veranstaltet. Am Neujahrstage fand ein Turnier statt, an dem Franz teilnahm; sobald es vorüber war, eilte Elisabeth zu ihm, küßte ihn mehrmals, und als sie wahrnahm, daß er müde schien, führte sie ihn an der Hand in sein Zimmer, damit er sich ausruhe. Am nächsten Morgen stattete sie selbst in aller Frühe ihm einen Besuch ab. Am Jahrestage ihrer Krönung, der immer sehr feierlich begangen wurde, steckte sie ihm einen Ring an, genug, er konnte sich als verlobt betrachten. Um so erstaunter war er, als er sie eines Morgens bleich und in Tränen fand. Den Tag vorher war nicht nur der Ehekontrakt, sondern sogar das Zeremoniell für die Hochzeit aufgesetzt worden, aber am Abend warfen Elisabeths sämtliche Damen, die von den Ministern ihr Stichwort erhalten hatten, sich zu den Füßen der Königin und stellten unter Tränen und Wehklagen ihr die Gefahren und unausbleiblichen schrecklichen Folgen dieser Heirat so herzbrechend vor, daß die unglückliche „gekrönte Nymphe von England" die ganze Nacht nicht schlief und am nächsten Morgen dem verblüfften Franz erklärte: noch zwei solche Nächte würden sie ins Grab bringen, und trotz ihrer unverminderten Liebe zu ihm sei sie entschlossen, ihr Glück der Wohlfahrt ihres Volkes aufzuopfern.

Der Herzog von Anjou war, wie billig, äußerst entrüstet über diese völlig unbegründete Verabschiedung. War er am Tage vorher nicht staatsgefährlich, so war er es an diesem Morgen auch nicht; ebenso wenig war die Sachlage verändert. Er zog sich in sein Zimmer zurück, riß den Ring Elisabeths vom Finger, schleuderte ihn auf den Boden und

rief heftig aus: „die Frauen Englands wären ebenso veränderlich und launenhaft, wie ihr Klima und die Wogen, die das Eiland umgäben.“

Dann bat er um die Erlaubnis, abzureisen. Umsonst versuchte Elisabeth, ihn noch festzuhalten, umsonst wollte sie aufs neue ihm die Hoffnung einer Verbindung geben; Franz von Anjou war störrisch und eigensinnig von Natur und zeigte es jetzt. Es war eben die Zeit, wo er in den Niederlanden Souverän spielte — er sprach von seinen Untertanen, die nach ihm verlangten, und setzte den Tag seiner Abreise fest. Als Elisabeth erkannte, daß er nicht länger zu halten sei, beschloß sie, ihn wenigstens ein Stück Weges zu begleiten. Auch dagegen machte er Vorstellungen, aber es half nichts: er wurde begleitet und bewirtet. Erst nach mehreren Tagen, in Canterbury, konnte die Königin sich zu dem schweren Abschied entschließen. D'Anjou empfand nur Ungeduld, aus England fortzukommen, the Lady of the Seas (die Herrin der Meere) dagegen war voll Trauer und in Tränen. Sie hat auf dieses Scheiden ihr bestes Gedicht gemacht, das in ihrer eigenen Handschrift erhalten, Eliza Regina unterzeichnet und „On Mount Zeurs departure“ (auf Monsieurs Abreise) überschrieben ist, eine Überschrift, die uns von Elisabeths französischer Orthographie keinen allzu hohen Begriff gibt. Sie sagt in diesen Versen von sich:

„Denn ich bin weich, aus Schnee, der schmilzt, gemacht,“

und man muß glauben, daß Franz d'Anjou ihr Herz ganz und gar zum Schmelzen gebracht habe, denn noch, als er sich bereits eingeschifft hatte, ließ sie bitten, er möge wieder zu ihr kommen, aber er war hartnäckig und segelte am 8. Februar 1583 mit einer glänzenden Eskorte ab. Elisabeth wollte anfänglich nicht nach Whitehall zurückkehren, um nicht zu schmerzlich an ihn erinnert zu werden. Sicherlich ist Franz von Anjou von niemand, seine eigenen Verwandten nicht ausgenommen, so schwärmerisch geliebt, und als er am 10. Juni 1584 starb, so betrauert worden wie von Elisabeth. Nachdem sie ihn verloren, hat sie keinem Heiratsplan mehr Gehör gegeben; allerdings war sie damals schon 51 Jahre alt.

Was bei ihr immer mehr oder weniger Komödie blieb, das wurde bei Maria Stuart schauerliche Tragik. Das machte: sie selbst war ernstlich und alles an ihr wirklich, ihre Schönheit, ihre Tugend, ihre Vergehen, alles. Sie war nicht immer aufrichtig, im Gegenteil, sie war

der ganzen Treulosigkeit ihrer Zeit fähig, aber sie war keine Heuchlerin, sie spielte keine Rolle, sie war ein schönes, leidenschaftliches, irrendes und hinreißendes Weib.

Die schottischen Protestanten vermochte sie freilich zu nichts hinzureißen. Kein Volk ist mehr zum Protestantismus geeignet als das schottische; keines ist fähiger des Fanatismus und unfähiger des Enthusiasmus. Maria Stuart erfuhr das. Ihre Schönheit, ihre Anmut, ihr Geist, alles das vermochte nicht, die Abneigung gegen die Katholikin zu beseitigen, eine Abneigung, die nicht ganz ungerechtfertigt erscheint, wenn man bedenkt, daß die Verfolgungssucht des Katholizismus in Spanien und Frankreich Scheiterhaufen für den Protestantismus entzündete und daß demnach die Sorge nahe lag, es könne von der schottischen Königsburg aus die gleiche Gefahr für Schottland entstehen. Das Parlament hatte bereits im Jahre 1560 das Anhören der Messe für das erstemal mit Einziehung der Güter, für das drittemal sogar mit Todesstrafe bedroht. Als man nun vernahm, Maria wolle am Sonntag nach ihrer Ankunft in der Kapelle von Holyrood Messe lesen lassen, entstand eine gewaltige Aufregung unter dem Volke, zumal der Prediger Knox geäußert hatte, eine Messe im Königreich sei der Religion gefährlicher als zehntausend Feinde. So geschah es, daß an demselben Sonntag eine bewaffnete Schar in den Hof des Palastes drang, und hätte Lord James nicht selbst die Tür zur Kapelle bewacht, so wäre höchst wahrscheinlich Blutvergießen am Altar die Folge gewesen.

Vereinzelt, wie Maria Stuart sich fühlte, mußte sie bald dem Gedanken Gehör schenken, in einem Gatten eine zuverlässige Stütze zu suchen, als ihr ehrgeiziger Halbbruder ihr sein konnte. Doch auch hier fand sie Schwierigkeiten. Sie war am meisten zu einem Bündnis mit Don Carlos, dem Infanten von Spanien, geneigt, indem sie sich dadurch den Schutz Philipps II. zu sichern hoffte. Aber sowohl Katharina von Medici wie Elisabeth waren diesem Plan entschieden entgegen, Elisabeth war es noch überdies jeder Heirat Marias mit einem auswärtigen Prinzen. Knox und mit ihm die protestantische Partei war gegen jeden Katholiken. Maria mußte auf Don Carlos verzichten.

Ihrerseits nahm sie den Vorschlag Elisabeths, ihre Schwester von Schottland solle sich mit Robert Dudley verheiraten, sehr kühl, anfangs sogar mit beleidigtem Stolz auf. Ob Elisabeth wirklich zugelassen hätte, daß ihr Günstling der Gemahl ihrer Nebenbuhlerin würde?

Man kann es mit Bestimmtheit verneinen, obgleich sie, um Maria für die Heirat günstig zu stimmen, im Fall der Vollziehung die Thronfolge in England mehr als ahnen ließ. Die Thronfolge war Marias größter Ehrgeiz; sie betrachtete dieselbe als ihr angestammtes Recht. Wenn der Graf von Leicester ihr als Morgengabe die Thronfolge mitbrachte, so wurde er als Gemahl möglich. Auch Lord James, jetzt Graf von Murray, stellte die Thronfolge als Bedingung, wenn er sich für die Heirat verwenden solle. Diese Intrige, die nur zum Zweck hatte, Maria zu beschäftigen und so von anderen Heiratsplänen abzuhalten, fand unerwartet ein Ende in der Leidenschaft, die die junge Königin für ihren Vetter, Lord Heinrich Darnley, faßte.

Die Tochter Heinrichs VII., Margarete Tudor, Gemahlin Jakobs IV. von Schottland und folglich Großmutter von Maria Stuart, hatte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Angus verheiratet, und ihre Tochter aus dieser Ehe, Lady Margarete Douglas, war von ihrem Oheim, Heinrich VIII., dem Grafen von Lenox zur Frau gegeben worden. Dieser, ein Stuart, hatte seiner englischen Sympathien wegen aus Schottland flüchten müssen und lebte am Hofe von England. Sein Sohn war Lord Heinrich Darnley, den seine Mutter, die mit Maria in brieflicher Verbindung stand, der jungen Königin als einen Gatten vorschlug, der passender sein würde als Leicester. Maria fand den Vorschlag der Beachtung wert und erlaubte dem Grafen von Lenox, nach Schottland zurückzukehren. Der ewig vorsichtige Burleigh gab Murray zu überlegen, ob aus der Rückkehr des katholischen Grafen nicht für die protestantische Sache Nachteil erwachsen könne. Murray erklärte Lenox für unschädlich, Elisabeth willigte in seine Rückkehr, empfahl ihn sogar ihrer königlichen Schwester, und Maria empfing ihn im September 1564 auf das Freundlichste. Im Februar 1565 folgte ihm Darnley. Er war neunzehn Jahre alt, groß, schlank, von angenehmen Manieren, Prinz von Geblüt, katholisch, ein gefährlicher Mitbewerber für Leicester. Die katholische Partei unterstützte ihn, die reformierte natürlich Leicester. Maria gab den Ausschlag. Sie liebte Darnley, und ungeachtet alles Widerstandes in England und Schottland, trotz des Zornes Elisabeths und der Rebellion Murrays, wurde der neue Herzog von Albany am 28. Juli 1565 in Edinburg von den drei Herolden der Krone als König ausgerufen und am Tage darauf in der Kapelle von Holyrood mit der Königin getraut.

Diese Erhebung berauschte ihn. „Das ist nicht mehr Lord Darnley, den wir gekannt haben", schrieb der englische Gesandte. „Seine Worte sind voller Stolz und man sollte ihn für den Kaiser der Welt halten."

Ihrerseits überließ Maria sich ihrer stolzen, leidenschaftlichen Natur. Die Höfe von Frankreich und Spanien hatten ihre Heirat, die Mignet so treffend „diese vernünftige und verhängnisvolle Heirat" nennt, aus gegenseitiger Eifersucht gebilligt. Philipp II. und der Papst schickten Hilfsgelder zum Kampfe mit den Rebellen. Maria zog in Person gegen sie; beim dritten Male nötigte sie Murray, sich nach England zu flüchten, wo Elisabeth, der Maria die Begünstigung der Aufrührer energisch vorgeworfen hatte, ihn schmählich fallen ließ. Bis dahin war alles recht und gut, aber jetzt hätte Maria verzeihen müssen, „um besser zu herrschen", wie treue Freunde es ihr rieten. Murray demütigte sich, er sandte David Riccio einen Diamanten, mit der Bitte, sein Fürsprecher bei seiner königlichen Schwester zu sein.

David Riccio war achtundzwanzig Jahre alt, Piemontese von Geburt, 1562 als Kammerdiener des Grafen von Moretto, des savoyischen Gesandten, nach Schottland gekommen. Als Moretto nach Piemont zurückkehrte, blieb Riccio: die Königin hatte ihn in ihre Dienste genommen. Er hatte einen schönen Baß und übernahm häufig die vierte Stimme bei den Stücken, welche die drei Sänger der Königin ausführten. Im Dezember 1564 ernannte Maria den gebildeten und geschickten jungen Mann zum Sekretär für die auswärtige Korrespondenz. Er zeigte so viel Gewandtheit in diesem Amt, daß bald die wichtigsten Staatsgeschäfte durch seine Hände gingen. Riccio bewies leider, daß man sehr gute Briefe schreiben könne, ohne dabei etwas von der Staatskunst zu verstehen. Anstatt seine königliche Herrin zur Mäßigung zu stimmen, reizte er sie noch mehr. Jahre hindurch gezwungen, sich zu schicken und zu fügen, glaubte sie endlich die Stunde gekommen, wo sie als Königin auftreten, die protestantische Partei niederschmettern und ihrer eigenen Religion die Altäre zurückgeben könne, die ein ihr verhaßter Kultus entweiht hatte. Wie in allem, war Maria auch in ihrem Glauben leidenschaftlich. Elisabeth würde sich dem in ihrem Reiche volkstümlichen anbequemt haben, Maria hielt an dem angeerbten Familienglauben fest, den nichts in ihrem Herzen zu entwurzeln vermochte. Auch Riccio war leidenschaftlich Katholik: Maria fand bei ihm ihre religiöse Empfindung wieder. Außerdem war er

Italiener, das will sagen geschmeidig, gefällig. Darnley war das nicht. Darnley war geworden, was ein Mann, den eine Frau zu sich erhebt, so leicht wird: er benahm sich übermütig gegen diese Frau. In England aufgewachsen, trank er gern. Als die Königin ihm einst Vorstellungen darüber machte, antwortete er ihr auf eine Weise, daß sie in Tränen von ihm ging. Sechs Monate waren es kaum, seit er ihr Gemahl war, und schon mied sie voll Widerwillen seine Gegenwart. Natürlich konnte Darnley, der die höchste Meinung von sich selbst hatte, nicht einsehen, daß die Schuld von Marias Erkaltung an ihm lag, ein anderer mußte sie haben. Wer? Der Italiener, Riccio, der Günstling, der Vertraute. Riccio hatte jedoch die Heirat Marias mit Darnley auf das Eifrigste befördert — aber das war vorbei und vergessen. Der Italiener, seinerseits stolz durch Marias Gunst geworden, wollte sich dem Toren Darnley nicht länger beugen: Darnley sah in ihm den Feind seiner Ehe. Da Maria Darnley nicht mehr liebte, mußte sie Riccio lieben, und Darnley glaubte sich zu der blutigsten Rache an dem fremden, niedriggebornen Eindringling vollkommen berechtigt.

Aus dem Anschlag gegen ihn wurde bald einer gegen die Königin. Zwei Covenants oder Verträge wurden aufgesetzt; durch den ersteren verpflichtete sich der König, seine Verbündeten zu schützen, in dem zweiten versprachen die verschworenen Grafen und Lords ihm Unterstützung in seiner Rache und die Ausübung der königlichen Gewalt. Diese Verträge wurden dem englischen Gesandten mitgeteilt, der darüber an Cecil berichtete. Der Staatssekretär legte alles seiner Königin vor. Elisabeth hatte kein Wort der Warnung für ihre bedrohte Verwandte. Riccio wurde von einem Sterndeuter gewarnt, den er zu befragen pflegte. Dieser drückte sich rätselhaft aus, so daß Riccio auf Murray bezog, was für Henry Douglas, den Vetter Darnleys, gemeint war. Murray war außer Landes; das Parlament, das ihn als Aufrührer verurteilen sollte, war einberufen, die Königin eröffnete es am 7. März 1566. Was hatte Riccio da von Murray zu fürchten?

Er hörte es nicht, daß am Sonnabend, dem 9. März, mehrere der verschworenen Lords in Darnleys Gemächern erschienen, die unter denen der Königin lagen. Es war acht Uhr abends; Darnley hatte früher zu Nacht gespeist und erwartete sie. Lindsay und Morton be-

setzten die Türen des Palastes, mit Ruthwen, Georg Douglas und noch einigen stieg Darnley schweigend die verborgene Treppe hinan, die zur Königin führte. Maria saß mit ihrer Halbschwester, Lady Argyle, und einigen vertrauten Dienern, unter den auch Riccio sich befand, beim Abendessen. Als Darnley eintrat und sich hinter ihren Stuhl stellte, wandte sie sich nach ihm um. Beide küßten sich; da erschien Ruthwen in voller Rüstung, bleich von langer Krankheit. Die andern folgten ihm; sie hatten Dolche und Pistolen. Maria erkannte den Verrat, aber sie blieb ruhig und fragte Ruthwen: was ihn um diese Stunde herführe, und wer ihm die Erlaubnis gegeben habe? Ruthwen antwortete nur auf die erste Frage. „Möge es Eurer Majestät gefallen, daß jener Mann, David, Euer Gemach verlasse, wo er allzulange gewesen ist“, sagte er. — „Was hat er getan?“ fragte Maria wieder. — „Er hat sich auf die abscheulichste Weise gegen Euer Majestät Ehre, gegen den König, Euern Gemahl, gegen den Adel und das Gemeinwesen vergangen“, war die Antwort. — „Wenn er sich vergangen hat, soll er vor die Lords des Parlaments gestellt werden“, entgegnete die Königin; „Euch aber befehle ich jetzt bei Strafe des Hochverrates, unsere Gegenwart zu meiden.“ Statt zu gehorchen, drang Ruthwen auf Riccio ein, um ihn zu ergreifen. Der Piemontese stürzte auf die Königin zu: „Madama, ich bin tot!“ rief er in seiner Muttersprache. „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Rettet mich, Madama, rettet mich!“ Er flüchtete sich hinter sie; bei seiner Verfolgung wurde der Tisch umgestürzt und auf die Königin geworfen. Über ihre Schulter weg stieß Ruthwen nach Riccio, während andere ihr die Dolche vorhielten. Riccio klammerte sich krampfhaft an das Kleid Marias, Darnley machte ihm die Hände los und nahm die Königin fest in seine Arme. So sah sie Riccio in ihr Kabinett schleppen, das an ihr Zimmer stieß. Sie rief die Verschworenen an, ihm um ihretwillen nichts zu tun; sie wandte sich zu Darnley und erinnerte ihn an alle Dienste, die Riccio ihm erwiesen. „Laßt ihn gehen, Madame“, erwiderte Darnley, „ihm wird nichts geschehen.“

Unterdessen war Riccio durch Kabinett und Schlafzimmer in den Audienzsaal fortgerissen worden, wo die Mehrzahl der Verschworenen ihn erwartete. Morton und Lindsay wollten ihn bis zum Morgen bewachen, um ihn dann zu hängen; der ungeduldige Douglas jedoch stieß nach ihm mit Darnleys Dolch, der ihm unter die Hand ge-

kommen. „Das ist des Königs Stoß", sagt er. Sein Beispiel fand Nachahmung: binnen weniger Augenblicke war David Riccio von sechsundfünfzig Dolchstichen durchbohrt und durch ein Fenster in den Hof hinuntergestürzt.

„Dieses Blut soll einigen von euch teuer zu stehen kommen", murmelte Maria unter strömenden Tränen, als sie erfuhr, auf welche Weise Darnley sein Wort gehalten hatte. Ruthwen war zurückgekommen und trank ein Glas Wein, um sich von der Blutarbeit zu erholen. „Gott verhüt' es", sagte er, „denn je mehr Euer Gnaden sich beleidigt zeigt, um so schlimmer wird die Welt urteilen."

Maria Stuart aber vergaß nicht „dieses Blut", und nicht die Schreckensnacht, die sie, sogar von ihren Frauen getrennt, als Gefangene in ihrem Palaste von Holyrood durchlebte. Seit dieser Nacht erscheint sie verändert. Wenn sie sonst ihren Zorn offen zeigte, so verbirgt sie jetzt ihren Haß, wenn es gilt, die Opfer desselben zu betören. Ehemals bloß unbedacht, leichtblütig, leichtsinnig, gibt sie sich jetzt völlig rücksichtslos der neuen Leidenschaft hin, die sie für den Grafen von Bothwell faßt.

Jakob Hepburn, vierter Graf von Bothwell, dreißig Jahre alt, kühn, verwegen, dreist in seinen Ansprüchen wie in seinen Lastern, ist der einzige Mann, den Maria Stuart wahrhaft geliebt hat. Vielleicht weil sie seine Kraft empfand, wenn es auch nur die Kraft zum Bösen war. Er bildete den wirklichen Gegensatz zu dem albernen, schwankenden, verliebten und rohen Knaben Darnley, und Maria war dieses Knaben so müde! Selbst als am 19. Juni 1566 zu Stirling ihr Sohn Jakob VI. geboren wurde, vermochte sie nicht mehr, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Wenn ein Mann in den Augen einer Frau erst so tief gefallen ist, wie Darnley in den Augen Marias, so kann er sich nicht mehr auf den Platz zurückschwingen, den er in ihrem Herzen oder in ihrer Schätzung inne hatte. Aber sie hätte den Mann, den sie zum König gemacht, leben lassen und sich selbst in Melancholie verzehrt, wäre Bothwell nicht gewesen. Er war es, der sie antrieb, zu Darnley, der an den Pocken daniedergelegen hatte, als Pflegerin zu gehen und sich zu stellen, als könne sie ihm noch verzeihen. Darnley wollte nicht bloß Verzeihung, sondern auch neue Liebe, und auch die verhieß sie ihm. Wenn sie sein Krankenbett verließ, schrieb sie an Bothwell, und diese Briefe zeigen, wie gänzlich sie in dessen Ge=

walt war. „Zwänge mich nicht der Wunsch, Euch zu Gefallen zu sein, so würde ich lieber sterben, als dergleichen Dinge begehen", schreibt sie ihm, und dann weiter: „Ich würde nie aus persönlicher Rache so gegen ihn handeln." — „Gott wolle mir verzeihen!" schließt sie.

Sie hatte indessen auch geschrieben: „Fürchtet nichts", und als Bothwell ihr melden ließ, alles sei bereit, antwortete sie: „Gemäß dem Auftrag, den ich empfing, bringe ich den Mann Montag mit mir." Der „Mann" war nicht ganz so verblendet, wie sie glaubte. „Ich hege Besorgnisse genug", sagte er, „aber Gott möge zwischen uns richten; ich kann mich auf nichts als auf ihr Versprechen verlassen, aber ich habe mich in ihre Hände gegeben, und ich werde mit ihr gehen, sollte sie mich auch umbringen." Wer vertraut, ist immer größer, als wer da verrät: durch sein Vertrauen erhob Darnley sich diesmal über Maria.

Am 9. Februar abends saß Maria plaudernd im obern Stock bei Darnley, während im untern Stock das Pulver herbeigeschafft wurde, durch das in der Nacht das Haus in die Luft gesprengt werden sollte. Es war ein kleines Haus vor den Toren Edinburgs, in einer gesunden Lage zwischen Gärten. Unter dem Vorwand der guten Luft hatte Maria ihren Kranken dort einquartiert, als sie ihn, „gemäß dem Auftrag", von Glasgow nach Edinburg brachte. Das Haus gehörte Robert Balfour, einem Anhänger Bothwells, und für ein königliches Paar war es unpassend klein, aber — es stand einzeln. Maria schlief mehrere Nächte dort in dem Zimmer unter dem Darnleys, wo sie eben an diesem Abend das Pulver ausbreiteten und aufhäuften. Sie hatte aus diesem Gemach eine reiche Decke von Marderfellen fortschaffen lassen. Die Decke tat ihr leid, eben so das neue schöne schwarze Bett des Königs. Es wurde durch „ein altes purpurnes" ersetzt. Sie selbst nahm Abschied von ihm und begab sich, begleitet von Bothwell, mit Fackeln nach dem Palast von Holyrood, wo zu Ehren einer ihrer Frauen, deren Hochzeitstag war, ein Maskenball stattfand. Bothwell blieb bis Mitternacht auf dem Ball, dann vertauschte er seine reiche Tracht, schwarzes Sammetbeinkleid und schwarzes Atlaswams, beides mit Silber, gegen schlechte Kleider — Darnley sollte aus der Welt geschafft werden, ohne daß etwas Elegantes dabei zugrunde ginge.

Die Sprengung des Hauses fand statt, aber Darnleys Leiche wurde, nebst der seines Pagen, unversehrt in einem kleinen benachbarten Garten

gefunden. Er war im Hemde, sein Pelz lag unversengt neben ihm — man glaubte, er sei erstickt worden und Bothwell habe es mit „seinen eigenen Händen" getan. Einige Frauen in der Nachbarschaft wollten gehört haben, wie Darnley um Erbarmen gerufen. Riccio hatte auch um Erbarmen gerufen!

Maria wagte, sich mit Bothwell zu vermählen. Die einzige Entschuldigung für sie liegt in der bis zum Wahnsinn sich versteigenden Anhänglichkeit an den Mann, der sie verderbt hatte. Dem rücksichtslosen Vorgehen folgten Verwirrung und Schrecken auf dem Fuße. Sie selbst erkannte, während sie unter Drang und Nöten vor ihren Feinden flüchten mußte, Bothwells rohe Natur und niedrige Denkart. Und sie gehörte zu ihrem Verderben zu denen nicht, denen Schlechtigkeiten verziehen werden. Man erkannte ihre höhere Natur an, indem man sie ohne Nachsicht verurteilte. Bald nachher verlassen, gefangen, mit öffentlicher Anklage, ja, mit dem Tode bedroht, getrennt von dem Unwürdigen, dem sie noch immer mit blinder Abgötterei anhing, der angestammten Krone beraubt, erfuhr sie eine Strafe, die fast ihrem Vergehen gleichkam. Ihr Sohn wurde an ihrer Stelle gekrönt, Murray Regent; Bothwell, zu Schiff entflohen, war vom Sturm nach Norwegen verschlagen, als Pirat festgenommen worden, und befand sich nun in dänischem Gewahrsam, woraus ihn erst sein Tod im Jahre 1576 befreite. Maria dagegen gelang es, aus Lochleven, dem Schlosse des William Douglas, eines Bruders des Regenten, zu entfliehen. Ein noch jüngerer Bruder Murrays, ein anderer Georg Douglas, hatte sich von dem Zauber betören lassen, der ihr auch in der Erniedrigung unzerstörbar eigen blieb. Maria Stuart hat immer Männer gefunden, die für sie alles aufs Spiel gesetzt haben: Georg Douglas war einer von ihnen. Dank ihm sollte sie es noch einmal auf kurze Zeit empfinden, wie herrlich die Freiheit sei. Murray hatte seit dem vorigen Jahre Gelegenheit genug gehabt, sich außer seinen alten Feinden noch neue zu machen: alle Mißvergnügte vom Adel, alle frühere Anhänger Marias strömten unter ihr Banner. Sie war noch einmal Königin, aber über ihrer Fahne schwebte der Schatten Darnleys und verscheuchte den Sieg. Elf Tage nach ihrer Flucht aus Lochleven, am 13. Mai 1568, verlor sie die Schlacht von Langside, am 16. fuhr sie in einem Fischerboot über den Meerbusen von Solway und landete zu Workington in Cumberland. Sie hätte sich nach Frankreich ein=

schiffen können, kein Feind war nahe, aber sie hatte ihren Mut auf dem Schlachtfelde gelassen, wo ihre Freunde für sie gefallen waren. Elisabeth hatte ihr während ihrer Gefangenschaft und auch nach ihrer Befreiung die lebhaftesten Beweise von Teilnahme gegeben: Maria vertraute sich ihr an. Sie hätte sich eben so gut ohne Steuer einer sturmbewegten See anvertrauen können. So lange sie in Lochleven gefangen war, sah Elisabeth in ihr nur die beleidigte Majestät, für die sie die Sympathie des Ranges fühlte; sobald Maria in England war, erblickte die englische Königin von neuem in ihr den Gegenstand ihres größten Abscheues: ihre wahrscheinliche Nachfolgerin. Ist der leider nicht ungewöhnliche Haß des Menschen gegen seine Erben je im höchsten Grade gefühlt worden, so von Elisabeth Tudor. Sie konnte nie vergessen, wie — kaum daß ihre Schwester sie zur Nachfolgerin erklärt hatte — der Strom der Hofleute von dem Bette der sterbenden Königin zu ihr nach Hatfield geeilt war. Wenn man der Thronfolge auch nur mit einem Worte erwähnte, glaubte sie die Totenuhr in der Wand zu hören. Dem Parlament verbot sie geradezu, sich mit dieser für das Reich doch so wichtigen Möglichkeit überhaupt zu beschäftigen.

Und jetzt war die gefürchtete Nachfolgerin kein fernes Schreckbild mehr, und der ritterliche Adel der Grenze hatte in Carlisle die schöne Erbin Englands huldigend begrüßt. Das war für Maria das Schlimmste; Elisabeth hatte sich selbst schon seit Jahren mit weiblicher Eifersucht auf die Königin von Schottland gequält, sie wäre so gern gewesen, was Maria wirklich war: die Schönste. Umsonst gab Melville, den sie geradezu darum befragte, die passende Antwort: „Ihr seid die schönste Königin in England, und die unsere die schönste in Schottland. Im Spinettspielen konnte Melville ihr den Preis zuerkennen, von Marias Tanzen gab er ihr zu, daß sie nicht mit so viel Kraft und Lust tanze, wie Elisabeth, die etwas hochbeinig getanzt zu haben scheint. Elisabeth war nicht zufrieden gestellt, jedoch sie wollte bestimmt erfahren, was an ihr schöner wäre als an Maria. Da kam es denn heraus, daß sie weißer wäre als Maria, diese aber größer. „Dann ist sie zu groß", entgegnete Elisabeth, „denn ich bin weder zu groß, noch zu klein." Wie eine Königin, die ihre maßlose Gefallsucht und unerlaubt lächerliche Eitelkeit auf diese Weise den fremden Gesandten sowohl, wie den eigenen Untertanen täglich preisgab, so be-

liebt sein konnte, und nicht nur beliebt, sondern auch wirklich geehrt? Das machte: Elisabeth lebte in echter Kameradschaft mit ihrem Volke. Seine Interessen waren die ihrigen, ihre Neigungen die seinigen. Ob sie vor den Universitäten lateinische Reden hielt, ob sie Vögel schoß, Wild erlegte, oder unglückliche Bären und Stiere hetzen sah, niemals tat sie, was den Engländern nicht auch gefiel. Was das englische Volk seinem Souverän vor allem nicht vergeben kann: Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, dessen machte Elisabeth sich nie schuldig. Sie war immer da, immer sichtbar, immer bereit, alles Nützliche zu fördern und auf alles einzugehen, an allem, was ihre Untertanen Gutes und Tüchtiges leisten mochten, den lebendigsten Anteil zu nehmen. Als Sir Thomas Gresham, der, seit dem Verlust seines einzigen Sohnes seinen Reichtum dem allgemeinen Besten zuwendend, die neue Börse gebaut hatte, da kam Elisabeth mit ihrem ganzen Hofstaat und dem französischen Gesandten, um das patriotische Gebäude am 23. Januar 1571 einzuweihen. Ihr Empfang in der City, die sie, aus Furcht vor der Pest, seit zwei Jahren nicht besucht hatte, war ungemein festlich, und sie verfehlte nicht, La Mothe Fénelon auf die Begeisterung, die das Volk ihr zeigte, aufmerksam zu machen. Dann speiste sie bei Sir Thomas Gresham, den sie vorzugsweise „ihren Kaufmann" zu nennen pflegte, und abends zog sie nach der prachtvoll erleuchteten Börse und nannte sie the Royal Exchange.

Bei all den Besuchen, die sie den Städten ihres Reiches abstattete, bekundete sie stets und vorzugsweise gern ihr Interesse für die Fortschritte der Industrie. Bei den Besuchen auf den Schlössern ihres Adels dagegen wollte sie unterhalten werden und dann kosteten sie, welche Befriedigung sie den glücklichen Ausgezeichneten auch gewährten, viel Geld und Hingabe. Bisweilen hatten freilich solche Heimsuchungen den Ruin des unglücklichen Wirtes zur Folge, woran Elisabeths Aufenthalt in Euston Hall in Suffolk, einem Hause, das einem jungen Manne von der alten Familie Rookwood gehörte, der eben mündig geworden war, erinnert. Die Königin hatte sich, ihrer Gewohnheit nach, ohne weiteres auf vierzehn Tage bei ihrem Vasallen einquartiert und ihm dafür den üblichen Dank gesagt, indem sie ihm erlaubte „ihre schöne Hand zu küssen". Kaum indessen war er für seine Gastfreundschaft so reichlich belohnt worden, als man erfuhr, daß er „wegen Papisterei exkommuniziert sei". Augenblicklich ließ der Lord=

Kämmerer den Verklagten vorfordern und befragte ihn, wie er, der infolge jener Todsünde mit irgend welcher christlichen Person gar nicht verkehren dürfe, sich sogar bis in die königliche Gegenwart habe wagen können? — — Damit war es jedoch keineswegs abgetan, denn als man beim Durchstöbern seines Hauses im Heustall ein Muttergottesbild entdeckte, wurde dieses nicht nur auf Befehl der Königin vom aufgeregten Landvolke verbrannt, sondern der Unglückliche, der es verehrt und verborgen gehalten hatte, kam auch zu Norwich ins Gefängnis.

Mit dem stürmischen Temperamente ihres Vaters hatte Elisabeth auch etwas von seiner Grausamkeit geerbt. Indessen erwuchs solche Unduldsamkeit schon aus Zeit und Umständen. Denn wiewohl der Papismus durch Elisabeths Thronbesteigung eine Niederlage in England erlitten, von der er sich niemals wieder zu erholen vermochte, so gab es übereifrige Katholiken noch genugsam im Lande und eine Menge heimlicher Priester ließ zur Erhaltung des Katholizismus nichts unversucht. Und so erwies Elisabeth den Anhängern der römisch-katholischen Kirche kaum weniger Nachsicht, als ihre Vorgängerin den Protestanten hatte zu teil werden lassen. Die geschichtliche Wahrheit gebietet, nicht zu verschweigen, daß noch im Jahre 1581 nicht weniger als zwölf katholische Priester jener beklagenswerten Intoleranz zum Opfer fielen.

Unter den vorhin angegebenen Verhältnissen ist es erklärlich, wenn die Ehre eines königlichen Besuches mehr gefürchtet, als ersehnt wurde. Die Kosten waren zu beträchtlich und die Unruhe war groß. Graf von Bedford schrieb, als ihm die Königin angekündigt wurde, mit großer Naivität an Lord Burleigh: „Ich verlasse mich darauf, Eure Lordschaft werde Sorge tragen, daß Ihre Majestät nicht länger als zwei Nächte und einen Tag verweile: für diese Zeit bereite ich mich vor. Ich bitte Gott, daß die Zimmer Ihre Majestät zufrieden stellen mögen."

Auch den öffentlichen Schatz erschöpften die Reisen der Königin in bedenklicher Art, wie Leicester in einem Briefe an den Grafen von Sussex mit Bekümmernis zu erkennen gibt. „Wir tun alle, was wir können, um Ihre Majestät zu überreden, daß sie gar keine Reise unternehme, sondern sich nur in Windsor oder dort herum aufhalte, aber es ist ihr nicht recht, keine Luftveränderung zu haben."

Einmal, im Jahre 1575, war es Leicesters Vorrecht, ihr diese Luftveränderung zu verschaffen. Elisabeth, die, im allgemeinen eher

knauserig, sich ausnahmsweise gegen Leicester verschwenderisch freigebig zeigte, hatte ihm an 50000 Pfund überwiesen, und zum Dank veranstaltete er für sie in Kenilworth, dem fürstlichen Sitz, den er schon früher von ihr empfangen hatte, die Reihe der Feste, die Walter Scott den Stoff zu einem seiner glänzendsten Romane geliefert haben. Zwölf volle Tage, vom 9. bis zum 21. Juli beherbergte Leicester, wie der französische Gesandte nach Paris meldete, die Königin, ihre Damen, vierzig Grafen und siebzig andere vornehme „Mylords“. Was die Schmeichelei nur ersinnen kann, wurde angewendet, um der Königin zu huldigen. Peerless, unvergleichlich, war das dritte Wort. Herkules war Türhüter, redete sie als most perfect paragon (vollkommenstes Muster) an und legte ihr Keule und Schlüssel zu Füßen. Aus dem schönen Teiche, welcher der einen Seite des Schlosses als Graben diente, kam auf einem hellen Eiland die „Dame vom See“ angeglitten, um die Königin zu begrüßen, die auf der Brücke hielt. Eine andere Brücke, die zeitweise über den Viehhof geschlagen worden war und sechs Meter Breite und zwanzig Meter Länge hatte, trug sieben Paar Pfeiler, auf denen sich sinnbildliche Gaben befanden, wie z. B. auf den ersten beiden zwei Käfige mit Rohrdommeln, Reihern und ähnlichem Geflügel; auf den nächsten Schalen, in denen Zweige mit Früchten aufgehäuft waren, weiter Schalen mit Ähren, mit Trauben, Kredenzbretter mit Fischen auf frischem Grase, endlich Sinnbilder des Krieges und der Kunst, der Musik und der Arzneikunde, alles erklärt durch heidnische Gottheiten und einen Dichter. Diesem Einzuge entsprach der ganze Aufenthalt; es war eben nur Leicester, der seiner Monarchin auf diese kostbare Art zu huldigen vermochte.

Daß Elisabeth jenen vom Vater ererbten Zug von Grausamkeit nicht verleugnete, beweist ihr vielfach angefochtenes Verfahren gegen ihre schönere Anverwandte, die Königin von Schottland.

Von dem Augenblick an, als diese den englischen Boden betrat, war sie Gefangene. Vergebens bat sie, wenn Elisabeth ihr keine Hilfe leisten wolle oder könne, möge es ihr gestattet sein, sich nach anderem Beistand umzusehen. Elisabeth wollte sie weder hinüber nach Frankreich, noch zurück nach Schottland, vor allem aber nicht vor ihr Angesicht lassen. Die des Gattenmordes Angeklagte durfte nicht die Gegenwart der makellosen Jungfraukönigin entweihen. Erst wenn die Schuldlosigkeit Marias offenbar geworden, sollte sie des Glückes teilhaftig werden,

Elisabeth zu sehen. Die Königin von England lud Murray, den Repräsentanten der Ankläger, und Maria, die Beschuldigte, vor ihr Gericht. Maria hatte die unkönigliche Schwäche, Elisabeth als ihre Richterin anzuerkennen; die Anklage, Darnley seinen Mördern zugeführt zu haben, blieb erdrückend auf Maria lasten, und Elisabeth maßte sich das Recht an, sie zu bestrafen.

Fast neunzehn Jahre lang wurde Maria von Schloß zu Schloß geführt und bald dem, bald jenem Hüter übergeben. Bisweilen war ihre Haft etwas milder. Aber dann kam immer wieder von außen oder von innen eine Veranlassung, um sie fester zu fassen und mehr zu quälen. Umsonst wiederholten die Gesandten von Spanien und von Frankreich ihre Vorstellungen, Maria wurde nicht frei. Die jungfräuliche Königin täuschte sie hier und da mit Hoffnungen; erfüllt wurden sie nie. Marias Gesundheit ging langsam zu Grunde — es ist erbarmenswert, wenn man die Geschichte ihrer Gefangenschaft liest: es ist ein wahrhaft eintöniges Elend. Maria war weniger als irgend ein Wesen geeignet, in gezwungener körperlicher Untätigkeit die schönsten Jahre ihres Lebens hinzubringen, sie, die so keck und so kühn zur Jagd und in den Krieg ritt, und in der größten Gefahr noch die physische Lust an der Bewegung empfand. Auch erlag sie mehr als einmal ganz und gar. Ihre Abdankung, die sie nach ihrer Befreiung aus Lochleven widerrufen hatte, erneuerte sie nicht: sie wollte als Königin von Schottland sterben. Aber darauf beschränkte sich auch ihre Festigkeit. Gegen Elisabeth erniedrigte sie sich durch Bitten und Unterwürfigkeit. Sie versuchte sogar, sie durch kleine Geschenke und Arbeiten von ihrer Hand milder gegen sich zu stimmen. So schickte sie „Madame ihrer guten Schwester“ zum Neujahr 1575 durch La Mothe Fénelon einen „eleganten Kopfputz von Netzwerk“, nebst gleichem Kragen und Manschetten, und, als Elisabeth diese Proben ihrer Geschicklichkeit huldvoll annahm und bewunderte, im Laufe des Frühlings drei Nachthauben, die ebenfalls von ihr verfertigt waren. Dieses Mal jedoch machte Elisabeth Umstände. „Es hätte im Geheimen Rat viel Unruhe und Eifersucht erregt, daß sie die Neujahrsgaben der Königin von Schottland angenommen hätte“, äußerte sie, nahm aber doch die Nachthauben an und entließ den Gesandten mit den charakteristischen Worten: „Sagt der Königin von Schottland, ich sei älter als sie, und wenn die Leute in mein Alter kommen, so nehmen sie, was sie bekommen können, mit beiden Händen und geben nur mit ihrem kleinen

Finger." Elisabeth hat nach diesem Grundsatz, obwohl sie ihn hier nur scherzhaft aussprach, ihr ganzes Leben über gehandelt, und der armen Maria gab sie gar nichts, weder Gerechtigkeit noch Gnade. Auch war ihre unglückliche Gefangene zehn Jahre später so gänzlich ermattet und entmutigt, daß sie sich bereit zeigte, alle und jede Bedingung einzugehen, nur um „vor ihrem nahen Ende ihrem Leib und ihrer Seele einige Ruhe zu verschaffen". Sie befand sich damals in dem Schlosse von Tutbury und war eben unter die Aufsicht von Sir Amyas Paulet gestellt worden. Ein Puritaner, wie man sie sich immer vorstellt, übertrieben gewissenhaft, kannte er wenig Rücksicht gegen seine Gefangene. Er versagte ihr sogar den Trost, Almosen zu geben, und gestattete ihr den Genuß der freien Luft nur in seiner Gesellschaft und mit einer Eskorte von achtzehn Mann, die die Hand an den Pistolen hatten. Wohl mochte Maria um diese Zeit die traurigen Verse schreiben:

Was bin ich, ach! und wozu dient mein Leben?
Ein Körper schein' ich ohne Herz zu sein,
Ein Schattenbild, ein Gegenstand der Pein,
Der nur noch sterben will und nicht mehr leben.
Beneidet, Feinde, länger nicht mein Streben,
Mich lockt nicht mehr der Erdengröße Schein,
Ich werde bald verzehrt vom Leiden sein,
Befriedigung wird euerm Zorn gegeben.
Und, Freunde ihr, die mich umfaßt mit Liebe,
Bedenkt, daß, ohne Glück und ohne Kraft,
Nicht weiter Gutes mir zu schaffen bliebe,
Und wünschet mir das Ende meiner Haft,
Und daß, genug bestraft auf dieser Erde,
Mein Teil mir von der ew'gen Freude werde.

Dabei war Maria, gefangen, geknickt, gebrochen wie sie war, Elisabeth um vieles gefährlicher, als sie je in der Freiheit gewesen wäre und gewesen war. So lange sie in Schottland blieb, hatte sie den innern Frieden des Nachbarreiches nicht gestört; kaum wurde sie widerrechtlich in England festgehalten, so wurde sie ein Vorwand zu Verschwörungen und Aufständen. Alle Unzufriedenen bedienten sich ihres Namens. Daß sie ihre Hände bot, sobald es sich um ihre Befreiung handelte, wer mag es ihr verargen? Die Versuche scheiterten sämtlich; der Herzog von Norfolk, der seinen Wunsch, Marias vierter Gemahl werden zu wollen, mit seinem Kopfe bezahlen mußte, sagte nicht mit Unrecht:



Maria Stuart.

Nach einem Gemälde in der Bodleyan-Galerie zu Oxford, gestochen von Eduard Schuler.



„Es glücke nichts, was ein anderer für sie unternehme, oder was sie selbst für sich tue.“ Aber darum wurde England nichts desto weniger fortwährend innerlich beunruhigt, und äußerlich bald von Frankreich, bald von Spanien, ja sogar von Schottland bedroht. Schon deshalb hatte die Mehrheit des Volkes einen wütenden Haß auf Maria geworfen, und nicht minder drang der Geheime Rat auf die Beseitigung der gefährlichen Gefangenen. Nur wollte er sie nicht auf dem einzigen rechtmäßigen Wege, dem der Freilassung, beseitigt haben, sondern auf dem gewaltsamen der Hinrichtung. Anfangs hatte Cecil geschrieben: „Ihr muß geholfen werden, weil sie im Vertrauen auf der Königin Majestät freiwillig in das Reich kam“; jetzt begehrte er immer wieder aufs neue Marias Tod. Das Parlament hatte sich bereits widersprochen, als es Norfolk verurteilte. Elisabeth hatte sich damals geweigert, trotzdem eben erst die Kunde von der Pariser Bluthochzeit den Haß gegen alles Katholische gesteigert hatte. „Kann ich den Vogel töten“, fragte sie, „der sich, um dem Falken zu entgehen, zu meinen Füßen flüchtete? Ehre und Gewissen verbieten es.“

War sie darin ehrlich? Wir glauben es gern. Elisabeth mochte Maria zu Anfang beneiden, in ihrem Fall eine Genugtuung finden, sie mit Behagen in ihrer Gewalt wissen, ja sogar fest entschlossen sein, ihr niemals wieder Freiheit und Glück zu gönnen, aber ihren Tod wollte sie darum noch nicht. Erst als Maria ihr immer unbequemer wurde, als Papst Pius V. Elisabeth des Thrones entsetzt und ihre Untertanen frei vom Eide der Treue erklärte, als die Erregung auf beiden Seiten wuchs, begann der Gedanke in ihr zu keimen, sich ihrer Nebenbuhlerin ein- für allemal zu entledigen. Die Verschwörungen fanatischer Katholiken, die sogar das Leben Elisabeths bedrohten, und die mit Marias Befreiung im Zusammenhang standen, steigerten die Besorgnisse der Königin von England, die auch dem Gesandten Frankreichs gegenüber erklärte, sie besitze Beweise, daß Maria mit ihren Feinden an allen katholischen Höfen in Verbindung sei und damit umgehe, ihr Krone und Leben zu rauben.

Im Jahre 1586 kam es endlich zu einer Entscheidung. Ein junger, schwärmerisch begeisterter Edelmann, Babington, hatte mit einigen anderen sich verschworen, Elisabeth zu ermorden und Maria zu befreien. Als die Verschwörung durch die Wachsamkeit des Sir Franz Walsingham entdeckt wurde, kam man auch in den Besitz von Briefen Mariens an

die Verbündeten, die unzweifelhaft bewiesen, daß sie um das verbrecherische Komplott gewußt habe. Zwei Schreiber Marias, die man ebenfalls verhaftet hatte, gestanden ein, daß sie mit Genehmigung ihrer Herrin Briefe von Babington empfangen und dieselben auch auf ihren Befehl beantwortet hätten. Jetzt drang man im Staatsrat Elisabeths darauf, Maria zu verhaften und vor einen Gerichtshof von Peers zu stellen, der sie verhören und über sie Recht sprechen sollte. Man ernannte eine Kommission von sechsundvierzig Mitgliedern, von denen die meisten sich nach dem Schlosse Fotheringay in Northamptonshire begaben, wohin Maria Stuart am 6. Oktober gebracht wurde.

Sie fing damit an, den Gerichtshof, der über ihre Teilnahme an den neuen Anschlägen der katholischen Partei entscheiden sollte, nicht anzuerkennen, und endete damit, vor ihm zu erscheinen. Immer erwachte in ihr die Königin, um immer wieder dem schwachen Weibe zu weichen.

Als sie am Morgen des 14. Oktober, gestützt auf ihren Haushofmeister Sir Andreas Melvil und ihren Arzt Bourgoing, den Saal betrat, wo die Kommissäre versammelt waren, bemerkte sie, daß man den für sie bestimmten Sammetsessel nicht unter den königlichen Thronhimmel, sondern tiefer gestellt hatte. Mit Stolz sagte sie: „Ich bin Königin, und an einen König von Frankreich verheiratet gewesen — mein Platz sollte dort sein.“ Dann ließ sie einen traurigen Blick über die Versammlung gleiten und fügte hinzu: „Ach, hier ist eine große Anzahl Räte, und doch ist kein einziger für mich.“

Auf ihre eigene Verteidigung angewiesen, führte sie dieselbe mit einer Klarheit und einer Festigkeit, die Bewunderung einflößt. Allein als Frau so und so vielen Männern gegenüber, die eben so viele Feinde waren, hielt sie allen stand. Sie leugnete bestimmt jedes Einverständnis mit denen, die sich zum Mord Elisabeths verschworen hatten, und verlangte, ihnen gegenüber gestellt zu werden. Man verweigerte dies lediglich deshalb, weil es nach dem damaligen Rechtsverfahren nicht üblich war. Am zweiten Tage, wo die Aufführung dieses Gerichtes sich wiederholte, forderte sie, vor dem versammelten Parlament oder von der Königin persönlich gehört zu werden, und schloß mit den edlen Worten: „Als Angeklagte nehme ich das Vorrecht in Anspruch, einen Anwalt zu haben, der meine Sache führe; als Königin verlange ich, daß man mir auf das Wort einer Königin glaube.“

Es wurde ihr kein Anwalt zugestanden, noch weniger die vielbe-

gehrte Zusammenkunft mit Elisabeth. Schiller hat die beiden Königinnen einander gegenübergestellt, in der Wirklichkeit haben sie sich nicht gesehen. Auch vor dem Parlament ließ man Maria nicht erscheinen. Es wurde einige Tage, nachdem die Kommission Maria verurteilt hatte, zu Westminster zusammenberufen und drang auf Vollziehung des Urteils, indem Elisabeth niemals in Sicherheit sein werde, solange Maria noch unter die Lebenden zähle. Elisabeth schwankte noch immer und nur dem Drängen ihrer Räte folgend, die zugleich auf Philipps II. drohende Rüstungen hinwiesen, sandte sie Lord Buckhurst und Robert Beale nach Fotheringay, um Maria ihre Verurteilung anzukündigen, eine Ankündigung, die diese mit Ruhe, wenn auch mit Erstaunen anhörte. Als Amyas Paulet darauf in ihrem Zimmer den Thronhimmel mit ihrem Wappen abreißen ließ, „weil sie nicht mehr als Königin behandelt werden sollte", zeigte sie ihm das Kruzifix und sagte ihm, „die Würde der Königin habe sie von Gott und werde sie ihm allein mit ihrer Seele zurückgeben."

Von nun an beschäftigte sie sich mit ihrem Tode und ihren letzten weltlichen Angelegenheiten, schrieb an Sixtus V., an den Herzog von Guise und andere Personen, bestimmte Andenken und Vermächtnisse. Den König von Spanien setzte sie, für den Fall, daß ihr Sohn nicht zur katholischen Kirche zurückkehre, zum Erben ihrer Nachfolgerechte in England ein, an Elisabeth aber richtete sie folgenden Brief:

„Madame, ich danke Gott von ganzem Herzen, daß es ihm gefällt, durch Euern Urteilsspruch die traurige Pilgerschaft meines Lebens zu beendigen. Ich wünsche nicht, daß sie mir verlängert werde; ich habe nur allzuviel Zeit gehabt, um ihre Bitterkeiten zu erfahren. Ich flehe nur, da ich von einigen eifrigen Ministern, die den ersten Rang in England behaupten, keine Gunst zu hoffen habe, Eure Majestät an, daß mir von Euch allein und niemand anders die folgenden Bitten bewilligt werden mögen.

„Zuerst bitte ich Euch, es möge, da ich in England auf kein Begräbnis nach katholischem Ritus rechnen darf und in Schottland die Asche meiner Ahnen durch Gewalt entweiht worden ist, sobald meine Gegner durch mein unschuldiges Blut gesättigt worden sind, mein Leichnam durch meine Diener irgendwo in heilige Erde gebracht werden, besonders nach Frankreich, wo die Gebeine der Königin, meiner sehr geehrten Mutter, ruhen, damit dieser arme Körper, der niemals Ruhe

gehabt hat, so lange er mit meiner Seele verbunden gewesen ist, endlich Ruhe finde, wenn er von meiner Seele getrennt sein wird.

„Zweitens bitte ich Eure Majestät, der Furcht halber, die die Tyrannei derer mir einflößt, denen Ihr mich überlassen habt, daß ich nicht an einem verborgenen Ort gerichtet werden möge, sondern angesichts meiner Diener und anderer Personen, die meinen Glauben an die wahre Kirche bezeugen und die letzten Augenblicke meines Lebens vor den falschen Gerüchten schützen können, die meine Gegner verbreiten dürften.

„Drittens begehre ich, daß meine Diener, die mir während so vieler Leiden und mit so vieler Treue gedient haben, sich ungehindert zurückziehen können, wohin sie wollen, um der kleinen Vorteile zu genießen, die ich in meiner Armut ihnen in meinem Testamente vermacht habe.

„Ich beschwöre Euch, Madame, bei dem Blute Jesu Christi, bei unserer Verwandtschaft, bei dem Gedächtnis Heinrichs VII., unsers gemeinsamen Vaters, und bei dem Titel Königin, den ich noch bis zum Tode trage, mir so gerechte Forderungen nicht zu verweigern und sie mir durch ein Wort von Eurer Hand zuzusichern, und damit werde ich sterben, wie ich gelebt habe, Eure wohlgeneigte Schwester und Gefangene."

Elisabeth ließ diesen Brief ohne Antwort: war er vielleicht nicht bis zu ihr gelangt? Dem außerordentlichen Botschafter, den Heinrich III. an sie sandte, Pomponne von Bellièvre, gewährte sie zwar am 7. Dezember eine Audienz, erklärte ihm jedoch, daß es ihr unmöglich sei, zugleich ihr Leben zu sichern und das der Königin von Schottland zu erhalten. Am 15. Dezember, als sie ihn nebst dem ordentlichen französischen Gesandten, l'Aubespine von Châteauneuf, empfing, wiederholte sie, was sie gesagt, und fügte mit lauter Stimme und großer Heftigkeit hinzu, „ihr Herr könne es nicht gerecht finden, daß sie, die unschuldig sei, sterben, und die Königin von Schottland, die schuldig sei, erhalten werden solle." Nachdem Bellièvre am 6. Januar 1587 noch einmal vergebens versucht, Elisabeth zu einem Entschlusse der Milde zu bewegen, reiste er am 16. des Monats ab, nachdem das Todesurteil Marias in den Straßen Londons ausgerufen und mit vierundzwanzigstündigem Geläut aller Glocken und mächtigen Freudenfeuern begrüßt worden war. An die Stelle Bellièvres kamen zwei Gesandte von Jakob VI., der

seine Mutter zu retten wünschte, wenn er sich dadurch nicht mit Elisabeth veruneinigte.

Wie sich begreifen läßt, konnten Gesandte mit so gemäßigten Instruktionen keinen Einfluß ausüben; der eine, Meister von Gray, war überdies nur scheinbar Marias Anwalt; im geheimen sagte er öfter zu Elisabeth: „Die Tote beißt nicht" (mortua non mordet). Elisabeth war völlig seiner Meinung, nur hätte sie gewünscht, daß ihr die Notwendigkeit des entscheidenden Wortes erspart werde. Keiner ihrer Minister indessen wollte diese Verantwortlichkeit übernehmen.

Jeder wußte, sie würde ihn augenblicklich fallen lassen, sobald er ihr durch irgend eine Eigenmächtigkeit gedient hätte. Sie sah sich also genötigt, selbst das Todesurteil zu unterschreiben, und tat es am 1. Februar in Gegenwart des Sekretärs Davison, dem sie es mit dem Befehl übergab, es vom Kanzler mit dem Staatssiegel versehen zu lassen. Dem Staatssekretär Walsingham sollte er es zeigen, sonst aber es möglich geheim halten. Die Hinrichtung sollte nicht öffentlich im Hofe, sondern im großen Saale von Fotheringay stattfinden, und von nun an sollte Davison die Königin nicht mehr mit dieser Sache behelligen, „da sie nun alles getan habe, was Gesetz und Vernunft von ihr verlangten."

Davison wollte sich entfernen, da rief Elisabeth ihn zurück und meinte: „Amyas Paulet hätte ihr diese Bürde abnehmen können und könnte es noch, wenn Davison und Walsingham ihm schrieben und erforschten, wie er darüber dächte." Sie schrieben wirklich und schlugen dem Kerkermeister Marias vor, ihr Meuchelmörder zu werden. Er lehnte es ab. Elisabeth war höchst entrüstet, als dieser Bescheid ihr mitgeteilt wurde, und ließ sich scharf über „das allzufeine Ehrgefühl dieser ängstlichen Leute aus, die mit Worten viel für ihre, der Königin, Sicherheit täten, aber in Wahrheit nichts." Indessen Sir Amyas konnte nicht gezwungen werden, die Königin von Schottland auf ungesetzliche Weise aus der Welt zu schaffen, und so entschloß der Rat sich endlich, die Ausführung des Todesurteiles zu übernehmen. Elisabeth hatte zwar nach ihrer gewöhnlichen Art gefragt: „warum man sich so mit dem Siegel beeilt habe", indessen ihre Räte, denen es darum zu tun war, die Sache zum Ende zu bringen, bewogen Davison, den Befehl den Exekutoren zu übergeben, die Verantwortung wollten sie selbst tragen.

Er tat es, und die Mitglieder des Geheimen Rates sandten Robert

Beale mit dem von Elisabeth unterzeichneten Vollziehungsbefehl und einem Briefe an die Grafen von Shrewsbury und von Kent nach Fotheringay ab. Die beiden Grafen sollten der Hinrichtung beiwohnen.

Sie trafen am 7. Februar alten Stiles zu Fotheringay ein und ließen sich bei Maria Stuart anmelden. Sie lag zu Bett, denn sie war leidend, aber sie ließ fragen, ob die Sache dringend sei, dann würde sie aufstehen. Die Sache sei dringend, wurde geantwortet. Maria erhob sich, kleidete sich an und erwartete, vor einem kleinen Arbeitstische am Fuße ihres Bettes sitzend, die Mitteilung der Grafen. Sie war kurz; Graf von Shrewsbury trug sie vor. Beale las den Vollziehungsbefehl ab. Maria machte das Zeichen des Kreuzes und sprach ihre Befriedigung über ihre nahe Erlösung aus. Zugleich beschwor sie nochmals, daß sie der Königin von England nie nach dem Leben getrachtet habe.

Es schien, als fände zwischen Elisabeths Dienern ein wahrer Wettstreit statt, wer sich am rohesten und mitleidlosesten gegen Maria Stuart beweisen könne. Die beiden Grafen versagten ihr ebensowohl die Gegenwart ihres Almoseniers wie den kurzen Aufschub, den sie sich erbat, um mit Muße ihr Testament abfassen zu können. Ihre Hinrichtung wurde auf den nächsten Morgen um acht Uhr festgesetzt, nur die Nacht blieb ihr noch zum Schreiben. Sie aß früher zu Abend, um mehr Zeit zu behalten. Gegen Schluß des Mahles befahl sie, alle ihre Diener zu rufen, trank auf ihre Gesundheit und forderte sie auf, ihr Bescheid zu tun, was sie auf den Knieen taten, indem sie den Wein mit ihren Tränen mischten.

Nachdem Maria gegen Morgen einige Stunden mehr geruht als geschlafen, stand sie mit Tagesanbruch auf, ließ sich zum letzten Male königlich prächtig schmücken und las dann, vor ihrem kleinen Altar knieend, die Gebete für die Sterbenden. Es klopfte; der Henker, der mit Beale von London gekommen war, trat ein und sagte: „Madame, die Lords erwarten Euch und haben mich zu Euch geschickt.“ — „Ja, gehen wir“, antwortete Maria und ließ sich von zweien ihrer Leute bis an den Ausgang ihrer Gemächer geleiten, denn sie war zu schwach auf den Füßen, um allein gehen zu können. Zum Schafott aber wollten die treuen Diener sie nicht führen, übergaben sie daher zwei Dienern Paulets und folgten ihr weinend nach. Als sie auf die Treppe kamen, wies man sie hart zurück. Unten an der Treppe warf Andreas Melvil

sich seiner Herrin zu Füßen. Sie küßte ihn, dankte ihm für seine treuen Dienste und beauftragte ihn, ihrem Sohne zu berichten, wie sie gestorben. Darauf bat sie die Grafen, einigen ihrer Frauen zu gestatten, daß sie gegenwärtig sein dürften. Natürlich wurde dieses Verlangen ihr zuerst wieder abgeschlagen und gewährt, als sie sich für die Fassung und Ruhe der „armen Seelen" verbürgt hatte. Johanna Kennedy und Elisabeth Curle durften sie folglich in den Saal des Schafotts begleiten, ebenso vier ihrer Beamten: der Arzt, der Chirurg, der Apotheker und der Kellermeister. Andreas Melvil trug die Schleppe ihres Sammetmantels. Umwallt von ihrem weißen Witwenschleier, bestieg sie das Schafott, als wäre es ihr königlicher Thron. Die Ermahnungen des protestantischen Geistlichen wies sie mit Sanftmut von sich. Er las die anglikanischen Sterbegebete ab, Maria betete für ihre Freunde und ihre Feinde. Sie selbst empfahl sich dem „Heiland der Welt". Die schönen Worte in Schiller:

> Mein Heiland, mein Erlöser,
> Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
> So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen!

sind geschichtlich; von dem Blutgerüst der schönen Schottenkönigin klangen sie herüber durch die Jahrhunderte . . . .

Den letzten Auftritt dieses Todesdramas dürfen wir uns ersparen: es genügt, wenn wir sagen, daß Maria Stuart als Königin starb.

Elisabeth war bestürzt, als die Kunde anlangte. Sie hatte allerdings den Befehl unterschrieben, der Maria Stuart auf das Schafott brachte, aber „sie hatte es nur getan, um ihr Volk zufrieden zu stellen, nicht damit er so unmittelbar ausgeführt werden möchte." Das hatten allein ihre Räte getan, und unter ihnen war es hauptsächlich der unverzeihliche Fehler Davisons gewesen. Er kam denn auch in den Tower, mußte zehntausend Pfund Strafe bezahlen, und zwar verurteilt von denselben, die zuvor jede Verantwortung übernehmen wollten. Auch die Minister litten lange von dem Zorn ihrer Herrscherin, die wohl nicht, wie man mitunter annimmt, bloß eine Komödie aufführte, sondern die von dem Ereignis, so günstig auch die Folgen für sie waren, gewiß mächtig erschüttert war. — Als Elisabeth ungefähr einen Monat später, nachdem Maria neben Katharina von Aragonien beigesetzt worden, dem französischen Gesandten versicherte: „der Tod der Königin von Schottland sei das größte Unglück, das ihr je widerfahren", da mochte Château-

neuf vielleicht seiner Audienzen im Dezember gedenken, aber sicherlich erinnerte er die jungfräuliche Königin nicht daran. Auch König Heinrich III. bewies ein gefällig schwaches Gedächtnis — er bedurfte des Friedens mit England. Jakob VI. stellte sich anfangs, als wolle er nachträglich wie Marias Sohn handeln, aber Walsingham schrieb ihm einen so feinen Brief über die Nachfolge in England! Nur Philipp II. hatte den ernstlichen Willen, Maria Stuart zu rächen; er betrachtete sich als ihren Erben und die Krone seiner Schwägerin als sein rechtmäßiges Eigentum.

Wer hat nicht von der Armada gelesen? Es ist eine Kinderstubengeschichte, die Riesenflotte, die vom Tajo ausfuhr, um in der Themse zu ankern, die unüberwindliche Flotte, die das Heer zur Unterjochung Englands tragen sollte.

Elisabeth hatte sich und ihr Reich nicht auf diese Gefahr vorbereitet. Immer sparsam zur Unzeit, hatte sie weder Schiffe noch Mannschaften; gewöhnt an Unterhandlungen, hatte sie nicht an die Möglichkeit gedacht, alte Drohungen könnten wahr gemacht werden, längst gehegte Pläne könnten plötzlich als Tatsachen ins Leben treten. Burleigh hatte sich gleich seiner Souveränin täuschen lassen, nur Leicester und Walsingham äußerten Besorgnisse und Warnungen. Aber Elisabeth hörte nicht, und die Armada kam bereits herangezogen, als in den Häfen Englands noch keine Flotten lagen, auf dem Boden Englands noch keine Heere standen, um die Spanier zu empfangen.

Jetzt erhob sich Elisabeth. Die Zeit der Armada ist die, in der die Gestalt der jungfräulichen Königin im günstigsten Licht erscheint. Sie verlor keine Zeit mit Reue und Klagen, keinen Augenblick durch Furcht: sie wandte sich an ihr Land und rief es auf. Es antwortete ihr auf edle Art. Die Stadt London fragte, wie viele Fahrzeuge und wie viel Mann von ihr verlangt würden. Der Lord-Mayor erbat sich zwei Tage zur Überlegung und stellte dann im Namen seiner Mitbürger zehntausend Mann und dreißig Schiffe zur Verfügung der Königin.

Die andern Städte folgten diesem patriotischen Beispiel. Bald war eine Flotte von 191 Schiffen in Plymouth versammelt. Zum Lord Großadmiral ernannte die Königin Baron Effingham, zum Vizeadmiral Sir Francis Drake, den kühnen Seefahrer, den sie bei der Rückkehr von seinen Korsarenzügen gegen die Spanier im November 1580 zu Deptford auf seinem Schiffe besucht und zum Ritter geschlagen hatte.

Die Landmacht war in zwei Heere geteilt, von denen das eine, the Army Royal (die königliche Armee) oder the Queen's Body Guard (der Königin Leibwache) genannt und von Lord Hunsdon befehligt, die Hauptstadt verteidigen sollte, während das andere unter Leicester, der den Titel Generalleutnant führte, 23 000 Mann stark bei Tilbury stand. — Hierher kam Elisabeth, um sich als Generalissimus ihren Verteidigern vorzustellen; sie saß, einen Marschallsstab in der Hand, in einem funkelnden Brustharnisch auf einem stattlichen Schlachtroß. Ein Page folgte ihr mit dem königlichen Helm, vor ihr her trug der Graf von Ormond das Reichsschwert, Leicester begleitete sie. Nachdem diese beiden, in einem Jahre und an einem Tage geboren, lange durch ihre unbestimmten Beziehungen öffentliches Ärgernis gegeben, fanden sie sich endlich auf eine Weise zusammen, die der Königin von England und eines englischen Großen würdig war. Hätte die Königin nicht unter ihrem Harnisch den damals üblichen Reifrock getragen, so wäre an ihrer Erscheinung als Heldin nichts auszusetzen gewesen. Die Freiwilligen, aus denen das Heer bestand, waren indessen mit ihrem Generalissimus auch im Reifrock zufrieden, besonders als Elisabeth eine wahrhaft kräftige Ansprache an sie hielt. Sie schworen, in der Verteidigung einer so heldenmütigen Fürstin das Leben mit Freuden hinzugeben.

Es wurde nicht von ihnen verlangt. Kein Spanier setzte den Fuß auf englischen Boden. Selbst die englische Flotte hatte nichts Ungemeines zu leisten. Das Meer empörte sich gegen die Armada, der Sturm überwand die „unüberwindliche Flotte". England war frei, und Elisabeth hatte den Ruhm davon. Eine Medaille, welche die englischen Brander vorstellte, wie sie die spanischen Schiffe auseinander jagten, trug die Umschrift: Dux fœmina facti (die Frau führte zur Tat). Das Volk vergötterte beinahe seine Königin, die einen so tapfern Mut gezeigt hatte. Ein armer kleiner Schneider aus der City starb geradeswegs vor Liebe zu ihr. Sie ihrerseits zog am 24. November 1588 nach St. Paul, um Gott für den Sieg über die Armada zu danken.

Leicester wohnte dieser Feierlichkeit nicht mehr bei. Er war zum Generalleutnant von England und Irland ernannt worden und das Patent lag zur Unterzeichnung bereit, als Burleigh Elisabeth beschwor, nicht einen solchen Fehler zu begehen. Die Ernennung unterblieb, Leicester zog sich gekränkt und erbittert vom Hofe zurück und starb am 4. September auf der Reise nach Kenilworth. Elisabeth brach

bei der unerwarteten Nachricht von seinem Tode in heiße Tränen aus und bereute es aufrichtig, die Beförderung nicht vollzogen zu haben.

An seine Stelle als erklärter Günstling trat sein Stiefsohn, Robert Devereux, Graf von Essex, dessen Mutter, Lettice Knollys, Witwe des Grafen Walter, Leicester heimlich geheiratet hatte, wodurch er seinen Kredit bei Elisabeth nicht wenig erschütterte. Essex war edler und ritterlicher als Leicester, ein Charakter, der bei manchen Fehlern unsere Sympathie gewinnt. Immer war er lieber im Felde oder auf der See, als am Hofe.

Als Elisabeth 1591 Heinrich IV. Truppen zu Hilfe sandte, kniete Essex stundenlang vor ihr, um den Oberbefehl zu erhalten. Sie verweigerte ihn jedoch dem Liebling, der sich im stillen verheiratet hatte: in Elisabeths Augen das größte Verbrechen, dessen ein von ihr ausgezeichneter Mann sich schuldig machen konnte. Erst als Heinrich ein gutes Wort für ihn einlegte, durfte er nach Frankreich, wo er sich bald den Namen des „englischen Achilles" erwarb. Elisabeth, die von der Tollkühnheit hörte, mit der ihr gehaßter Liebling sein Leben aussetzte, rief ihn mehrmals zurück; immer widerstand er: nur einmal kam er auf acht Tage. Erst 1593 kehrte er ganz an den Hof zurück. Frankreich hatte nicht günstig auf ihn gewirkt. Seine Frau, die Tochter Walsinghams, die Witwe Sir Philipp Sidneys, sah sich vernachlässigt, während ihr Gemahl den Anbeter der Königin spielte, die dreiunddreißig Jahre mehr als er zählte. Es war ein Verhältnis, in welchem die Stürme nicht fehlten; sobald einer ausbrach, wurde der Graf krank und blieb es so lange, bis die Königin ihm den Willen tat. Dadurch wuchs sein Übermut bis zu solcher Höhe, daß er sich einst im Jahre 1598 so weit vergaß, der Königin gegenüber an seinen Schwertgriff zu fassen. Es ist allerdings wahr, daß Elisabeth ihm vorher eine derbe Ohrfeige gegeben hatte, indessen er als Mann durfte immer nicht das Schwert gegen eine Frau ziehen, selbst wenn sie nicht seine Souveränin gewesen wäre.

Doch war es noch nicht dieses Mal, daß die Strafe für seine Überhebung ihn traf. Nach fünf Monaten Schmollens erschien er wieder am Hofe, und das Geschehene war wie nicht geschehen. Ein halbes Jahr später wurde er als Vizekönig nach Irland geschickt, wo eben die allgemeine Unzufriedenheit in teilweisen Aufruhr ausgebrochen war,

und was er dort tat, erregte den heftigsten Unwillen der Königin oder vielmehr ihrer Räte, sämtlich Essex' Feinde.

Die Befehle, die er bekam, legten ihm Verfolgung und Blutvergießen auf, und er wollte Beruhigung durch Milde versuchen. Man beschuldigte ihn, er wolle sich selbst zum König von Irland, ja sogar auch zum König von England machen. Essex entschloß sich kurz, verließ Irland, kam nach England und warf sich, bespritzt vom Schlamm der Straßen, zu den Füßen der Königin, die eben bei ihrer Toilette saß. In der ersten Überraschung erweichte und besänftigte sein Anblick ihren Zorn und ihren Argwohn, doch nur zu schnell erwachte beides wieder. Essex sah sich angeklagt, festgesetzt und schließlich ganz vom Hofe entfernt, während Elisabeth recht mit Absicht die Vergnügungen häufte, „damit man sehe, der Hof könne auch ohne den Grafen von Essex bestehen." Wer für ihn zu sprechen wagte, lief Gefahr, selbst in Ungnade zu fallen. Essex war nicht der Mann, um eine solche Behandlung lange zu ertragen. Was er bisher nicht gewesen war, Rebell, das wurde er jetzt, und was ihn noch sicherer ins Verderben brachte: er nannte die Königin „ein altes Weib, krumm an Leib und Seele". Am Aschermittwoch 1601 wurde er hingerichtet.

Elisabeth spielte während dieser Zeit auf dem Spinett und zeigte auch sonst keine Gemütsbewegung. Dennoch hatte sie sich in Essex selbst getroffen. Nicht nur, daß ihr das Volk, dessen Liebling Essex gewesen war, seinen Tod nicht vergab, und sie, wenn sie sich öffentlich zeigte, nicht länger mit Zuruf, sondern mit düsterem Schweigen empfing, in ihrem eigenen Herzen war mit ihm etwas gestorben, was in ihrem Alter nicht wieder aufleben konnte. Sie war nun bald neunundsechzig Jahre, und wenn sie auch alles aufbot, um noch jugendlich zu erscheinen, ja, sich sogar vom schottischen Gesandten belauschen ließ, wie sie in ihrem Zimmer zum Tone einer kleinen Fiedel tanzte, innerlich ließ das Altern und Absterben sich nicht verleugnen.

Auch um sie her war es anders geworden. Burleigh, Walsingham, alle ihre alten Diener waren von ihr gegangen. Alle Fürsten, die mit ihr zugleich geherrscht, lagen in ihren Gräbern. Bundesgenossen und Nebenbuhler — sie hatte sie sämtlich überlebt.

Nur ihre Schwächen nicht. Die waren im Gegenteile durch den naturgemäßen Kontrast zu dem höheren Alter dermaßen hervorgesprungen, daß Elisabeth bisweilen bis zum Grotesken verzerrt erscheint. Da es

nun immer höchst verletzend wirkt, das Alter das Ehrfurcht oder wenigstens Mitleid erregen soll, in seinen Schwächen zu sehen, so wollen wir, ohne länger bei Elisabeth, der Greisin, zu verweilen, zu Elisabeth der Sterbenden übergehen. Auch das ist ein ernstes, trauriges Schauspiel.

Die Königin hatte, weil Dee, der noch lebte und noch immer Einfluß auf sie ausübte, sie vor Whitehall gewarnt hatte, Richmond zu ihrem Winteraufenthalt gewählt. Sie kam den 14. Januar 1603 dort an und fühlte sich zuerst bedeutend wohler. Am 28. Februar jedoch erkrankte sie von neuem. Es war ein Zustand der tiefsten Melancholie — immer mäßig, genoß sie jetzt fast gar nichts mehr, nur Durst quälte sie unaufhörlich. Sie wies jeden ärztlichen Rat und jede Arznei von sich, weinte, seufzte und weigerte sich sogar zu Bett zu gehen, sondern brachte Nacht und Tag auf Kissen am Boden liegend zu.

Endlich ließ man den Lord-Admiral Howard kommen. Er war mit der Königin verwandt: sein Vater und die Lady Elisabeth Howard, die Mutter Anna Boleyns, waren Bruder und Schwester.

Er selbst war eben in Trauer um seine Gemahlin und hatte sich vom Hofe fern gehalten, weil die Königin Trauerkleider nicht leiden konnte. Jetzt aber kam er, kniete neben ihr nieder, küßte ihre Hand und beschwor sie, Nahrung zu nehmen. Nach vielem Widerstreben genoß sie etwas Brühe, die er ihr mit einem Löffel einflößte. Zu Bett dagegen brachte auch er sie nicht — „sie fürchtete die Erscheinungen, die sie da hätte", sagte sie. Burleighs Sohn, der kleine bucklige Staatssekretär Robert Cecil, fragte: „ob Ihre Majestät Geister gesehen habe?" — „Ich verachte es, Euch auf eine solche Frage zu antworten", entgegnete Elisabeth. Robert Cecil war noch nicht zum Schweigen gebracht. „Um das Volk zufriedenzustellen, müßt Ihr zu Bett", sagte er.

Elisabeth lächelte. „Das Wort müßt wird nicht bei Fürsten angewandt", sprach sie, und fügte hinzu: „Kleiner Mann, kleiner Mann, wenn Euer Vater gelebt hätte, da hättet Ihr nicht so viel zu sagen gewagt; aber Ihr wißt, daß ich sterben muß, und das macht Euch so anmaßend."

Robert Cecil hatte ausgesprengt, die Königin sei nicht mehr bei Verstande. Sie erfuhr es und sagte mehrmals zu ihm: „Cecil, ich weiß, daß ich nicht verrückt bin; Ihr müßt keine Königin Johanna aus mir machen." Elisabeth dachte an Karls V. Mutter, Juana la loca.

Sie wurde zuletzt fast mit Gewalt entkleidet und zu Bett gebracht.

Einige Besserung trat ein, doch währte sie nicht lange. Der geheime Rat kam mit der alten, ewigen Frage nach der Thronfolge an. Eine Gebärde, welche die Königin machte, wurde zu gunsten Jakobs VI. gedeutet, mit dem Robert Cecil und andere vom Hofe bereits im Einverständnis waren. Ausdrücklich genannt hat Elisabeth ihren Nachfolger nicht. Was den geistlichen Beistand betrifft, so widersprechen sich die Berichte: nach dem einen soll sie den Erzbischof von Canterbury, den der Rat ihr schickte, zornig fortgejagt haben, nach dem andern konnte sie nicht genug von seinen Gebeten hören. Ein furchtbarer Übergang vom Leben zum Tode war es jedenfalls. Nur der letzte Augenblick kam schmerzlos, während eines tiefen Schlafes, in den sie am 24. März am Abend gesunken war. Am 28. April 1603 wurde sie zu Westminster beigesetzt.

Trotz ihrer Schwächen war Elisabeth eine bedeutende Persönlichkeit, eine tüchtige Regentin, die für den Wohlstand ihres Volkes ungemein viel getan hat. Sie war es namentlich, die zu Englands blühendem Handel sowie zu der rasch heranwachsenden Seemacht den Grund legte. Sie brachte ihr Reich, das bis dahin unter den Staaten Europas eine in Gewerbe und geistigem Leben untergeordnete Stellung eingenommen hatte, zu Ansehen und hob dadurch gleichzeitig das Nationalbewußtsein ihres Volkes. Durch weise Sparsamkeit verstand sie es, sich von dem Parlament in jeder Weise unabhängig zu machen, sowie sie durch Gründung der anglikanischen Hochkirche sich von der Herrschaft des Papsttums befreit und sich auch zum kirchlichen Oberhaupt ihrer Nation erhoben hatte.

Sie liebte ihr Land und ihr Volk, und ihr Wort, das sie einst dem Parlament gegenüber gesprochen, ist wohl nicht lediglich als Phrase anzusehen: „England ist mein Gemahl, jeder Untertan mein Sohn; das Wohl so vieler Tausende fordert meine ganze Neigung und Sorge. Darum wünsche ich, daß man auf meinem Grabstein lese: Hier ruht Elisabeth, die jungfräuliche Königin.“

Lady Rachael Russel.

(Geb. 1636, gest. 1723.)

Gesellentreue nicht besteht,
Eh'weibs Treu über alles geht,
Brüder und Mütter lieben sehr,
Aber ein Eh'weib noch viel mehr.
Deutsches Sprichwort.

Es ist eine eigentümliche Tatsache in der Geschichte, daß Völker bisweilen vor irgend einem Phantom in blinden Schrecken geraten. Dieser Schrecken ist häufig bloß vorübergehend, kann aber auch anhalten und sich zuletzt in eine beständige Furcht verwandeln. England sieht noch heutigestags im Papst seinen Erbfeind, gegen den es unaufhörlich gerüstet sein muß.

Den ersten panischen Schrecken vor ihm erlitt es im Jahre 1678, als die sogenannte papistische Verschwörung, the Popish Plot, entdeckt, d. h. erfunden wurde. Es würde eine ausführliche Schilderung aller englischen Verhältnisse unter Karl II., ein Verfolgen der geheimen Verhandlungen zwischen ihm, seinem Bruder, dem Herzog von York, und Ludwig XIV., endlich ein sorgfältiges Auseinanderlegen der damaligen Hofintrigen erfordern, um unsern jungen Leserinnen zu erklären, warum und von wem diese ungeheuerliche Erfindung zutage gefördert wurde. Genug, daß sie verkündet und geglaubt wurde, daß der König, das Land und der Protestantismus in der größten Gefahr sein sollten, und daß beide Häuser eine Bill nach der andern einbrachten, um dieser Gefahr wo möglich zuvorzukommen. Die römischen Katholiken wurden fortan vom Parlament ausgeschlossen. Der Herzog von York sollte als Papist nicht länger an der Regierung teilnehmen dürfen. Das Unterhaus ging sogar noch weiter als das Oberhaus, indem es in einer Adresse verlangte, daß der Herzog auch aus der Gegenwart des Königs verwiesen werde. Karl II. vertagte zuerst das Parlament und löste es dann am 25. Januar 1679 auf, aber die neuen Wahlen fielen im alten

Sinne aus, das Unterhaus erklärte die Verschwörung für wirklich, und die Streitigkeiten zwischen der Krone und dem Parlament fingen genau da wieder an, wo sie durch die Auflösung des letzteren unterbrochen worden waren.

Eins der bemerkenswertesten Mitglieder war Lord William Russel, der dritte Sohn von William, Grafen von Bedford, und der Lady Anne Carr, Tochter des Grafen von Somerset. Sein ältester Bruder John war als Kind gestorben; der zweite, Francis, starb 1678. Durch seinen Tod wurde William Lord Russel. Außer diesen hatte Lord Russel noch vier Brüder und drei Schwestern: Lady Anne, die unverheiratet blieb, Lady Diana, die zuerst mit Sir Greville Verney und dann mit William Lord Allington vermählt war, und Lady Margaret, die ihren Vetter Edward Russel, Grafen von Orford, heiratete.

William Lord Russel wurde am 29. September 1639 geboren, und studierte mit seinem Bruder Francis in Cambridge. Dann gingen sie auf den Kontinent und hielten sich eine Zeitlang in Augsburg auf. Den Winter von 1658 brachte William in Paris zu, 1659 war er in Woburn-Abbey, einem Besitztum der Familie, und schrieb an seinen Bruder Francis den 5. Dezember, den Abend, bevor er nach London ging, einen Brief mit allerlei letzten Verfügungen, in case I should miscarry, d. h. im Fall ihm etwas begegnen sollte. Das scheint überhaupt ein vorherrschender Gedanke bei ihm gewesen zu sein, denn wir finden mehrere Briefe an seinen Vater, immer mit letzten Aufträgen und immer in case I should miscarry. Allerdings hatte er bei diesen Briefen immer eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß ihm etwas begegnen könne, indem er stets am Vorabend eines Duells schrieb. Man ersieht daraus, daß er am Hofe lebte, wie alle andern jungen Männer; indessen währte diese wilde Zeit bei ihm nicht lange. Gleich bei den ersten Wahlen nach der Restauration der Stuarts 1660 war er zum Mitglied für Tavystock ins Unterhaus gewählt worden, und obgleich er damals noch zu den schweigenden Mitgliedern gehörte, so gewöhnte er sich allmählich doch daran, Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, und als er sich 1669 verheiratete, da wurde er durch und durch ernst und häuslich.

Lady Rachael Wriothesley, geboren 1636, war die zweite Tochter von Thomas Wriothesley, Grafen von Southampton. Ihre Mutter, Rachael von Ruvigny, aus einer alten Hugenottenfamilie, starb sehr

früh, ihr Vater verheiratete sich noch zweimal. Aus seiner dritten Ehe hatte er keine Kinder, aus seiner zweiten blieb ihm eine Tochter am Leben, die mit Jocelin Percy, dem ältesten Sohne des Grafen von Northumberland, vermählt wurde. Rachaels rechte Schwester, Lady Elisabeth, heiratete Edward Noel, den Sohn des Viscount Campden, Rachael selbst 1653 Francis Lord Vaughan, den ältesten Sohn des Grafen von Carberry. Die Heirat war von den Eltern bestimmt worden, und weder glücklich noch unglücklich. Daß Lady Rachael selbst ohne Liebe eine vortreffliche Gattin war, ergibt sich aus dem guten Einverständnisse, in dem sie mit der Familie ihres Mannes lebte. Ihr einziges Kind aus dieser Ehe, 1665 geboren, starb kurz nach der Geburt, und 1667 finden wir sie als Witwe bei ihrer Schwester, Lady Elisabeth Noel, zu Tichfield, dem Familiensitz in Hampshire. Der Graf von Southampton war kurz vorher gestorben und hatte seiner ältesten Tochter Tichfield, seiner zweiten Stratton hinterlassen.

Die Bekanntschaft mit Lord, damals noch Herrn Russel, muß bald begonnen haben, nachdem Lady Vaughan sich in Tichfield niedergelassen hatte, denn ihre Halbschwester, Lady Percy, schreibt bereits im Sommer 1667: „Was ihn (Mr. Russel) betrifft, so kann ich nur sagen, daß er ein ungemeines Verlangen ausdrückt, eine zu gewinnen, die so in jeder Hinsicht begehrenswert ist; ein Verlangen, das, wie ich keineswegs zweifle, er so gut hegt wie jedermann sonst."

William Russel war damals nur ein jüngerer Sohn, und Lady Vaughan sehr reich; das mag ihn in seiner Werbung wohl etwas scheu und zurückhaltend gemacht haben. Demnach währte es zwei Jahre, bis die Ehe geschlossen wurde.

Als beide sich jedoch erst gefunden hatten, da zeigte es sich bald, daß es zum höchsten gegenseitigen Glücke geschehen war. Lady Vaughan — sie behielt, solange William Russel keinen Titel hatte, den ihres ersten Gemahls — Lady Vaughan war zugleich die Geliebte, das „liebste Liebe", und die verständige, vertraute Freundin ihres Gatten. In ihren Briefen an ihn, die geschrieben wurden, wenn sie in Stratton war und er in London blieb, oder er seinen Vater in Woburn besuchte und sie in London ließ, in diesen ganz kunstlosen, ganz vom Augenblick eingegebenen Briefen findet man eben so gut Teilnahme an seinen politischen Pflichten, wie zärtliche Sorge für seine Gesundheit oder Bequemlichkeit; ebenso scharfe und treffende Mitteilungen über die Tages-

angelegenheiten, wie anmutiges, naives Geplauder über Haus und Garten, über Kinder und Angehörige. Lady Rachael hatte drei Kinder: Rachael, 1674, Katharine, 1676, und Wriothesley, 1680 geboren. Fast in jedem Briefe ist die Rede von ihnen. „Ich hatte die Absicht, hier, wo ich jetzt bin, in Leicester-House, zu Mittag zu essen", schreibt sie Herrn Russel 1675 nach Stratton, „aber Euer Vater kam, um unsere Miß zu sehen, und nahm mich zum Speisen mit nach Bedford-House, wo ich Devonshirer Fische essen mußte." In Leicester-House wohnte damals gerade ihre Schwester, die frühere Lady Percy, die als Witwe des letzten Grafen von Northumberland den ehrenwerten Ralph Montagu geheiratet hatte, der später Herzog von Montagu wurde. Ihr einziges Kind, Elisabeth, war eben sehr krank, Lady Russel erzählt es teilnehmend ihrem „liebsten Mr. Russel", setzt jedoch mit der Selbstsucht der Mutter hinzu: „Unsers schlief die Nacht durch in einem Zuge, und war diesen Morgen sehr artig." Im Jahre 1677 ist schon eine zweite Miß da, und die Mutter schreibt am 12. April von London nach Woburn: „Eure Mädchen sind sehr wohl. Miß Rachel hat eine lange Geschichte geplappert, aber Watkins (der Haushofmeister) will meinen Brief haben, so muß ich sie auslassen. Sie sagt, Papa hat sie nach Woben holen lassen, und dann trabt sie und sagt, sie ist dagewesen, und noch vieles mehr; aber gesottene Austern rufen, so muß meine Geschichte bleiben. Sie will sich nicht empfehlen lassen, darin ist sie bestimmt." Am 1. Januar 1679 schreibt Lady Rachael, die nun Lady Russel hieß, um Mitternacht, abermals nach Woburn: „Ich bitte Dich um Erlaubnis, mein einzig Lieber, Euch als Erquickung erzählen zu dürfen, wie ich den Tag zugebracht habe. Ich aß Pudding mit den Mädchen, und dann ging ich und aß Suppe und Rebhuhn mit meiner Schwester, sandte dann nach den beiden Misses, damit sie ihren Besuch machen möchten, spedierte sie nach Hause, machte mich an das Werk des Tages, stattete ein Dutzend Besuche ab, und endigte in Whitehall (am Hofe)." Sie fügt hinzu, daß die Königin vom Weinen rote Augen gehabt habe. Kein Wunder, sie war ebenfalls der Teilnahme am Popish Plot beschuldigt worden. Im nächsten Briefe lesen wir, daß Lady Rachaels Schwager, Mr. Montagu, seine Papiere untersuchen lassen müsse, weil er als Gesandter in Frankreich möglicherweise auch im Plot gewesen sein könne. Lady Rachael meldet es ruhig. Die Mädchen sind wohl und artig, sie ist „gänzlich Mylord Russels Geschöpf". Als er im Februar nach Basing, dem Land-

sitz des Marquis von Winchester, geht, von wo aus er nach Stratton will, schreibt sie hauptsächlich vom schlechten Wetter, und fügt ängstlich hinzu: „Gott behüte Euch vor Erkältung!" Dann heißt es: „Unsere Kleinen sind wie Ihr sie verlassen, ich preise Gott; Miß schreibt und hebt die Briefe auf, damit Papa sie bewundern könne, wenn er kommt. Das ist ein Augenblick, der mehr ersehnt wird, als ich mit aller meiner Beredsamkeit zu schildern vermag." Lord Russel seinerseits stiehlt sich von einer großen Menge Gentlemen in Basing hinweg, um seiner Liebsten zu sagen, daß er sie tausendmal herbeigewünscht hat, sie am Sonnabend zu sehen hofft und „Mißs gehorsamer Diener ist." Im Juni 1680 hören wir von Lady Rachael: „Mein liebstes Herz, Fleisch und Blut können kein wahrer und größer Gefühl ihres Glückes haben, als Eure arme, aber ehrliche Frau hat. Ich bin froh, daß Ihr Stratton so angenehm findet; mögt Ihr es noch fünfzig Jahre länger so finden, und gefällt es Gott, soll es mich freuen, Euch während der meisten dieser Jahre Gesellschaft leisten zu können; Ihr müßtet denn irgend einmal eine andere wünschen; dann, denk' ich, würd' ich alles in der Welt willig verlassen, wüßt' ich doch, daß Ihr für unsere Kleinen sorgen würdet. Sie sind beide wohl, und Eure Große hofft, daß ihr Brief Euch zugekommen ist." Im März 1681 kommt „Master", der die Familie am 1. November 1680 vermehrt hatte, zum ersten Male vor. „Ich denke, er nimmt wirklich jeden Tag zu", schreibt die stolze Mutter. „Gewiß ist es ein kräftiges Kind; je mehr ich von anderen sehe, um so gesünder scheint er mir. Ich hoffe, Gott werde ihm Leben und Tugend verleihen. Misses und ihre Mama gingen gestern nach Tische aus, um ihren Vetter Allington (einen neuen Neffen Lord Russels) zu besuchen. Miß Kate wünschte ihn zu sehen, so tat ich ihrer kleinen Person den Gefallen." Dann finden wir, daß im September 1681 der kleine Bursche schon Papa ruft, daß Mama und die Mädchen nach einer Rotwildpastete die Gesundheit Lord Russels trinken, daß sie zum Abend einen sack-posset, einen Molkentrank aus Sekt, Milch und andern Bestandteilen, haben, daß Master auch davon verlangt und sich die Finger im posset verbrennt, und daß Lord Russel, der auch nach Stratton kommen will, die Kutsche am Kohlgarten finden, aber nicht zu früh ausfahren soll, indem es nicht gesund im Morgennebel ist. In den letzten Briefen, die sich von Lady Rachael an Lord Russel vorfinden, beide im Herbst 1682 und aus Stratton geschrieben, wird der Kinder auch noch Erwäh-

nung getan. Der junge Mann (Wriothesley) ist wie toll und haut mit seinem Trommelschlegel auf alles los, was ihm in die Nähe kommt, und Miß, die, wie sie sagt, bei Papas Abreise beinahe geweint hätte, wünscht, er möchte wieder nach Hause kommen.

Aus diesen Fragmenten, so sehr wir uns auch mit ihnen beschränken mußten, ergibt sich doch hinreichend der liebenswürdigste Charakter. Lord Russel scheint, was die moralischen Eigenschaften betrifft, seiner Gattin ebenbürtig gewesen zu sein, geistig indessen nicht. Sie war ihm entschieden überlegen, ihre Demut ihm gegenüber ist einzig die der Liebe. „Er war ein langsamer Mann und von wenig Worten", sagte der Bischof Burnet von ihm, der ihn genau kannte. Hatte er Muße, sich eine Sache zu überlegen, so war sein Urteil richtig, wohlverstanden, wenn er nicht durch Vorurteile befangen war. Da diese bei ihm Überzeugungen waren, so hielt er unerschütterlich an ihnen fest, und da er, was er für recht hielt, auch aussprach und verteidigte, so verfocht er sehr häufig Maßregeln, von denen er, da er weder ehrgeizig noch heftig, sondern von Natur mild und gemäßigt war, bei besserer Einsicht ohne Zweifel abgeraten hätte.

Mit allen diesen Eigenschaften und Schwächen war Lord Russel zur Opposition gleichsam geboren, und in der Tat hat er, von dem Augenblick an, wo sie sich bildete, bis zu dem, wo er das Opfer seiner Meinungen und Irrtümer wurde, ihr unwandelbar angehört. Nicht, daß er kühne Maßregeln vorschlug, aber wenn seine Partei eine angeregt und beschlossen, so war er es, der den Antrag stellte. Kein Wunder, daß der König ihn nicht liebte. Karl II. wußte sehr gut, daß er bei jedem Versuche, die königliche Gewalt auf Kosten der Verfassung zu erhöhen, Russel auf seinem Wege finden würde, selbst dann noch, wenn es ihm gelungen wäre, den Widerstand der ganzen übrigen Opposition zu entwaffnen. Dazu war der Mann uneigennützig und furchtlos und konnte folglich weder erkauft, noch eingeschüchtert werden; er mußte dem König also höchst unbequem sein. Daß der Herzog von York ihn geradezu haßte, ist ebenfalls erklärlich. Russel war unter denen, die ihn am 16. Juni 1680 öffentlich des Papismus anklagten; Russel erhob sich am 26. Oktober, um gegen einen möglichen papistischen Thronfolger Einspruch zu tun; Russel endlich unterstützte am 2. November den Antrag des Obersten Titus: es möge eine Bill eingereicht werden, die den Herzog von York von der Thronfolge

ausschließe. Man sieht, der „langsame Mann" ging, einmal in Bewegung, mit bedenklicher Schnelligkeit vorwärts, denn als im Sommer die Ausschließungsbill zum erstenmal zur Sprache gebracht wurde, hatte er sich dagegen erklärt, und nun, als sie im Unterhause durchgegangen war und er beauftragt wurde, sie vor das Oberhaus zu bringen, trat er sofort mit ihr auf, obgleich viele Mitglieder noch eine Verzögerung wünschten, damit die Lords besser vorbereitet sein möchten. Die Bill wurde, wie zu erwarten stand, vom Oberhause verworfen, und Lord Russel hatte durch seine Überhast nur erreicht, daß der Herzog von York sein erbitterter Feind geworden war.

In den Briefen seiner Frau aus dieser Zeit finden sich wieder und wieder leise Warnungen, aber Lady Russel war zu sehr Gattin im Sinne ihres Jahrhunderts, in dem der Mann noch wirklich Herr war, um anders als mit demütiger Bescheidenheit zu warnen. Ob Lord Russel verstand, was sie sagen wollte? Oder ob er es bloß nicht beachtete, weil er sich auf dem geraden Wege der Pflicht meinte und da kein Rechts und kein Links kannte? Gewiß ist: er ließ sich nicht warnen, ja, er äußerte sich sogar in seiner patriotischen Heftigkeit auf eine Weise, die mit seinem übrigen Charakter im schreiendsten Widerspruche stand. Als die Ausschließungsbill von den Lords verworfen wurde, rief er voll Erbitterung aus: „Wenn mein eigener Vater einer von den Vierundsechzig (die Zahl der Majorität) gewesen wäre, ich hätte ihn für einen Feind des Königs und des Reiches erklärt!" Seine Freunde glaubten ihn einer solchen grausamen Bürgertugend nicht recht fähig, aber daß er hart sein könne, wo es politische Feindschaft galt, das mußten sie ihm bald glauben, denn er bewies es. Bis dahin waren als Sühnopfer für den beleidigten Protestantismus nur unbedeutende papistische Sünder gehangen worden, denen auf das Zeugnis der Nichtswürdigen, die zu jenem Zeitpunkt das Falschzeugen förmlich als Gewerbe betrieben, das Leben so gelassen genommen wurde, als lohne es sich kaum der Mühe. Jetzt aber kam einer der „fünf papistischen Lords", die angeklagt im Tower saßen, der betagte Lord Stafford, vor Gericht und wurde auf gleiche Zeugnisse hin mit fünfundzwanzig gegen einunddreißig Stimmen gleichfalls zum Tode verurteilt. Der König, der an seine Schuld so wenig glaubte wie an den ganzen Popish Plöt, milderte das Urteil wenigstens dahin, daß Lord Stafford nicht gemartert und gevierteilt, sondern nur ein-

fach geköpft werden sollte. Das fiel den Sheriffs von London, Bethel und Cornish, gewaltig auf. Diese beiden Männer waren eifrige Verfechter der Freiheit, selbst auf Kosten der Gerechtigkeit; sie wählten gegen das Gesetz die Geschworenen zu den Gerichten selbst aus und erzielten so lediglich Urteile, wie sie ihnen gerade paßten und beliebten, aber sie galten darum doch als Muster von Bürgern und als wackere Männer. Tories hätten dergleichen nicht tun dürfen, da wäre es Verrat gegen das Gesetz gewesen; aber Whigs durften es, denn da geschah die kleine Willkür nur zum Vorteil der Freiheit und des allgemeinen Besten wegen. Wir brauchen kaum erst zu erwähnen, daß die Tories die Hofpartei, die Whigs die Opposition ausmachten. Die Sheriffs waren natürlich Whigs, und als solche verlangten sie die ganze Strenge der Strafe und begnügten sich nicht, wenn Lord Stafford nur geköpft und nicht gerädert und gevierteilt würde.

Hatte der König ein Recht dazu, das Urteil zu mildern? Mit dieser Frage wandten die Sheriffs sich an das Unterhaus. Dieses erklärte sich, zwar nicht aus Rechtsgründen, aber aus menschlicher Nachsicht, einverstanden mit dem bloßen Köpfen. Lord Russel aber war nicht unter denjenigen, die diesen Ausspruch taten, er billigte die unnütze Barbarei der Sheriffs. Damals dachte er schwerlich an das warnende Wort: „Mit dem Maße, mit dem ihr anderen messet, wird euch wieder gemessen werden." Noch nicht volle drei Jahre später sprach er es in der Rede aus, mit der er sein Leben vor Gericht zu verteidigen suchte. — Um Lord Russel, den Protestanten, 1683 dahin zu bringen, wo 1680 Lord Stafford, der Papist, sich befunden hatte, nämlich in den Tower unter Anklage des Hochverrats, mußte der Hof vollständig über die Opposition gesiegt haben, und das war auch der Fall geworden.

Das Unterhaus hatte dem König alle Geldbewilligungen verweigert, bevor er nicht die Ausschließungsbill angenommen. Lord Russel war abermals unter den Rednern über diesen Beschluß. Der König vertagte das Parlament am 10. Januar 1681, löste es am 18. Januar auf und berief das neue, das am 21. März zusammentreten sollte, nach Oxford, das mehr königlich gesinnt war als London. Dieses hatte seinen alten Vertretern feierlich gedankt, seine neuen Mitglieder kamen mit einem großen berittenen Gefolge in Oxford an, an den Hüten blaue Bänder mit der Inschrift: no popery, no slavery! (Kein

Papsttum, keine Sklaverei!) Die Eröffnungsrede des Königs war gemäßigt und vernünftig, hatte jedoch keinen Erfolg. Das Unterhaus verlangte in Oxford so gut wie in London, daß der Herzog von York vom Thron ausgeschlossen werde. Karl wollte seinen Bruder in dessen Rechten nicht kränken, ein natürliches und rechtliches Gefühl, in dem man mit ihm nur sympathisieren kann. Da er das Unterhaus nicht dazu bringen konnte, die Ausschließungsbill aufzugeben, löste er abermals das Parlament auf, und zwar ohne vorhergehende Vertagung. Vom Volke hatte er dabei nichts zu fürchten; die Ausschließungsbill hatte nur so lange einen gewissen Anhang gehabt, wie die Furcht des Volkes vor the Popish Plot gewährt hatte. Jetzt war dieselbe durch das Mitleid mit dem greisen Stafford beruhigt worden, denn was man bemitleidet, fürchtet man nicht. Der König fand also bei seinem Siege über die Whigs keinen Widerstand.

Diese fügten sich scheinbar, aber im geheimen komplottierten sie stark. Sie wollten den Herzog von Monmouth, den natürlichen Sohn des Königs, zum Thronfolger. Zwischen seiner Mutter, Lucy Walters, und dem Könige sollte, wie sie behaupteten, ein Heiratsvertrag bestanden haben. Obgleich Karl das entschieden leugnete, beharrten die Whigs doch darauf, Monmouth für einen legitimen Sohn zu halten, und im Jahre 1682 suchte der Graf von Shaftesbury, der frühere Minister und spätere Whig, in des Herzogs Namen einen Aufstand zu organisieren. Monmouth ließ sich indessen nicht verlocken, an dem Plane teil zu nehmen, und Lord Russel war nicht minder vorsichtig, obwohl Shaftesbury einer seiner vertrautesten Freunde war, dessen Name auch in den Briefen der Lady Rachael immerfort wiederkehrt.

Dennoch war Russel mit Essex, Lord Gray und Algernon Sidney häufig bei Shaftesbury, und wie Lady Russel in einem späteren Briefe zugab, wurde dort viel gesprochen; ja, man ging so weit, daß man für mögliche Übel mögliche Abhilfe beriet. Nur über die Art der Abhilfe war man uneins, und als Shaftesbury sah, daß er seine Freunde zu keinem Entschluß vereinigen könne, gab er alles auf und ging nach Holland, wo er sechs Wochen später, nämlich im Januar 1683, starb, indem er seinen Freunden als bedenkliches Vermächtnis den Verdacht des Hochverrates hinterließ.

Daß dieser Verdacht bald die Form einer Anklage annehmen würde, ließ sich voraussehen. Karl war kein Charakter, von dem man groß-

mütige Verzeihung erwarten konnte. Die Opposition hatte the Popish Plot gehabt, der Hof bekam the Rye-House Plot (die Ryehausverschwörung als Gelegenheit zur Rache, und er benutzte die Gelegenheit. Nie ist so furchtbar Gleiches mit Gleichem vergolten worden. Nichtswürdige Zeugen hatten fälschlicherweise Katholiken das Leben abgeschworen, gleich nichtswürdige Zeugen sollten nun ebenfalls Protestanten das Leben abschwören. Es war mit einer schauerlichen Unparteilichkeit der Geschichte Maß für Maß, Auge um Auge gerichtet worden, und die Vergeltung erschien noch tragischer, weil sie gegen alle Gewohnheit unmittelbar erfolgte. Die Anklage, die die bedeutendsten Whigs, den Herzog von Monmouth an der Spitze, traf, lautete auf nichts weniger als auf einen Anschlag gegen das Leben des Königs und des Herzogs von York. Beide hatten bei ihrer Rückkehr von Newmarket unweit des Pachthofes Rye überfallen und ermordet werden sollen und waren nach Angabe derer, die die erste Anzeige der Verschwörung machten, nur dadurch gerettet worden, daß sie eines Feuers in Newmarket wegen früher als erwartet von dort zurückkamen.

Der König war, als die Anzeige geschah, nicht in London anwesend; der Rat wagte ohne seine Erlaubnis gegen so hochgestellte Personen wie den Herzog von Monmouth und Lord Russel keine entscheidenden Schritte zu tun, und Lord Russel hätte folglich Zeit gehabt, sich durch die Flucht der drohenden Verhaftung zu entziehen. Er tat es nicht, sondern wartete sie gelassen ab, vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil es ihm im stillen schmeichelte und ihn reizte, ein Märtyrer seiner Überzeugung zu werden. Schon hatte er gegen einen Freund geäußert: „Er wisse sehr gut, daß er als Opfer fallen werde; die Willkür könne in England nur zur Herrschaft gelangen, indem sie durch sein Blut wate." An Frau und Kinder scheint er nicht gedacht zu haben, ebensowenig an den Ausspruch, daß „der weise Mann sich heute für morgen erhält", weil er das Gute, das er im Augenblick nicht vermag, nach Jahren noch zustande bringen kann. Lord Russel war eben ein Fanatiker für die Pflicht und sah sie immer nur in dem, was zu tun gerade vor ihm lag. Ein Mann, der weiter gedacht hätte, würde auf den Kontinent gegangen sein und dort in sicherer Ruhe geharrt haben, bis die Verhältnisse sich wieder günstig für sein Wirken gestaltet hätten. Lord Russel, dessen Freunde leider seine idealische Verblendung geteilt zu haben scheinen, folgte weder

dem Beispiel des Herzogs von Monmouth, der sich gar nicht erst verhaften ließ, noch dem Lord Gray, der dem Boten, der ihn in das Gefängnis bringen sollte, an der Tür des Towers noch entsprang. Er blieb ruhig in seinem Hause und ließ sich gelassen in seinem Studierzimmer verhaften und vor den König und den Geheimrat führen. Dort zeigte er sich weniger gefaßt, und als er in den Tower gebracht wurde, sagte er zu seinem Diener Taunton: „Es sei ausgemacht, man werde ihm das Leben nehmen.“ Als Taunton antwortete: „Ihm das zu nehmen stände hoffentlich nicht in der Macht seiner Feinde“, sprach Lord Russel: „Ja, der Teufel ist los“. Trotz dieses Bewußtseins floh er auch jetzt nicht, uneingedenk der Pflicht, sich seiner edlen Frau zu erhalten, die mit einer so seltenen Treue an ihm hing! — Sie erscheint in dieser Prüfung, die der Gatte selbst über sich und sie gebracht, herrlicher als je. Ihre Seele war stark für das Unglück. Kein Vorwurf gegen Russel, keine Klage, nur Mut, Tätigkeit und Ringen, um dem Liebsten zu helfen. Er war schwer angeklagt; Verschwörer, wenn man Shaftesburys Plan eine Verschwörung nennen darf, waren Zeugen geworden, unter anderen Lord Howard, der ein genauer Bekannter Russels und seiner Freunde war. Sein Zeugnis wurde vorzüglich kompromittierend für Russel wie für sämtliche vornehmere Verdächtige.

Trotz dieser drohenden Umstände und obschon er sich bei seinem ersten Schritt in den Tower als „einen verlorenen Mann“ angesehen hatte, war Lord Russel gefaßt und ruhig. Nun er einmal das Verhängnis hatte über sich kommen lassen, ertrug er es mit männlicher Würde und mit christlicher Ergebung. Der Herzog von Monmouth ließ ihm anbieten, er wolle sich freiwillig stellen, wenn er ihm dadurch etwas helfen könne. Lord Russel antwortete: „Es könne ihm nicht zum Vorteil dienen, seine Freunde mit sich sterben zu sehen“.

Am 26. Juni 1683 war Lord Russel verhaftet worden, am 13. Juli wurde in Old-Bailey über ihn Gericht gehalten. Seine Frau war an seiner Seite. Das Billet, in dem sie ihn um Erlaubnis dazu bittet, ist erhalten worden, es lautet: „Da Eure Freunde glauben, ich könne Euch vor Gericht irgend etwas nützen, so möchte ich es gern versuchen. Ich werde Standhaftigkeit genug haben, habt auch Ihr solche. Es könnte sein, der Gerichtshof wollte mich nicht lassen, doch bitte, laßt mich versuchen.“

Ihr Gesuch wurde gewährt. Sie blieb, wie sie ihrem Gatten versprochen hatte, standhaft in dieser schweren Stunde. Nicht umsonst hatte sie einst die bedeutungsvollen Worte geschrieben: „Mein großes Bestreben ist, die Empfindung meines Glückes so zu dämpfen, daß, wenn die Zeit kommt, wo entweder ich es verlassen oder von ihm verlassen werden muß, ich das eine willig tun und auf das andere einigermaßen vorbereitet sein möge." Die starke Frau hat ihr Herz durch das höchste Glück nicht in Sorglosigkeit einwiegen lassen, darum fand jetzt der Schmerz es wach, bereit und mutig.

Lord Russel fragte, ob jemand für ihn Notizen niederschreiben dürfe. Der Lord Oberrichter antwortete: „Ja, irgend ein Diener." — „Meine Frau ist hier, Mylord, um es zu tun", sagte der Gefangene. „Wenn Mylady die Mühe übernehmen will", entgegnete der Lord Oberrichter artig. Ach, sie hätte wohl Schwereres übernommen, hätte sie hoffen dürfen, ihn dadurch zu retten.

Es fehlte ihm nicht an Zeugen, die für ihn sprachen. Der Herzog von Somerset, die Lords Anglesey, Cavendish, Clifford, mehrere Geistliche, von denen Dr. Burnet und Dr. Tillotson ihm später im Gefängnis und auf dem Schafott beistanden, sowie noch einige andere Herren erklärten es sämtlich für ihre innerste Überzeugung, daß Lord Russel auch nur in Gedanken eines solchen Verbrechens völlig unfähig sei. Der eine der Zeugen, Herr Gore, äußerte sich in folgenden merkwürdigen Worten: „Ich bin seit mehreren Jahren mit Mylord bekannt und habe viel mit ihm verkehrt. Ich hielt ihn für einen der besten Söhne, der besten Väter, der besten Herren, der besten Ehemänner und der besten Christen."

Trotz dieser Zeugnisse und trotz seiner eigenen vortrefflichen Verteidigung wurde Lord Russel verurteilt. Verurteilt wie Lord Stafford, mit denselben fürchterlichen Zutaten des Todes, die zu widerlich sind, um hergezählt zu werden. Karl milderte auch in diesem Falle das Urteil und setzte mit schneidender Ironie hinzu: „Lord Russel soll sehen, daß ich die Macht dazu habe, obgleich er es bei Lord Stafford bezweifelt hat."

Russel vollständig zu begnadigen, ließ der König sich nicht bewegen. Er soll später zu Monmouth gesagt haben, daß er es gern getan haben würde, hätte er nicht zugleich mit seinem Bruder brechen müssen. Es könnte aber auch sein, daß er recht zufrieden war, sich eines so unbequemen Untertans mit einem Schein von Recht entledigen

zu können. Wenigstens scheint die Antwort dafür zu sprechen, die er dem Lord Dartmouth erteilte. Dieser stellte ihm nämlich vor, durch Russels Begnadigung würde eine große und zahlreiche Familie dem König auf ewig verpflichtet, die seinen Tod dagegen nie vergessen würde; auch sei auf Southamptons Tochter und ihre Kinder wohl einige Rücksicht zu nehmen, indem „der tugendhafte Graf", wie Southampton häufig genannt wurde, unverbrüchlich treu an Karl I. gehalten habe. Der König erwiderte: „Das ist alles wahr, aber ebenso wahr ist es, daß er mir das Leben nehmen wird, wenn ich es ihm nicht nehme." Als, wie man erzählt, der Graf von Bedford ihm heimlich fünfzig- oder gar hunderttausend Pfund für die Begnadigung seines Sohnes anbieten ließ, soll Karl geantwortet haben: „Er wolle sein und seines Untertanen Blut nicht so wohlfeil anschlagen."

Der greise Bedford schrieb auch offen an den König. Sein Brief „zeigt demütig", daß ihm des Königs Gegenwart untersagt war, sonst würde er sich zu den „königlichen Füßen" geworfen und die „königliche Gnade" angefleht haben. „Für viel glücklicher", fährt er fort, „würde er sich halten, wenn ihm mit Weib und Kindern nur noch Brot und Wasser gelassen würde, als wenn er seinen lieben Sohn wegen eines solchen entehrenden Verbrechens verlieren müßte." Lord Russel schrieb ebenfalls, sowohl an den König wie an den Herzog. Diesen letzteren Brief brachte Lady Russel selbst der Herzogin von York. Sie ließ nichts unversucht, was den Gatten retten konnte; er sah es mit einer Art Unbehagen und wünschte, sie möchte es aufgeben, wollte ihr aber nicht Einhalt gebieten, weil es ihr später einen Trost gewähren könne. Auch die Briefe hatte er nur auf ihr Andringen geschrieben, so schwer es ihm wurde, sich vor dem Könige und hauptsächlich vor dem Herzoge zu demütigen. Es liegt in Charakteren, wie in dem Lord Russels, daß sie nachgeben, wenn es zu spät ist. Daß es zu spät war, wußte er. Lady Rachael mußte es endlich ebenfalls erkennen. Aber auch der entsetzlichen Gewißheit hielt sie mutig stand. Sie beunruhigte den geliebten Mann nicht mit ihrem Schmerze, sie verschloß ihn in sich selbst. Lord Russel wußte ihr das Dank, er kannte ihre Liebe zu ihm; er fühlte voraus, was sie würde leiden müssen, wenn alles vorüber und sie nicht länger durch die Notwendigkeit zur Selbstbeherrschung gezwungen sein würde. Nur wenn er von ihr sprach, wurde er weich, und doch konnte er nicht auf-

hören, von ihr zu sprechen. Die Art, wie er es tat, ehrt ihn und sie. So, wie er während dieser letzten Woche im Kerker sich zeigte, begreift man, daß er einer Frau wie Lady Rachael eine so grenzenlose, fast anbetende Liebe einflößen konnte. Es war kein Falsch in ihm, nichts Niedriges und nichts Gemeines. Innerhalb seiner Beschränkung war alles klar und fest. Die Schwäche, die ihn dahin brachte, um sein Leben zu bitten, macht ihn uns liebenswürdig; wir wünschten nur, daß er schon früher so menschlich schwach gewesen wäre und sich nicht zu unnatürlicher Härte gezwungen hätte. Diese Nachgiebigkeit abgerechnet, beweist er nach seiner Verurteilung eine heitere Stärke, wie nur ein in sich selbst sicherer religiöser Glaube sie verleihen kann. Gegen seine Widersacher und Ankläger sprach er die christlichen Gesinnungen aus, und an den König richtete er einen Brief, worin er ihn mit edler Freimütigkeit um Verzeihung bittet. Dieses Schreiben sollte dem Könige erst nach Russels Hinrichtung übergeben werden, Lady Rachael jedoch wagte es, den Anordnungen des Gatten insofern zuwider zu handeln, daß sie eine Abschrift des Briefes an den König gelangen ließ, bevor es zu spät wurde. Es war, wie Dr. Burnet ihr schrieb, „das Letzte", und es schlug gleichfalls fehl.

Lord Russel hatte unter seinen vielen Freunden zwei besonders vertraute gehabt, die Lords Essex und Cavendish. Der erstere hatte nicht fliehen wollen, um durch seine Flucht Lord Russel, der bereits festgenommen war, nicht etwa noch mehr zu verdächtigen. In den Tower gebracht, verlor er den Mut oder die Besinnung und schnitt sich den Hals durch, wie Lord Russel glaubte, aus Reue darüber, daß er seinen Freund mit ihrer beider späterem Angeber, Lord Howard, bekannt gemacht habe. Lord Cavendish war nicht in die Verschwörung verwickelt und folglich auf freiem Fuße. Er ließ Lord Russel den Vorschlag machen, die Kleider mit ihm zu wechseln und im Gefängnis zu bleiben, während Lord Russel sich flüchten sollte. Der Gefangene lehnte das Anerbieten dankbar ab. Es dürfte wie ein Bekenntnis der Schuld aussehen, wenn er flöhe, meinte er, und dann fürchtete er auch, noch größern Verdacht auf seine Genossen zu bringen. Zu einem Widerruf war er ebenfalls nicht zu bewegen, obgleich Dr. Tillotson darin das einzige Mittel sah, den König noch zu erweichen. Daß Lady Rachael ihn in allem, was seine Überzeugungen betraf, gänzlich seinem Gewissen überließ, erkannte er bewundernd an. „Was für eine Woche würde ich

zugebracht haben", äußerte er noch am Abend vor seiner Hinrichtung, „wenn sie mir angelegen hätte, den Angeber zu machen und ein Lord Howard zu werden!"

Als er so von ihr sprach, hatten beide schon den letzten Abschied genommen. Am Nachmittage waren seine Kinder bei ihm gewesen. Er hatte sie mit seiner gewohnten Zärtlichkeit, aber ohne Erschütterung empfangen, gesegnet und entlassen.

Zu seiner Gemahlin sagte er mit der gleichen heiteren Fassung: „Bleibt zum Abendessen bei mir, laßt uns zum letzten Male irdische Speise miteinander genießen." Nach dem Mahle sprach er lange von seinen beiden Töchterchen. Um zehn Uhr schied Lady Rachael von ihm. Er küßte sie vier- bis fünfmal, dann trennten sie sich in einem starken, gesammelten Schweigen. Was hätten sie einander auch sagen sollen? Erst als die heldenmütige Frau den Kerker verlassen hatte, fand Lord Russel wieder Worte und sagte: „Jetzt ist des Todes Bitterkeit vorüber."

Am Morgen seines Todes stand er so ruhig auf, als hätte er sich bloß zu einer kleinen Reise zu bereiten. Zum letztenmal seine Uhr aufziehend, sprach er: „Mit der Zeit bin ich nun fertig, jetzt kommt die Ewigkeit." Die letzte Träne in seinem Auge sah man, als der Weg nach der Richtstätte unfern seines Hauses vorbeiführte. Seine letzten Aufträge waren für Southampton-House und Bedford-House, die Häuser seines Weibes und seines Vaters. Am 21. Juli 1683 fiel sein Haupt.

Wie Lady Rachael die ersten Tage ihres Witwenstandes durchlebte, das hat nicht sie, noch irgend jemand sonst erzählt. Nach der Größe ihrer Liebe kann man die ihres Schmerzes abmessen. Wer ihr in dieser Zeit gewiß mehr als noch je fehlte, das war die geliebte, treue Schwester, Lady Elisabeth Noel, die sie 1679 verloren hatte. Auch ihre Schwester Northumberland war nicht in England, und was für Trost sie in Woburn-Abbey fand, wohin sie einen Monat nach dem Tode ihres Geliebten reiste, um bis zum nächsten Frühling dort zu bleiben, das entnimmt man aus einem Briefe, den sie im September an einen befreundeten Geistlichen schrieb. Rührender kann ein plötzlich verwaistes Herz nicht klagen.

Im Frühling wollte Lady Rachael sich überwinden und nach Stratton gehen, nach „dear Stratton", wo einst ihr Glück so heimlich wohnte. Sie zitterte vor dieser Notwendigkeit und sie wurde ihr erspart, aber nur durch neue Prüfungen: den Tod ihrer Schwiegermutter und die

Krankheit ihres Sohnes. In der Angst um ihn empfand sie zum ersten Male wieder, daß ihr Herz noch lebte. Von nun an bestrebte sie sich, die Gattin etwas mehr über die Mutter zu vergessen, und dieses redliche Ringen trug seine Frucht. Glücklich konnte Lady Rachael nicht mehr werden, auch nur einen Augenblick zu vergessen vermochte sie niemals; aber gefaßter wurde sie, stärker, ergebener, und als Lord Cavendish, später Graf von Devonshire, für seinen Sohn um die Hand ihrer ältesten Tochter anhielt, da konnte sie diesen ehrenvollen Antrag bereits „als einen Lichtschimmer bezeichnen, den sie in ihren dunklen Tagen nicht erwartet habe."

„Miß Karterine", wie die jüngste Tochter in einem zärtlichen Briefe des alten Großvaters genannt wird, machte eine gleich glänzende Heirat. Die Erziehung des einzigen Sohnes gelang Lady Rachael, wie sie es verdiente. Mit der Familie ihres betrauerten Gatten blieb sie im innigsten Verhältnis, nicht minder mit ihrer eigenen und der ihres ersten Gemahls. Als 1689 die Thronfolge auf die älteste Tochter Jakobs II., auf die Prinzessin von Oranien, und durch sie auf ihren Gemahl überging, wurde Lord Russel gerichtlich für unschuldig erklärt, und der Graf von Bedford, hauptsächlich als Vater eines solchen Sohnes, zum Herzog erhoben. Der Tag des Glanzes war für die gebeugte Familie aufgegangen; doch Lady Rachael, die ernste, stille Witwe, wurde nicht geblendet. Sie erkannte dankbar an, was ihr Gutes begegnete, aber sie überhob sich nicht und triumphierte nicht über die Niederlage ihrer Feinde.

Auch fehlte es ihr selbst in ihren spätern Jahren nicht an Prüfungen, obwohl die Gefahr des Blindwerdens durch eine Operation glücklich abgewendet wurde. Ihr Sohn, durch den Tod des Großvaters Herzog von Bedford geworden, starb, einunddreißig Jahre alt, nicht lange darauf ihre jüngste Tochter, die Herzogin von Rutland. Die Herzogin von Devonshire allein überlebte ihre Mutter, die am 29. September 1723 endlich zur Ruhe gehen durfte.

Unter ihren Papieren fand sich, mit vor Alter zitternder Hand geschrieben, eine Art Beichte vor, in der sie über ihr Leben und sich selbst urteilt. Es ist ein Denkmal sittlicher Strenge und hoher Frömmigkeit. Nicht einen Fehler verzeiht sie sich, nicht eine Wohltat Gottes vergißt sie. Aber auch ihrer tiefsten Liebe und ihres bittersten Leides gedenkt sie noch immer. Sie war bis zum Greisenalter das treue, zärtliche Weib geblieben.

Maria Theresia.

(Geb. 1717, gest. 1780.)

Vor allem war es das Familienhafte in ihrem
Privatleben, was sie so beliebt machte.
Adam Wolf: „Aus dem Hofleben
Maria Theresias."

Nicht in der Natur, wohl aber in der Geschichte der Familien findet häufig die Erscheinung statt, daß ein Stamm vor seinem Absterben noch einen recht prächtigen Blütenzweig treibt; so der uralte Stamm der österreichischen Habsburger seine letzte Fürstin Maria Theresia, die älteste Tochter Kaiser Karls VI. und der Elisabeth Christine von Braunschweig.

Am 13. Mai 1717 um drei Uhr morgens geboren, hatte sie zu Paten zwei Kaiserinnen: ihre Großmutter und ihre Tante, Eleonore Magdalena, Witwe Leopolds I., und Wilhelmine Amalie, Witwe Josephs I., Papst Clemens XI. wurde durch seinen Nuntius Spinola vertreten.

Die Taufe fand noch denselben Abend statt, und zwar so prächtig, daß man billigerweise darüber erstaunen darf, wie alles dazu im Laufe eines einzigen Tages „vorgekehrt" werden konnte. „Die Ritterstube", sagt eine Beschreibung, die vor hundert Jahren in Leipzig erschien, „die Ritterstube wurde mit kostbaren, von Gold, Silber und Seide gewirkten Tapezereyen ausspaliert, auch mit vielen kristallinischen Handblakern und andern Wandleuchtern beleuchtet, sodann nächst der Türe, wo man aus der Trabantenstube hineingeht, ein Baldachin von Goldstück aufgemacht, und darunter ein Altar, staffelhoch errichtet. Auf diesem Altar war ein groß silbernes Kruzifix mit silbernen Leuchtern, ingleichen das große und kleine Taufbecken, darin das Taufwasser war, in das man fünf Tropfen aus dem Flusse Jordan hineingelassen. Neben dem besagten Altar zur rechten Seite war ein mit einem rotsamten und mit goldenen Borten bebrämten Teppich bedeckter Tisch, und darauf auch ein silbernes Kruzifix samt zween dergleichen Leuchter und einem rot-

samten Polster mit goldenen Borten, darauf nachgehends die durchlauchtigste Erzherzogin gelegt worden. Nächst diesem Tisch, gerad gegen den Altar, stand ein mit Goldstück überzogener Lehnstuhl für Ihro regierende kaiserliche Majest. und die verwittibte kaiserl. Majestät, auch nach diesen ein Betstuhl mit rotem Samt und güldenen Borten für die durchl. Erzherzoginnen; dann gegenüber war auch ein mit rotem Samt bedeckter Stuhl für den päpstlichen Nuntius Spinola und den venezianischen Botschafter, Ritter Grimani, und über die Tür, da man sonst in die erste Antichamber zu gehen pflegt, ein Gerüst für die kaiserliche Hofmusik aufgebauet, und mit Tapezereyen gekleidet."

Gewiß war das Lokal glänzend, und die Zeremonie entsprach ihm. Der kaiserliche Vater trug ein gold- und silbergesticktes Mantelkleid und eine rote Feder auf dem Hut. Die kaiserlichen Witwen gingen, wie immer, schwarz, hatten aber viele Diamanten; die Erzherzoginnen, des Kaisers Schwestern und Nichten, hatten „goldstückene Kleider", die anwesenden Damen desgleichen. Die kaiserliche Aja, Reichsgräfin von Thurn, holte die Erzherzogin auf einem weißen Atlaskissen aus dem Schlafzimmer der Kaiserin; der Oberhofmeister, Fürst von Liechtenstein, trug sie in die Ritterstube, die Großmutter hielt sie über die Taufe, und der Bischof von Wien, Graf von Kollonitsch, verrichtete die heilige Handlung.

Ein Jahr vor der so herrlich getauften Erzherzogin war ihren Eltern nach mehrjähriger Ehe das erste Kind, ein Knabe, geschenkt, aber kaum sieben Monate alt ihnen wieder genommen worden. Auf Maria Theresia folgten nur noch zwei Erzherzoginnen, sie wurde folglich als Erbin betrachtet und zur Regentin erzogen. Ihr Lieblingsstudium war die Geschichte; Latein, Französisch und Italienisch lernte sie gründlich, Musik und Tanzen wurde jedoch gleichfalls nicht vernachlässigt. Die Stelle der Hofmeisterin oder Aja bei ihr nahmen nacheinander die Gräfinnen von Thurn, von Stubenberg und von Fuchs ein. Diese letztere, eine kluge, feine und dabei wohlwollende Dame, die „unter Männern und Frauen keinen Feind hatte", wurde später Obersthofmeisterin und war von Maria Theresia so geliebt, daß bei ihrem 1754 erfolgten Tode die Kaiserin acht Tage lang niemand empfing und die Leiche bei den Kapuzinern in der kaiserlichen Familiengruft beisetzen ließ. Kaiser Franz I. liebte die Gräfin ebenfalls sehr und brachte gern seine Abende bei ihr zu. Beide mochten sich wohl erinnern, daß sie hauptsächlich es gewesen war, die ihrer keimenden Liebe das Wort geredet hatte.

Franz Stephan, Erbprinz von Lothringen, war 1721 nach Wien gekommen und vom Kaiser Karl VI. väterlich aufgenommen worden. Bei dem Tode seines Vaters Leopold ging er 1729 nach Lothringen, um die Regierung anzutreten, kehrte aber, indem er seine Mutter als Regentin dort ließ, nach Österreich zurück, wo der Kaiser ihn zum Statthalter von Ungarn ernannte. Franz Stephan war in seiner Jugend männlich schön, von frischer Farbe, mit einem kleinen Mund, der sehr einnehmend zu lächeln verstand, mit großen, fast dunkelblauen Augen. Maria Theresia war für eine Frau ungewöhnlich groß, dabei schlank und in den schönsten Verhältnissen gebaut, das Gesicht ein reines Oval von blendender Farbe, mit gebogener Nase und überaus lieblichem Mund, das Haar blond. Es war ein schönes Paar und eine treue Liebe, wie sie an einem Hofe zwischen Fürsten wenigstens selten entstehen mag, weil sich selten wie hier die Gelegenheit der Jugendbekanntschaft dazu bietet. Die Gesinnung des Kaisers und der Kaiserin war dem lothringischen Prinzen nicht minder günstig als die Neigung Theresias, und trotz mancher Intrigen von Frankreich und Spanien durfte Franz Stephan am 31. Januar 1736 die feierliche persönliche Anwerbung um die Erzherzogin tun.

Der Herzog trug bei dieser Gelegenheit ein mit Silber durchwirktes kastanienbraunes Samtkleid, welches auf den Nähten mit Gold gestickt, mit großen Brillantknöpfen besetzt und an 300 000 Gulden wert war. In diesem prachtvollen Anzug begab der Herzog sich nach der „zweiten kaiserlichen Antichambre", an deren Tür der Oberst-Hofmarschall ihn empfing. Die Kavaliere, welche ihm vorangeschritten, waren im ersten Vorgemache geblieben, ihn geleitete der Oberst-Hofmeister bis an die Tür der kaiserlichen Retirade (Privatgemächer), unter welcher der Kaiser selbst ihn begrüßte. Die Türen wurden sogleich geschlossen, „und so lange die Prinzen sich drinnen aufhielten, nicht geöffnet." Der Herzog empfing das Jawort, wurde vom Kaiser wieder bis an die Tür geleitet und begab sich mit seiner Begleitung zur regierenden Kaiserin, wo jedoch die Türen offen blieben, so daß jedermann sehen konnte, wie der Herzog auch hier „die förmliche Anwerbung verrichtete", und dann der Kaiserin sein Miniaturbild überreichte, das nicht nur mit äußerst kostbaren Diamanten eingefaßt, sondern auch statt des Glases mit einem einzigen Diamanten bedeckt war. Die Kaiserin heftete es der Erzherzogin an die Brust, der Herzog machte seiner Braut „das Kompliment", worauf sie mit großer Zärtlichkeit antwortete, und darauf ging er zuerst wieder in

die Retirade zum Kaiser und dann zu der „verwittibten“ Kaiserin Amalie, die zu diesem feierlichen Tage aus dem Kloster, „wo sie sich mehrenteils aufhielte, sich nach der kaiserlichen Burg erhoben.“

Mit gleichem Pomp wurde am 12. Februar desselben Jahres die Vermählung begangen, zu der der Herzog um vier Uhr nachmittags von Preßburg auf der kaiserlichen Burg ankam. Im Zimmer des Oberst-Kammerherrn, Grafen von Cobentzl, legte er weiße Strümpfe und Schuhe an, hing ein Mantelkleid von „Silberstück“ um, das Ordensband des goldenen Vließes an, setzte einen weißen Hut auf, und wartete, bis es Zeit war, sich zum Kaiser zu begeben, der ihm drei Schritte entgegentrat. Um sechs Uhr verfügte der Trauzug sich „über die dazu verfertigte neue Stiegen“ nach der Hofkirche zu den Augustiner-Barfüßern. Der Herzog kam zuerst, dann der Kaiser, ihm folgte die Braut, in einem Kleid von Silberstück mit Perlen und Diamanten, zwischen den beiden Kaiserinnen, der regierenden und der verwitweten. Der päpstliche Nuntius, Passionei, vollzog die Trauung stehend, nicht sitzend, was Karl VI. durch eine eigene päpstliche Bulle erwirkt hatte, am Abend war offene Tafel für das kaiserliche Haus, in andern Zimmern herrliche Bewirtung des hohen Adels, am 13. Februar italienische Oper, am 14. Maskerade im spanischen Saale. Die Stände der verschiedenen Länder gaben zusammen 440 000 Gulden Fräuleinsteuer, die Kaiserin schenkte ihrer Tochter zwölf der kostbarsten Haarnadeln, die Kaiserin Amalie verehrte ihr „ein Kehlband und Ohrgeheng“ von 120 000 Gulden Wert, der Papst schickte eine goldene Rose.

Genug, die Freude war so groß, als hätte die Erbin Österreichs, Ungarns und Böhmens sich mit dem reichsten, dem berühmtesten und mächtigsten Fürsten der Christenheit vermählt.

Statt dessen brachte Franz Stephan seiner kaiserlichen Braut nichts weiter mit, als das Großherzogtum Toscana. Man hatte es ihm zum Ersatze für Lothringen überlassen, das an Frankreich abzutreten er bei der Beendigung des polnischen Erbfolgekrieges freundlich genötigt worden war. Obgleich nun ein italienischer Fürst, blieb er doch seinen Neigungen nach Franzose. Seine Erziehung in Wien hatte darin an ihm auch nichts geändert, was sehr erklärlich war, da man damals am kaiserlichen Hofe eher alles sprach, als Deutsch. Ließ Maria Theresia sich herbei, ihre Muttersprache zu reden, so bediente sie sich, wie Karoline Pichler gerade heraus sagt, „des gemeinen österreichischen Jargon“.

Eines Tages kam ein Fräulein aus Sachsen, das erst kürzlich als Kammerdienerin bei ihr angestellt worden war, ganz erschrocken zu Fräulein von Hieronymus, damals Vorleserin der Kaiserin, später Mutter der Pichler. Ihre Majestät hatte das Blabe Buich verlangt, und die arme Sächsin wußte durchaus nicht, was sie bringen sollte. Lächelnd reichte die Hieronymus ihr ein „blaues Buch", worin die Kaiserin eben las; die Sächsin war zwar ganz und gar nicht überzeugt, übergab aber doch das blaue Buch, und es war wirklich das „Blabe Buich".

Indessen war das für die Zeit, in der Maria Theresia lebte, ohne alle Bedeutung, und die richtige Kenntnis der andern Sprachen, die in ihrem so aus allen Ländern zusammenererbten Reiche gesprochen wurden, für sie weit wichtiger als ein grammatikalisches Deutsch.

Das Italienische z. B. brauchte sie gleich, als sie ihren Gemahl 1739 auf einer Reise in sein neues Land begleitete und in Mantua die Damen des lombardischen Adels empfing. Sie machte sowohl hier wie in Florenz, durch Leutseligkeit und Einfachheit den angenehmsten Eindruck. Es war noch ihre sorglose Zeit, wo ihr größter Gram in der Sehnsucht nach dem Gemahl bestand, wenn er nach Ungarn in den Türkenkrieg ging.

Bald genug sollte die erste Sturmperiode ihres Lebens beginnen. Der Tod ihres ältesten Kindes im Juni 1740 war gleichsam das erste schwüle Vorwehen davon. Der des Vaters, der im Oktober desselben Jahres erfolgte, machte Maria Theresia zur Selbstherrscherin, gab sie aber zugleich Gefahren preis, wie sie nicht bald eine junge Fürstin bedrängt haben

Mehr als einmal waren für das Haus Habsburg, das sich mit den Enkeln Maximilians I., Kaiser Karl V. und Kaiser Ferdinand I., in die spanische und die deutsche Linie geteilt hatte, Erbfolgegesetze gegeben worden. Noch 1703 hatte Leopold I. zwischen seinen Söhnen Joseph und Karl, und zwar mit ihrer beiderseitigen Zustimmung, einen Vergleich entworfen, nach welchem Karl, der eben als Karl III. den durch seinen Oheim Karl II. erledigten spanischen Thron in Anspruch nahm, seinem Bruder Joseph in Deutschland nachfolgen sollte, im Fall nämlich Joseph ohne männliche Erben sterbe. Trat dasselbe bei ihm ein, so fiel die Thronfolge in Spanien auf Joseph, und bei seinem Ableben zunächst ebensogut wie in Deutschland auf seine Nachkommen, welchen Geschlechtes sie auch sein mochten. Hinterließen beide Brüder nur Töchter, so folgten

die karolinischen Erzherzoginnen den josephinischen erst dann, wenn keine Erben mehr von diesen vorhanden waren.

Karl III. fand es nicht gemächlich, den spanischen Thron zu behaupten. Seine Mutter, Margarete Theresia, war nur die jüngere Schwester Karls II. gewesen, und Ludwig XIV., der die ältere, Maria Theresia, zur Gemahlin gehabt hatte, erhob die bekannten Ansprüche für seinen Enkel, Philipp von Anjou. Umsonst unterstützte Joseph I., der 1705 dem Vater als Kaiser gefolgt, lebhaft die Rechte des Bruders; Karl war, als Joseph 1711 seinerseits ihm als Erbe die Kaiserwürde überließ, äußerst zufrieden, die angefochtene spanische Krone mit denen von Österreich, Ungarn und Böhmen vertauschen zu können.

Karl VI. scheint, einmal im Besitz der Erbstaaten, keine andere Sorge, ja, keinen andern Gedanken gehabt zu haben als die Thronfolge seiner Nachkommenschaft. Obgleich bereits 1708 zu Barcelona vermählt, hatte er doch noch keine Kinder, entwarf indessen nichtsdestoweniger, sobald der Spanische Erbfolgekrieg gütlich beendigt war, 1713 ein neues Familiengesetz, nach welchem, vorausgesetzt, daß er keinen Sohn, sondern nur Töchter hinterließe, zuvörderst diese, die karolinischen, und erst nach ihnen die josephinischen und leopoldinischen Erzherzoginnen, d. h. seine Nichten und Schwestern, nachfolgen sollten.

Das war die berühmte Pragmatische Sanktion, die sämtliche Kriege unter der Regierung Maria Theresias veranlaßte. Umsonst hatte die älteste Tochter Josephs I., Maria Josepha, 1719 bei ihrer Vermählung mit dem Kurprinzen von Sachsen die Pragmatische Sanktion beschworen; umsonst hatte ihre Schwester, Maria Amalia, dasselbe getan, als sie sich 1722 mit dem Kurprinzen von Bayern verheiratete; umsonst ließ Karl sich die Sanktion, welche 1724 von den Ständen der Erblande angenommen wurde, von allen europäischen Mächten garantieren. Kaum war er am 20. Oktober 1740 verschieden, kaum hatte Maria Theresia ihre reiche Erbschaft angetreten und sich als Selbstherrscherin huldigen lassen, so zeigte es sich, was alles dieses Anerkennen und Garantieren wert war. Ein „Herr Hofrat Schmauß", der damals unter dem Titel „Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Balance von Europa" eine Abhandlung schrieb, sagt darin richtig: „Die Garantie ist nichts anderes als das Recht, sich unter Anführung der Obliegenheit eines Garants (Bürgen) in andere Händel zu mischen, wenn man es seinem Interesse gemäß erachtet, und hinwiederum, wenn man keine Lust zu

helfen hat, unter allerlei Vorwand sich der Garantie zu entbrechen, die Hände in den Schoß zu legen und ruhig geschehen zu lassen, daß der andere depossediert wird." Ganz so verhielt es sich jetzt mit Maria Theresia. Ein Teil der Mächte suchte sie zu „depossedieren", der andere Teil half oder sah zu; kurz, es war ganz ebenso, als wäre die Pragmatische Sanktion gar nicht garantiert worden. Prinz Eugen von Savoyen hatte sehr recht, wenn er behauptete: eine starke Armee und die Kasten voll Geld wären die besten Garantien.

Kurbayern erschien zuerst als fordernder Teil, und zwar verlangte es etwas viel, d. h. nicht weniger als die ganze Nachfolge. Es stützte sich mit dieser Forderung auf das Testament Ferdinands I., nach welchem, wenn die Söhne des Kaisers keine ehelichen Erben hinterließen, die Töchter ihnen folgen sollten. Bayern behauptete: unter ehelichen Erben seien männliche zu verstehen, und da die älteste Tochter Ferdinands I., Anna, die Gemahlin Alberts V. von Bayern war, so betrachtete Karl Albert, seit 1726 Kurfürst, sich als direkten Erben seiner Urmutter Anna, tat durch seinen Gesandten in Wien förmliche Einsprache gegen die Besitznahme durch Maria Theresia und nannte diese kurzweg Großherzogin von Toscana, während er selbst die Titel eines Königs in Ungarn und Böhmen und eines Erzherzogs in Österreich annahm.

Während Bayern bloß noch forderte, ging Preußen weiter und nahm. Allerdings wollte es nicht so übermäßig viel wie Bayern, sondern nur einige schlesische Fürstentümer, aber es wartete doch nicht ab, daß sie ihm gegeben würden, sondern griff zu und nahm sie weg. Es war sehr artig gegen Maria Theresia, erkannte sie in allen ihren Titeln und Besitzungen unumschränkt an, nur besetzte es Schlesien.

Kursachsen meldete sich desgleichen als geschädigt und unzufrieden. Maria Theresia hatte Franz Stephan zum Mitregenten angenommen und ihm zugleich die böhmische Kurstimme übertragen. Sachsen behauptete: eine Frau könne im kurfürstlichen Kollegium nicht Sitz und Stimme haben, folglich die Königin von Böhmen ein Recht, das sie nicht besitze, nicht übertragen, und die böhmische Kurstimme müsse an Sachsen fallen.

Drohender und immer drohender zog es sich um den Thron der jungen Fürstin zusammen. Frankreich, das versprochen, sie zu schützen und zu stützen, schloß einen Vertrag mit Bayern ab, sandte Karl Albert

Hilfstruppen und versprach ihm einen Einfall in den Niederlanden, während Spanien ebenfalls mit Ansprüchen hervortrat und einstweilen Mailand, Parma und Toscana wegzunehmen gedachte. Die Generalstaaten konnten nicht zum Entschlusse der Hilfsleistung gelangen, Georg II. von England hatte ihn zwar gefaßt, mußte sich aber, da er seine deutschen Lande zugleich von Frankreich und Preußen bedroht sah, als Kurfürst von Hannover zu einer Neutralitätserklärung bequemen. Im Oktober 1741 ließ Karl Albert sich zu Linz als Erzherzog in Österreich huldigen, im Dezember wurde er in Prag gekrönt, das von den vereinten Heeren der Franzosen, Bayern und Sachsen genommen worden war. Böhmen schien so gut verloren wie Schlesien.

Maria Theresia wich und wankte nicht. Obwohl ihre Lage eine geradezu verzweiflungsvolle zu nennen war, dachte sie nicht an Nachgeben. Die Überzeugung ihres Rechtes war fest in ihr, und an der hielt sie. In Wien nicht länger sicher, ging sie im September des Jahres 1741 nach Preßburg. Sie war schon einmal in diesem Jahre dort gewesen, als sie am 25. Juni feierlich die ungarische Krone empfing.

In ungarischer Tracht, das Kleid von Silberstoff mit Gold gestickt und mit Brillanten, Rubinen und Smaragden besetzt, die feinen Spitzenärmel statt der Bänder von Brillantenschnüren festgehalten, hatte sie den Mantel des heiligen Stephan getragen, sein Schwert vor dem Hochaltar der Domkirche gezückt und dann auf dem Königsberge zu Pferde sitzend vier Streiche nach den vier Himmelsgegenden geführt. Sie hatte mit in die Höhe gerichteten Fingern geschworen, die Rechte der Ungarn zu ehren. Jetzt trat sie, auf dem Arme den Knaben, der ihr im Frühling dieses sturm- und drangvollen Jahres geschenkt worden, in die Mitte ihrer ungarischen Stände und übergab sich und ihr Kind dem Schutze ihrer Treue. Da flammten die Säbel der ungarischen Magnaten, da erklang das denkwürdige „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ „Wir wollen sterben für unseren König Maria Theresia!“ und die verfolgte Frau fühlte, daß sie wenigstens noch eine Zuflucht habe.

Sie hat es nie vergessen, was die Ungarn in jener Zeit an ihr getan. Noch auf ihrem Totenbette ließ sie ihnen dafür danken. Der Ruf ihrer begeisterten Anhänglichkeit war der erste Laut, der in der tiefen Nacht, die Maria Theresia umgab, das Wiedermorgenwerden verkündigte.

Es kamen noch lange Jahre des Kämpfens, es erfolgten noch schmerzliche Verluste, es gingen noch Schlachten verloren, aber jene völlige Rat- und Hoffnungslosigkeit hörte allmählich auf, aus Feinden wurden Freunde, Siege wurden erfochten, die nächsten Lande wieder frei, und als im Oktober 1748 der Friede von Aachen sieben verhängnisvolle Kriegsjahre beendete, da hatte Österreich nur Parma und einen Teil von Schlesien zu betrauern; Karl Albert hatte lange schon im ewigen Schlafe vergessen, daß er einige traurige Jahre hindurch Kaiser gewesen und Karl VII. geheißen; statt seiner war zu Frankfurt Franz Stephan von Lothringen gekrönt worden, und Maria Theresia hatte, aus einem Fenster mit weißem Tuche winkend, dem Geliebten ihres Herzens triumphierend zurufen können: „Es lebe der Kaiser!"

Während der nun folgenden Friedensjahre von 1748—1756 bietet der Wiener Hof ein lebensvolles und farbenreiches fürstliches Familiengemälde dar. Junge Erzherzoge und Erzherzoginnen werden geboren und getauft, wachsen rings in die Höhe mit frischen Gesichtern, blonden Haaren und blauen Augen, müssen eifrig lernen, werden streng gehalten, aber dafür auch wieder hoch geehrt. Nicht länger heißen sie „Erzherzogliche Durchlaucht", sondern „Königliche Hoheit" werden sie genannt; jeder ihrer Geburts- oder Namenstage ist ein großer Galatag, die jungen Herren empfangen zu den Gratulationen den Adel und die Gesandten, speisen öffentlich mit den Majestäten und werden von den Kämmerern, die Erzherzoginnen von den Hofdamen bedient. Einmal hatte der Erzherzog Karl, ein talentvoller, aber etwas übermütiger Brausekopf, die Mutter so gegen sich erzürnt, obwohl er sonst ihr Liebling war, daß er am 1. Februar, seinem Geburtstage, nicht die Glückwünsche des Hofes empfangen durfte.

Dagegen wird sein und seines Bruders Leopold Betragen sehr gerühmt, als sie 1755 in der Hofkapelle der Burg das Goldene Vließ erhalten. Graf, später Fürst Joseph Khevenhüller, Oberstkämmerer Franz' I., dessen Tagebuche wir die vielen interessanten Einzelheiten über das damalige Wiener Hofleben verdanken, erzählt davon: „Die jungen Herren haben sich beide durch ihre noble Art und die besondere Aufmerksamkeit, mit der sie dem ganzen Akt beiwohnten, ungemein distinguiert. Die Kaiserin sah mit einigen Damen aus dem Oratorium zu."

Die jungen Herrschaften hatten aber nicht bloß Ehren, sondern

auch Vergnügungen, besonders „maskierte Bälle“. Am Hofe wurde dabei in der großen Ratsstube getanzt und in der „Anticamera“ zu Abend gespeist. Die Kaiserin liebte diese Bälle sehr, und je bunter und toller die Masken waren, desto mehr machte es ihr Freude. Die Direktoren mußten ihr jede Kleinigkeit berichten und die Listen der Masken vorlegen. Diese Maskenbälle wurden in den neuen Redoutensälen gegeben, die an der Stelle des 1748 abgebrochenen Opernhauses erbaut worden waren. Jeden Dienstag war einer, und auch in den anstoßenden Appartements durfte bis ein Uhr getanzt werden. Die Kaiserin erschien gewöhnlich in einem blauen Domino, zog sich jedoch immer zeitig zurück. Einst wettete sie mit dem Kaiser, der sich rühmte, alle Masken zu kennen, sie werde sich von jemand begleiten lassen, den zu erraten ihm unmöglich sein werde. In der Tat wählte sie einen Kavalier, den man eher überall vermutet hätte als auf einem Maskenball, den bekannten Duval*), der vom Hirtenjungen Professor geworden und damals in Wien Direktor des Münzkabinetts war. Duval hätte die große Ehre gern abgelehnt, aber die Kaiserin bestand auf seiner Begleitung und sagte, als sie seinen Arm nahm: „Duval, ich hoffe, daß Sie ein Menuet mit mir tanzen werden.“ — „Ach, Ew. Majestät“, antwortete der arme Gelehrte, „ich habe in meinen Wäldern nichts als Purzelbäume schlagen gelernt.“ Nichtsdestoweniger geleitete er die Kaiserin mit dem möglichst besten Anstand, und der Kaiser erkannte ihn erst, als Duval, wahrscheinlich, um sich von der ungewohnten Galanterie zu erholen, hinausging und ein Glas Rum trank.

Komödie wurde in den engeren Hofkreisen auch viel gespielt, vorzüglich französische. Beim Grafen Taroucca scheinen die Vorstellungen besonders gut ausgefallen zu sein; weniger unterhaltend einige, die bei Hofe im spanischen Saale gegeben wurden. Le prix du silence, in dem die Erzherzogin Maria Anna die erste Rolle hatte, wird als eine pièce bezeichnet, in der „wenig Interessantes vorkommt“, und eine kleine Komödie in drei Akten, „genannt Saturnales, die von der berühmten Mad. de Graffigny eigens komponiert und hergeschickt worden war, um von den jungen Herrschaften produziert zu werden, war gar zu serios, und die Dialoge waren gar zu lang für Akteurs

---

*) Vgl. „Buch berühmter Kinder“ Leipzig, Otto Spamer. 4. Auflage.

solches Alters, mithin war auch die Kaiserin nicht zufrieden." Besser scheint eine kleine Komödie geglückt zu sein, die „von Durazzo, Metastasio und der Fürstin Trautson kompiniert" war und um den „Hervorgang" der Kaiserin nach der Geburt ihrer letzten Tochter zu feiern, aufgeführt wurde. Die Erzherzogin Maria Anna sprach darin Italienisch, die Erzherzogin Amalie Französisch und die Erzherzogin Elisabeth Deutsch. Bei einem Impromptu zum Namenstage des Kaisers finden wir ebenfalls, daß die jungen Herrschaften sich in mehreren Sprachen und Kunstfertigkeiten „produzieren". Der kleine Erzherzog Ferdinand eröffnete die Feier mit der Pauke, der noch kleinere Max sagte acht Verse von Metastasio her. Die jüngste Erzherzogin, später Marie Antoinette, damals noch Maria Antonia, sang ein französisches Lied, ihre Schwestern ließen sich in italienischen Arien hören, Erzherzog Karl spielte auf der Violine, Joseph auf dem Violoncell, und den Schluß machten zwei Erzherzoginnen am Klavier. Überhaupt wurde der Namenstag des Kaisers, ebenso wie der Theresientag, immer mit hohem Glanze begangen. Die Majestäten erschienen dabei in spanischer Hoftracht, die Minister in offenen Wagen, der Oberststallmeister zu Pferde, ihm voranziehend die ganze Dienerschaft, die Edelknaben und Leibgarden, die mit klingendem Spiel aufmarschierten, zu Fuß. Im Jahre 1752 wurden beide Galatage in Schönbrunn gefeiert, an beiden hatte der russische Botschafter sich zuerst zur Audienz gemeldet und wurde daher schon um neun Uhr vorgelassen, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß man vor hundert Jahren am Wiener Hofe frühzeitig aufzustehen pflegte.

An Schönbrunn und Laxenburg knüpfen sich auch vielfache Erinnerungen aus dem Leben der kaiserlichen Gatten. Das erstere dieser Schlösser hatte Maria Theresia von Grund aus neu aufführen lassen, der französische Garten ist großenteils eine Schöpfung Franz' I. Der Eintritt für das Publikum war frei, und Sonntags fuhren die Wiener gern hinaus, um die stattliche Gestalt ihrer Kaiserin durch die grünen Gänge wandeln zu sehen. Der Hof übersiedelte meistens schon Ende April oder Anfang Mai hierher oder nach Laxenburg, worüber die Hofherren, die es immer noch zu kalt fanden, in Verzweiflung waren. Maria Theresia wußte nichts von Frost, dagegen war ihr die Hitze unerträglich, und wenn der Hochsommer kam, wohnte und speiste sie zu ebener Erde. Ihre Wohnung im ersten Stock war sehr einfach

eingerichtet, das Schlafzimmer aschgrau gemalt. Auf den umliegenden adeligen Schlössern wurden oft Besuche gemacht.

In Laxenburg war der Kreis kleiner und das Familienleben zwangloser. Dennoch wurden auch hier Gesellschaften gegeben, und vorzüglich war das Theater beliebt, das 1753 neu gebaut worden war und den Listen nach, die sich vom Repertoire erhalten haben, dem kaiserlichen Theaterdirektor, dem genuesischen Grafen Durazzo, gewiß viel zu tun gegeben hat. Auch Pharao wurde der damaligen leidigen Sitte gemäß viel gespielt, der Kaiser machte gern nach Tische seine Partie, und die Gesellschaft versammelte sich dazu im „grünen Lusthause", das ebenfalls von 1753 datierte. Es wurden dabei bedeutende Summen gewonnen und verloren, die Kaiserin hatte ungewöhnliches Spielglück, gewann auch stets in den Lotterien, die bisweilen stattfanden, so einmal an ein und demselben Morgen ein Haus in Penzing, obwohl sie nur sechs Zettel genommen hatte, und gleich darauf im Würfeln eine Schnur Perlen. Das Haus schenkte sie der Frau Khevenhüllers, die Perlen wird sie wohl behalten haben, denn Perlen waren ihr Lieblingsschmuck; sie trug dieselben um den Hals, um die Arme, im Haar und in den Hauben. Auch Diamanten trug sie gern auf einem Leibchen von blauer Seide, wie hingesät, dazu eine Robe von Silberbrokat und im gepuderten Haar ebenfalls diamantene Sterne. Dem Hofe war die Tracht für Laxenburg eigens vorgeschrieben; von 1757 an bestand dieselbe für die Damen in roten robes oder sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden besetzt waren, für die Männer in grüntuchenen Fracks, goldgestickten Oberröcken und grünen Westen mit goldener Einfassung. Man sieht, an Farbe fehlte es nicht. Zwei Jahre später, 1759, veränderten die Damen ihre „Uniform", ob eigenmächtig oder auf Befehl der Kaiserin sagt Khevenhüller nicht; doch läßt das letztere sich annehmen, da Maria Theresia auch das geringste, was am Hofe vorging, befahl oder doch erlaubte. Graf Johann Chotek, dem sie gestattet hatte, einige Zimmer seiner Wohnung durch den Hoftapezierer einrichten zu lassen, bat sie um Erlaubnis, sie mit „Meubeln von Niederländisch-Zeug oder Damast versehen zu dürfen." Gebieterisch kurz schrieb sie ihm zurück: „Keinen Damast, hat der Hof nicht, also Niederländer." Wir glauben daher bestimmt, daß die Damen ohne ihre Genehmigung sicherlich 1759 in Laxenburg ihre roten sacs nicht gegen blaue mit Silberspitzen ver-

tauscht haben würden; ebensowenig, daß die Männer ohne vorhergegangene untertänige Anfrage gewagt hätten, „um den Kontrast zu vermeiden", die Stickerei von den grünen Westen auf blauem Seidenzeug anbringen zu lassen.

Außer mit Theater und Spiel vergnügte man sich in Laxenburg auch noch mit der Falkenbeize, gewöhnlich des Morgens. Der Kaiser liebte ungemein diese Ritte in der frischen Luft, den alten Hofherren waren sie weniger bequem. Oft folgte die ganze Gesellschaft zu Wagen, nachdem das Los entschieden hatte, welche Dame jeder Herr führen sollte.

Wenn im Juni die Beize geschlossen wurde, zog die Falknerei mit Hurrarufen im Schloßhofe auf, ließ die Hörner erklingen und empfing ihr Geschenk, das bisweilen an 200 Dukaten betrug. Im Herbst „streifte man, wie im Frühjahr auf Reiher, auf Trappen und Kraniche. Die Kaiserin jedoch ging von 1759 an nicht mehr auf die Beize.

Die Herren vom Hofe taten sich gleichfalls durch sinnreiche Feste hervor, wie denn Khevenhüller unter anderem ein Weinlesefest in Laxenburg beschreibt, das der Oberfalkenmeister Graf St. Julien am 22. Oktober 1758 gab. „Wir waren in allem 15 Paare", sagt der Oberstkämmerer, „meistens von der Schönbrunner Kompagnie, alle in der Laxenburger Uniform, Kaiser und Kaiserin und die drei ältesten jungen Herrschaften mit eingerechnet. Das Lesen wurde im holländischen Garten angestellt, die Butten waren aufs schönste verziert und wurden von Herren und Frauen in die Lauberhütten zur ferneren Lesearbeit getragen. Es wurde doch über einen halben Eimer roten und mehr als zwei Eimer weißen Weines ausgepreßt. Im Rückweg zog man eine Lotterie, welche die Gesellschaft zusammengelegt hatte; jeder bekam einen Preis, der aber nicht kostbar sein durfte, daher man auch geheim hielt, was ein jeder gegeben hatte. Zum Schlusse speiste die sämtliche Gesellschaft in der Uniform miteinander im gewöhnlichen Tafelzimmer, und abends gingen wir ins Theater." Ist es nicht bei dieser Beschreibung des Grafen, als sähe man ein Gemälde in Watteaus Manier auf einem elfenbeinernen Fächer?

Dieses hübsche Fest war jedoch eine Ausnahme zu jener Zeit, denn es war die des Siebenjährigen Krieges, der jedes Jahr 50 Millionen Gulden kostete. Obgleich er erst zwei gewährt hatte, so wurde die finanzielle Not doch schon höchst fühlbar; jeder schränkte



Kaiserin Maria Theresia in Witwentracht.
Nach dem Gemälde von Meytens gestochen von Paulus Caronni.



sich ein, keiner der jungen Kavaliere hielt sich noch eine Staatsequipage; ja, als im September der venezianische Botschafter einzog, gelang es kaum, „zwei Züge Kammerherren zusammen zu bringen". Im Frühjahr hatte der König von Preußen Olmütz belagert, und seine Nähe war für die Hauptstadt so drohend erschienen, daß Maria Theresia beim Einpacken für die Übersiedelung nach Schönbrunn zur Hieronymus sagte: „Nimm etwas mehr mit, vielleicht gehen wir weiter."

Aber im Juli hatte Daun Olmütz entsetzt, wofür ein Tedeum in Schönbrunn gehalten wurde, und am 15. Oktober, also gerade am Theresientage war durch einen Flügeladjutanten die Nachricht von dem Siege bei Hochkirchen überbracht worden. So spät am Abend es auch schon war, ließ die Kaiserin doch in voller Freude alle ihre Kinder herbeirufen, wobei denn die Prinzen halb in Uniform, halb im Hauskleide, und die Erzherzoginnen teils im Schlafrock und die Juwelen noch im Haar, teils noch im Reifrock, aber mit zerstörter Frisur, genug in den allerwunderlichsten Toiletten erschienen. In der heiteren Stimmung, die dieser Erfolg erregt, mochte die Kaiserin dem Grafen St. Julien es erlaubt haben, ihr jenes Weinlesefest zu geben; der folgende Winter mußte, so gut wie der vorhergehende, ernsthaft hingebracht werden. Keine öffentlichen Lustbarkeiten durften stattfinden, am Hofe wurden nicht nur keine Bälle, sondern sogar weniger Diners gegeben; die Hazardspiele wurden allgemein untersagt.

Statt ihrer gab es Buß- und Bettage, öffentliche Prozessionen und am Hofe noch besonders strenge Fasten. Maria Theresia war stets im strengkirchlichen Sinne religiös gewesen, jeden Tag hörte sie Messe, oft sogar zweimal; auf ihren Reisen hatte sie stets ihren Hofkaplan bei sich, die Fasttage wurden ängstlich beobachtet, in der Fastenzeit fand nie große Tafel statt, wohl aber Mittwochs und Freitags deutsche, italienische oder französische Predigten. In Wien besuchte die Kaiserin fast täglich, Sommer und Winter, in jedem Wetter eine Kirche oder ein Kloster, sei es inkognito, sei es mit dem Hofstaate; zu Ostern mit der ganzen Familie groß und klein soviel heilige Gräber wie möglich. Und jetzt suchte sie durch erhöhte und nach außen noch mehr als gewöhnlich betätigte Andacht dem Himmel den Sieg gleichsam abzudringen.

Den Sieg über Friedrich II. Wie Maria Theresia eine große Liebe hatte, so hegte sie auch einen großen, tiefen, leidenschaftlichen

Haß: der Gegenstand ihrer Liebe war der wackere, aber unbedeutende Gemahl, der Gegenstand ihres Hasses der Große Friedrich.

Es ist ihr verdacht worden, daß sie seine Größe nicht anerkannt habe; das ist ein ungerechter Vorwurf. Sie hätte sich selbst und allen Überzeugungen ihres Hauses untreu werden müssen, um Friedrich nicht zu hassen.

Für sie war er der König des kleinen Preußens, das er auf Österreichs Kosten zu vergrößern suchte. Natürlich wollte sie Schlesien zurück und Friedrich gedemütigt. Graf Wenzel Anton Kaunitz, seit 1752 Staatskanzler, ein Diplomat, dessen Genie ebenso groß war wie seine Absonderlichkeit, stimmte in seiner politischen Voraussicht mit den persönlichen Gefühlen seiner Monarchin überein. Während sie haßte, fürchtete er, und er war es auch, der am 19. Juli 1755 den Plan zu dem Bündnis mit Frankreich wider England und Preußen vorlegte, das am 1. Mai 1756 von Maria Theresia unterschrieben wurde, und zwar, wie sie selbst gestand, mit vergnügtem Herzen.

Ihre ganze Seele war für den Krieg, mit ihren Heeren und Generalen, und sie harrte, wie gesagt, höchst ungeduldig auf Sieg, auf Wiedereroberung Schlesiens und auf Demütigung des gehaßten Gegners.

Es widerspricht allerdings dem Begriff von echter Weiblichkeit, wenn eine Frau „mit vergnügtem Herzen" Krieg beschließt, d. h. Trauer, Tränen und Elend über so und so viele Tausende herabruft. Indessen wir sagten es schon: Maria Theresia war die echte Tochter ihres Stammes, und von jeher hatten die Habsburger die Länder, die sie ererbt oder erheiratet oder sonst auf friedliche Weise erworben, sobald ihnen dieselben streitig gemacht wurden, ohne Rücksicht mit dem Schwerte verteidigt.

Maria Theresia entwickelte nach dieser Richtung eine ganz bedeutende Tätigkeit. Sie wußte sowohl tüchtige Männer auszuwählen, die sie an die Spitze ihrer Heere stellte, als auch Führer und Soldaten für ihre und ihres Hauses Sache zu begeistern. Vor allen waren es zwei Männer, die sie bei ihren Bestrebungen um das Heerwesen unterstützten: Daun und Laudon. Der Erste, dessen bereits Erwähnung geschah, war vorsichtig und etwas zögernd, verschaffte aber eben dadurch seiner Kaiserin manchen Sieg, verbesserte auch namentlich die österreichische Infanterie, und Maria Theresia erkannte seine

Verdienste durch ihr unwandelbares Wohlwollen an. Der Zweite, von Friedrich dem Großen zurückgewiesen, bei dem er Dienste nehmen wollte, wurde ihr treuester und bester Diener und von ihr durch die höchsten militärischen Würden ausgezeichnet. Wie sehr sich die Kaiserin bemühte, militärische Tüchtigkeit zu würdigen, zeigt, daß sie dem Begründer der österreichischen Artillerie, Fürst Liechtenstein, ein Denkmal setzte, das mehr als 20000 Gulden kostete, und daß sie zum Lohne hoher Tapferkeit den Maria Theresien-Orden nach dem Siege Dauns bei Kollin stiftete. Damals meldete sie in eigener Person den Sieg des Gemahls der Gattin des Siegers.

Wie sie selbst aber viele Opfer brachte, so verlangte sie solche auch von ihren Untertanen, sie verfolgte sieben Jahre lang unablässig das Ziel, das ihr immer wieder entrückt wurde, und erst als die allgemeine Ermüdung es unmöglich machte, den Krieg noch weiter fortzuführen, gab sie nach und schloß 1763 den Frieden zu Hubertusburg.

Von nun ab sehen wir Maria Theresia in einer anderen Phase. Sie ist nicht länger die noch junge lebenslustige Frau, die selbst noch blühende Mutter eben erst aufblühender Töchter: sie ist in die mittleren Jahre getreten und bereits „fett" geworden, wie einer ihrer Biographen sagt; sie ist Großmutter und vor allem ist sie eifriger als je Regentin.

Wir haben aus jener Zeit ihre Schilderung durch die Mutter der Pichler. Die Hieronymus liest ihr Stunden und Stunden lang, besonders abends, nach dem sehr mäßigen Nachtessen, das die Kaiserin stets allein auf ihrem Zimmer einnimmt, französische, italienische und lateinische Aktenstücke vor. In der letzteren Sprache hat die Kaiserin selbst ihre junge Vorleserin unterrichtet. Auch wenn die Kaiserin sich schon zu Bett gelegt hat, dauert das Vorlesen noch fort, so lange, bis der Schlaf sie überwältigt. Dann erst darf die Hieronymus sich zurückziehen, aber nicht zu langer Ruhe. Um fünf Uhr ertönt schon wieder die Klingel der Kaiserin. Maria Theresia weiß nichts von Trägheit, nichts von Verwöhnung, sie ist tätig und unermüdlich, an Körper wie an Geist. Fast nie darf bei ihr geheizt werden; oft schreibt sie noch dazu bei offenem Fenster, so daß vom Winde der Vorleserin Schnee auf die Blätter des Buches geworfen wird. Sie verträgt mit Leichtigkeit alle Anstrengungen bei ihren Reisen, bei öffentlichen Feierlichkeiten, Truppenmusterungen u. dergl. Erkältungen kommen bei Maria Theresia gar nicht vor; selbst als sie an einem Fronleichnams-

feste von der Prozession in Wien nach Schönbrunn zurückkommt, von dem langen Gehen in der Junihitze fast aufgelöst, setzt sie sich, nur mit Rock, Mieder und Pudermantel bekleidet, in ein Kabinett, wo Fenster und Türen geöffnet sind, trinkt Limonade, ißt Erdbeeren, die in Eis gekühlt wurden, und läßt sich von der Hieronymus das lange nasse Haar auskämmen. Die Hieronymus hatte nämlich, dank einem ungewöhnlichen Geschick im „Stecken" von Hauben und im Aufsetzen von Frisuren, das ausschließliche Vorrecht, den schönen kaiserlichen Kopf zu frisieren und zu schmücken und dabei vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß „selbst die größte Königin doch eine Frau sei". Eine Haube mußte oft vier- bis fünfmal anders gesteckt werden, ehe sie der Kaiserin recht war, und auch an der Frisur zupfte die Kaiserin meistens soviel herum, daß nichts übrig blieb, als den schwierigen Aufbau von vorn wieder anzufangen.

Indessen würde man Maria Theresia schweres Unrecht tun, wenn man in dieser Unzufriedenheit mit ihrem Putz Gefallsucht vermutete. Gefallen wollte sie allerdings, aber immer nur einem: ihrem Gatten. Darum allein gefiel sie sich selbst so schwer, und je älter sie wurde, je weniger.

Ob Franz I. diese heiße, unwandelbare Liebe immer ganz verdiente, bleibe unerörtert. Er soll mancher Dame am Hofe zart gehuldigt und dadurch seiner leidenschaftlich zärtlichen Gemahlin schwere Stunden bereitet haben. Aber ihre Anhänglichkeit verminderte sich darum nicht. Franz I. blieb, was Franz Stephan gewesen war: der erste Gedanke und die wärmste Sorge der Kaiserin, wir möchten fast sagen: ihr liebstes Kind, so mütterlich schwach war sie, wo es sich um ihn handelte. Einst schrieb sie z. B. an ihren Minister Chotek, der krank war und doch mit ihr zu reden hatte: „Ich habe ihn wollen heimsuchen, der Kayser hat aber ein kleines Halswehe, mithin mus ich krankenwarten", und am nächsten Tage: „Der Kayser ist noch nicht so wohl, daß gantz ruhig sein kann, obwohlen vil besser, mithin gedenke noch meine Visite machen Donnerstag um halb 7 Uhr". Ebenso wurde, als am 1. Dezember 1754 „ihre Majestäten beliebten, das wegen der Diners und Soupers für diesen Winter angenommene System ins Werk zu setzen", einzig auf Franz I. Rücksicht genommen und sowohl mittags wie abends „en compagnie" gespeist, ganz wie es in Schönbrunn zu geschehen pflegte. „Denn", sagt Khevenhüller, „weil dieser

Herr sehr zur Melancholie inkliniert, daher eines beständigen Umgangs mit Leuten, die ihn aufmuntern, nötig hat, so konnte ihm eine solche Änderung seiner Lebensweise, wie sie nach diesem Schönbrunner séjour eingetreten, nicht gleichgültig sein. Nach dem Tode der alten Oberst-hofmeisterin und der Abreise seiner Frau Schwester hatte er ohnehin die zwei Ressourcen verloren, um einige Stunden à son humeur et à son aise hinzubringen." Prinzessin Charlotte von Lothringen lebte bis 1754 am Hofe des Bruders, und er brachte seine Abende bei ihr zu, wenn er nicht bei der Gräfin Fuchs war. Sich allein beschäftigen konnte er nicht, arbeiten gleich der Kaiserin war nicht seine Sache, er interessierte sich weder für Geschäfte, noch für Politik: er richtete einiges ein, Schlösser, Gärten, Sammlungen, verwaltete sein Großherzogtum und seine übrigen reichen Herrschaften, galt mit Recht für einen guten Haushalter, denn überall legte er Geld in den Banken an und hatte dabei doch ein Tafelservice von gediegenem Golde und die schönsten Diamanten im Reiche. Auch verstand er das Finanzwesen im großen, war in Frankreich, Deutschland, Holland, England und Italien mit Nutzen gereist, war ein guter Vater, ein nachgiebiger Gemahl, ein leutseliger Herr, ja, ein Freund seiner vertrauteren Diener, aber sich ernst beschäftigen und sich selbst unterhalten, das konnte er nicht, er mußte „promenieren", jagen oder plaudern können, sollte er sich wohl befinden. Konnte er weder das eine, noch das andere, so saß er lieber im Theater und sah das langweiligste Stück von Anfang bis zu Ende mit an, als daß er etwas Nützliches vorgenommen hätte. Vor allem mußte er soupieren können, und da die Prinzessin Charlotte sich durchaus nicht mehr am Hofe hatte halten lassen, sondern als Obere des adeligen Damenstiftes zu Mons unabhängig sein wollte, so überwand Maria Theresia selbst ihre Abneigung gegen die Soupers und nahm, wenigstens den ersten Winter hindurch, lieber daran teil, als daß sie ihren „zur Melancholie inklinierten Herrn" der Gefahr preisgegeben hätte, nicht genug zerstreut und aufgemuntert zu werden.

Leicht ist es daher, sich vorzustellen, wie furchtbar es sie treffen mußte, als am 18. August 1765 zu Innsbruck, wohin der Hof gereist war, um die Vermählung des zweiten Erzherzogs, Leopold, mit der Infantin Maria Luisa von Spanien zu feiern, der Kaiser, eben als er nach dem Theater zu seiner Gemahlin gehen wollte, an einem Schlag-fluß plötzlich verschied. Er war wirklich geliebt worden, sein Tod er-

regte nicht nur natürliche Bestürzung, sondern auch allgemeine Trauer; Maria Theresia aber war buchstäblich vernichtet. Die ganze Nacht durch schluchzte sie krampfhaft mit trockenen Augen; erst gegen Morgen, als ein Aderlaß ihre Beklemmung gelindert, fand sie Tränen. Die Hieronymus mußte ihr die Haare abschneiden, sie legte allen Putz und alles Geschmeide ab, verteilte ihre Garderobe unter ihre Frauen und ließ, nach Wien zurückgekehrt, ihr Schlafzimmer mit grauem Zeuge ausschlagen und ihr Lager mit gleichen Vorhängen umgeben. Jedes Jahr an des Gatten Todestage besuchte sie sein Grab, beichtete, fastete und brachte den Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen mit Gebet und schmerzlicher Erinnerung zu.

Von nun an finden wir ihr zur Seite statt des Gemahles den Sohn, Joseph II., der, bereits 1764 in Frankfurt zum römischen König gewählt und gekrönt, dem Vater in der Kaiserwürde nachfolgte. Er war ein ehrfurchtsvoller Sohn, ordnete auch, obgleich von der Kaiserin zum Mitregenten angenommen, sich in allen Dingen ihrem Willen unter, aber er war nicht immer eines Sinnes mit ihr. Verschiedenheit der Ansichten, ja, manchmal Uneinigkeit und selbst Zwist, hatte wohl auch zwischen ihr und dem verstorbenen Herrn stattgefunden, aber in der Gemeinsamkeit des glücklichen ehelichen Lebens gleichen die Gegensätze sich leichter und leiser aus als in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Schon daß Joseph nach dem Beispiel seines Vaters Friedrich II. hoch verehrte und es als ein Glück und eine Ehre ansah, ihn 1769 im August zu Neiße in Oberschlesien besuchen und umarmen zu dürfen, mochte für Maria Theresia, die ihre Abneigung gegen diesen Fürsten nie ganz besiegen konnte, eine störende Wahrnehmung sein.

Dazu kommt, daß sie sich niemals von einer religiösen und sozialen Engherzigkeit losmachen konnte. Während Joseph eifrig danach strebte, das Ansehen des Pfaffentums zu brechen und freie Grundsätze der religiösen Duldung einzuführen, während ihm mit Beseitigung der drückenden Vorrechte des Adels die Gleichstellung aller Stände vor dem Gesetz am Herzen lag, während er das Volk zur Bildung führen wollte, war Maria Theresia eine strenge Feindin aller Aufklärung, die sie für irreligiös hielt und hätte es, wie viele andere, für ein schweres Vergehen gehalten, dem Adel und der Geistlichkeit ihre mittelalterlichen Rechte zu entziehen.

Auch sonst hatte sie als Mutter gleich im zweiten Jahre ihrer Witwenschaft schmerzlich zu leiden. Sie hatte schon früher Kinder verloren, zuletzt 1761 ihren Liebling Karl und das Jahr darauf die schöne Erzherzogin Johanna; aber da lebte der Gemahl noch, und sie hatte an ihm ihren Trost. Jetzt mußte sie allein das schwere Jahr 1767 durchkämpfen, in dem erst die zweite Frau Josephs gleich der ersten an den Blattern starb, dann die Kaiserin selbst, die sich bei der Schwiegertochter angesteckt hatte, in der höchsten Gefahr schwebte, und endlich gerade am Theresientage die sechzehnjährige Erzherzogin Josepha, die, kaum mit dem König von Neapel verlobt, der mörderischen Seuche zum Opfer fiel.

Zum Glück war es das letzte, das von Maria Theresia gefordert wurde, und die Kaiserin-Königin, wie man sie als Witwe nannte, um sie von der damals noch lebenden jungen Kaiserin zu unterscheiden, durfte sich des Emporblühens ihrer Familie in Söhnen, Töchtern und Enkeln erfreuen. Bis auf zwei verheiratete sie alle ihre Töchter und bis auf den jüngsten, Maximilian, der aus einem weltlichen Fürsten ein geistlicher wurde, auch ihre sämtlichen Söhne meist glücklich und vorteilhaft.

Auch die Liebe des Volkes besaß sie, wie sie dieselbe nur je in der Zeit ihrer Jugend und Schönheit besessen hatte, ja, in noch höherem Grade. Als sie, an den Blattern liegend, das Abendmahl erhalten mußte, brach nicht nur Khevenhüller nebst anderen ihrer alten Diener in lautes Klagen aus, auch das Volk drängte sich herbei, füllte trotz der Wachen den Burgplatz und die Stiegen und blieb bis tief in die Nacht stehen. Und als sie genas und Khevenhüller und einige andere Herren zum erstenmal wieder empfing, da konnten diese vor Freudentränen nicht reden; Khevenhüller vermochte, knieend vor der ihm wiedergeschenkten Gebieterin, nur wenige Worte zu stammeln, und nicht nur der Adel, sondern alle Stände steuerten zu guten Werken bei, wodurch sie ihre Freude zu erkennen geben wollten.

Dennoch war Maria Theresia nicht mehr glücklich. Das Entheimtfühlen in der Welt blieb ihr so wenig erspart wie jedem anderen menschlichen Wesen, das denkend alt wird und um sich her lauter veränderte Zustände wahrnimmt, lauter neue Bedürfnisse und Anforderungen herausfühlt. Einige schriftstellerische Äußerungen von ihr gegen den Hofrat von Greiner, den Vater der Pichler, geben darüber melan=

cholischen Aufschluß. Maria Theresia korrespondierte von jeher häufig mit ihren Ministern und Beamten, und zwar betrafen diese Billette nicht bloß öffentliche Angelegenheiten, sie nahm an allen Privatbegegnissen ihres Adels und ihrer Diener lebhaften Anteil, mochten sie nun erfreulicher oder trauriger Art sein. Ihrerseits durften die Korrespondenten freimütig schreiben, wie es ihnen um das Herz war.

Hofrat von Greiner also schrieb ihr im Jahre 1776: „Ach, allergnädigste Monarchin, verlassen E. M. Ihre armen Untertanen nicht. Ihre mildeste Leitung war unser größtes Glück, das größte Glück der Welt. Stünde es in meiner Macht, zu verhindern, daß E. M. nirgends die Hand von der Leitung der Geschäfte abzögen, ich wollte es gern mit allem meinem Blute hindern. Verzeihen E. M. diesen in Allerhöchsten Augen vielleicht zu vermessenen Wunsch. Er ist gewiß treu gemeynt. Könnte ich E. M. beruhigen! Allein mit Verlassung der Geschäfte wird E. M. großes Herz nicht ruhig werden.“ Auf diese Bitten und Warnungen des treuergebenen Mannes antwortete Maria Theresia: „Ich erkenne aus diesen sein wahres Attachement vor mich und dem statt (Staat); ich erwarte mit ihme weiteres zu reden, dan so kan nicht continuiren, weeder vor mein Sellenheyl noch nutz des staatts, und ist nichts so arges als mein gegenwärtige Situation.“ In gleichem Sinne antwortete sie ihm, als er ihr meldete, daß sein „armes kleines Mädl“ an den Blattern erstickt sei: „Ich empfinde beeder Eltern Schmertz; wie glücklich ist die Kleine, hat ihr Carriere bald gemacht in unschuld. Von dem muß man sich occupiren, nicht von dem Verlust. Was haben wir mit unsern langen Leben vor Nutz und Freud, was vor Verantwortung! da ist zu zittern.“ Das Herz so von der Welt abgewendet, ließ es sich wohl erwarten, daß sie dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen sehen würde, und so war es auch. Sie starb voll christlicher Fassung den 29. November 1780 zwischen acht und neun Uhr abends an der Brustwassersucht. Ihr Sarg war längst bereit, ihr Sterbekleid genäht, wie wir in den Annales du Règne de Marie Thérèse erwähnt finden, von ihrer eigenen Hand. Geduldig ertrug sie die Beschwerden der letzten Tage, während der sie nicht mehr im Bett ausdauern konnte, sondern von Kissen gestützt, auf dem Kanapee saß. Joseph war bei ihr, ihm vertraute sie ihren Segen für die abwesenden Kinder und Enkel an. Den Kanzler von Ungarn, Grafen Esterhazy, bat sie, noch einmal seiner Nation den Dank auszudrücken für ihre stets

bewährte Treue und die Bitte, dieselbe auch ihrem Nachfolger zu erhalten. Keinen Augenblick verließ sie die Heiterkeit und geistige Frische und wenige Momente vor ihrem Tode sprach sie das edle, schöne Wort: „Könnte ich unsterblich sein, so wünschte ich es nur, um die Unglücklichen zu unterstützen." Am Abend des 3. Dezember wurde ihr Leib zur Gruft in der Kapuzinerkirche gefahren und daselbst beigesetzt. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch unterblieb jede Leichenrede.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten. Auch die große Kaiserin hatte ihre Schwächen, und die Geschichte kann dieselben nicht verdecken, wiewohl sich auch aus dem Geiste der Zeit und der weiblichen Charakteranlage manches begreiflich finden, wenngleich nicht entschuldigen läßt. Ihr edles, gutes Herz konnte sich nicht losmachen von der engherzigen Ansicht, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei, und die Lage der Protestanten und noch mehr der Juden war darum in ihrem Staate eine wenig erträgliche; sie beging Unduldsamkeiten, die ihres sonstigen Charakters unwürdig waren und die sich nur aus dem ungemeinen Einfluß erklären, den die Geistlichkeit und namentlich die Jesuiten auf sie hatten, deren Aufhebung sie erst genehmigte, als Kaunitz ihr schwarz auf weiß ihre eigene Generalbeichte übergab, die ihr Beichtvater, der Jesuit Parhamer, im Begriffe war nach Rom zu schicken. Zu dem Zugeständnis der Preßfreiheit mochte sie sich gleichfalls nicht verstehen. Ihre Gewohnheit endlich, auf heimliche Angebereien zu hören und sich selbst in diskrete Familienangelegenheiten ihrer Untertanen zu mischen, ist auch ein Schatten auf ihrem Bilde. Dagegen muß aber erwähnt werden, daß Maria Theresia selbst bei ihren Verirrungen nur das beste ihrer Untertanen gewollt hat, daß sie mit wahrhaft fürstlicher Großmut schlichte bürgerliche Einfachheit vereinigte, daß wahre Frömmigkeit, Leutseligkeit, Milde, Dankbarkeit Züge sind, die ihrem Haupte mehr Glanz verliehen als die Kaiserkrone. Allen ihren Untertanen war der Zutritt offen zu dem Herzen ihrer Herrscherin, die an bestimmten Tagen Audienz gab für jedermann, ohne Rücksicht auf Rang und Stand.

Daß sie die beste, treueste Gattin war und eine vortreffliche Mutter, ist erwähnt worden.

Maria Theresia hat das Unglück gehabt, neuerdings in vielen Romanen zu einer Art romantischer Karikatur verzerrt zu werden. Das war sie aber wahrlich nicht. Sie war nicht poetisch, sondern völlig das Gegenteil, indessen auch das ganze Jahrhundert war nicht, was wir

jetzt poetisch nennen. Dafür war Maria Theresia eine tüchtige, starke Frau, eine mütterliche Natur in jedem Sinne, sowohl für ihre Familie wie für ihr Reich. Wir wünschten ebenfalls, ihr Andenken wäre von der Teilung Polens frei, doch hat sie diese Schuld nicht freiwillig auf sich geladen, sondern sie sich von ihren fürstlichen Mitschuldigen gleichsam aufbürden lassen, und, um unsere Meinung von Maria Theresia in wenigen Worten zusammenzufassen: es ist keiner Familie eine bessere Mutter, und keinem Reiche eine gewissenhaftere Regentin zu wünschen, als die Kaiserin-Königin.

Klopstock, der begeisterte Sänger des „Messias“ hat ihr das Wort nachgerufen:

> Schlaf' sanft, du Größte deines Stammes,
> Weil du die Menschlichste warst!
> Die warst du, und das gräbt die ernste Geschichte,
> Die Totenrichterin, in ihre Felsen.

Angelika Kauffmann.

(Geb. 30. Oktober 1741, gest. 5. November 1807.)

> Auf ihre Wiege streuten die Grazien
> Die Blütenknospen süßer, verschämter Huld;
> Der Unschuld und des Frohsinns Rosen,
> Schwingend in zarter Empfindung Dufte.
>
> Der Schwestern jüngste drückte den dunklen Kranz
> Von Sinnviolen sanfter Melancholie
> Ihr auf die Stirne, traurig lächelnd
> Und mit dem zärtlichsten Blick der Weihe.
>
> Erinnerungen von Friedrich von Matthisson.

Unter allen den fremden Künstlernamen, die sich von Zeit zu Zeit zwischen die Echostimmen Roms gemischt haben, dürfte zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der vornehmen Gesellschaft und in der literarischen und artistischen Welt kaum einer bekannter und geschätzter gewesen sein, als der von Angelika Kauffmann. Alles, was von ausgezeichneten Frauen, von Künstlern oder Dichtern an den Tiber pilgerte — denn damals war eine Reise nach Rom noch eine Pilgerfahrt — alles besuchte und bewunderte Angelika, wie sie einfach und zärtlich genannt wurde; jedes schrieb von ihr mit Begeisterung in die Heimat, jedes trug endlich ihren Namen und ihre Persönlichkeit auf einem der Blätter des Buches ein, das zu schreiben kein Heimgekehrter und keine ausruhende Rompilgerin versäumte.

Belege dafür finden sich in allen italienischen Reisewerken aus jener Periode. So schreibt Matthisson aus Chur, wo er seinen Freund Salis besuchte, bevor er die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau im September 1795 als Vorleser nach Italien begleitete, an seinen andern Freund, Bonstetten: „Für den Liebhaber und Kenner der modernen Kunstgeschichte gibt es zu Chur, im Hause des Herrn Daniel von Salis, einen höchst interessanten Gegenstand, nämlich ein Jugendgemälde von Angelika Kauffmann, die, von mehreren Mitgliedern der Familie von Salis freund-

schaftlich ausgezeichnet und belebend angefeuert, in dieser Stadt manchen Monat ihrer früheren Lebensperiode zubrachte. Das Gemälde stellt einen jener edlen Beförderer ihrer schnelleren und sorgenfreieren artistischen Ausbildung in Jägertracht vor. Zeichnung und Kolorit gereichen der damals noch blutjungen Künstlerin schon zu großer Ehre; auch für die frappante Gesichtsähnlichkeit legen die Nachkommen des Urbildes ein völlig übereinstimmendes Zeugnis ab. Ganz besonders gelang der kleinen Grazie der an seinem Gebieter liebkosend emporspringende Jagdgefährte."

Matthisson fügt hinzu, wie es ihm Freude machen werde, „der vollendeten Meisterin nun bald persönlich von diesem Übungsversuche der aufstrebenden Schülerin zu erzählen", und erwähnt noch, wie Füßli von Angelika stets noch mit eben der Begeisterung rede, „womit wir von einer Muse reden würden, die uns freundlicher Erscheinungen und huldvoller Gespräche gewürdigt hätte."

Dann kommt er nach Rom, verliert sich, kaum durch die Porta del Popolo (das Tor des Volkes) eingezogen, in architektonische Gelehrsamkeit und findet sich nur wieder, um von dem Gegenstande seiner Erwartungen zu sprechen.

„Ich kehre", sagt er, „nach dieser Digression mit Wonne zurück in die heilige Stadt der Siebenhügel, um die stille Behausung der Schülerin der Grazien, Angelika Kauffmann, auf der luftigen Höhe von Trinitá di Monte zu begrüßen, wo eben die Fürstin von Anhalt-Dessau den zu London mit der liebenswürdigen Künstlerin geschlossenen Freundschaftsbund erneuert. Die Fürstin erzählt aus der näheren und entfernteren Vergangenheit mit der, ihren Vortrag immer charakterisierenden, lebendigen und geistvollen Darstellungsgabe alles, was der wiedergefundenen Freundin nur irgend interessant und wichtig sein kann, indessen diese mit gewohntem Kunsteifer an einem Altarblatte für Loretto fortmalt, das eine Verkündigung darstellen wird. Unter mehreren Werken ihres Pinsels, die ringsumher im Arbeitszimmer ausgestellt waren, hielt ein Gemälde vor allen übrigen unsere Bewunderung fest: Angelika, in der ersten Jugendblüte, zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei, unschlüssig, wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie ausschließlich sich hingeben solle.

„Die Fürstin wünschte dieses Bild um jeden Preis zu ihrem Eigentume zu machen; allein die Künstlerin erklärte, daß es ihr unmöglich sei, sich davon zu trennen. Ein anderes großes Gemälde, worauf Amor mit

einer Locke seines reichen goldenen Haares der trauernden Psyche den Tau der Wehmut vom Auge trocknet, ward nun für dreihundert Zechinen erkauft, und in der Tat ist das vortreffliche Bild diese Summe unter Brüdern wert. Dem hohen Range des Gemäldes entspricht vollkommen das ihm bestimmte Lokal, ich meine der Fürstin Sommerhaus Luisium bei Dessau."

„Angelika", berichtet der schwärmerische Dichter des Elysiums weiter, „zählt es zu ihren reinsten Geistes- und Herzensfreuden, wenn ein guter Bekannter, während sie den Pinsel führt, neben der Staffelei zum Vorlesen sich einstellt. An der Themse wie an dem Tiber nannte sie stets des Vaterlandes große Dichter die schönste Zierde ihrer erlesenen Büchersammlung. Mit wahrer Begeisterung horcht sie der Muse Klopstocks, dem durch das vortreffliche Gemälde: Samma in den Gräbern, so würdig von ihr gehuldigt wurde. Eines Vormittags hörte sie mit hohem Interesse mehrere lyrische Stücke von Schiller, malte aber dabei mit ruhiger Besonnenheit fort. Auf diese folgte eine der reichsten, originellsten und genievollsten Dichtungen, die mir in unserer Sprache bekannt sind: Der „Wanderer" von Goethe. Mein ahnender Genius hatte sich nicht getäuscht. Der Eindruck, den diese echt griechische Antike in Angelikas zartfühlendem Gemüte hervorbrachte, war so mächtig, daß sie den Pinsel plötzlich niederlegte und mit einem wunderbar konzentrierten Ausdruck der Stimme um eine zweite Lektüre bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalenhaften, in sich gewandten Frau wie durch einen gewaltigen, elektrischen Schlag erhöht und erschüttert. Tränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie mit schönem Enthusiasmus in die Worte aus: „Welche Glut der Empfindung! Welcher Zauber des Kolorits! Welch eine Tiefe des Kunstsinns! O, die Szene, wo der Wanderer das Kind auf den Armen wiegt, will ich versuchen darzustellen! Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite weiter nichts bedarf, als einer treuen Kopie!"

Matthisson erzählt nun noch, wie Angelika das Bild der „fürstlichen Freundin von Dessau" gemalt, es indessen zum Schaden der „charakteristischen Züge des Urbildes zu idealisch" dargestellt habe. Dasselbe gelte von dem lebensgroßen Gemälde der Herzogin Amalie von Weimar im römischen Hause des dortigen Parks, und auch, wenn gleich in geringerem Grade, von den Bildnissen Goethes und Herders, die Angelika ihrer Staffelei gegenüber hatte, um sich „die unvergeßlichen Tage zurückzu-

rufen, wo die Nähe dieser großen Geister höhern Wohlklang in ihr Leben brachte.“ Dagegen rühmt Matthisson ungemein zwei andere Porträts, die er ebenfalls mit den Originalen vergleichen konnte: das der schönen Improvisatrize Bandettini, die ihn an Raffaels Göttin der Poesie erinnerte, und das des Prinzen August von England in Bergschottentracht, ein Bild, das, nach Matthissons Hoffnung, den „bis zum Überdruß wiederholten Tadel“ entkräften sollte, daß Angelikas Helden „wie zarte Knaben oder verkleidete Mädchen aufträten.“ In Kopenhagen hatte Matthisson das Jahr vorher ein lebensgroßes Bild der Gräfin Julie Schimmelmann gesehen, die Angelika ebenso wie die Fürstin von Anhalt-Dessau in London kennen gelernt hatte, wo ihr Gemahl, der Graf Reventlow, damals dänischer Gesandter war. Die bereits erwähnte Darstellung aus der Messiade sah Matthisson schon früher häufig in Klopstocks Wohnung, und nie, ohne unwillkürlich davor stehen zu bleiben. Angelika und Klopstock waren in brieflichem Verkehr; auf dem Bilde stand: „Ihrem Freunde Klopstock von Angelika Kauffmann.“ Auch hatte sie die Absicht, noch mehrere Szenen aus der Messiade bildlich darzustellen, aber Klopstock verlangte so viel, daß Angelika fürchtete, die ungeflügelten Engel und die entkörperten Seelen, die man auf den ersten Blick von den Engeln unterscheiden sollte, dem Dichter nicht zu Dank zu malen, und in dieser Besorgnis es daher vorzog, seine Dichtung nicht weiter zu illustrieren.

Die Herzogin Amalie machte nicht so übermenschliche Ansprüche wie Klopstock. Im Gegenteil schrieb sie aus Rom, wo sie mit Herder war: „Mein Porträt oder vielmehr das Tableau, was die Angelika von mir macht, ist die schönste Poesie, die man auf mich hätte machen können: Ich finde mich dadurch sehr geschmeichelt.“ Auch Herder ließ sich mit Behagen malen und war ganz entzückt von der Malerin. „Die Angelika“, schreibt er an seine Frau, „ist eine gar zarte jungfräuliche Seele: wie eine Madonna oder wie ein Täubchen. In kleiner Gesellschaft und zwischen Zweien und Dreien ist sie gar lebhaft. Sie lebt hier sehr eingezogen, ich möchte sagen: in einer malerischen Ideenwelt.“ Und weiter sagt er: „Je mehr ich sie kennen lerne, um so mehr gewinne ich dieses seltene jungfräuliche Kunstwesen lieb. Sie ist eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Klarheit und Besonderheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens.“

Tiefer noch in das eigentliche Wesen Angelikas blickte Goethe hinein,

wie er denn überhaupt seine großen Augen überall gut zu brauchen wußte. Die andern bewunderten schwärmend bloß die Künstlerin, er nahm auch an der Frau freundschaftlichen Anteil.

Zuerst finden wir ihrer in der italienischen Reise bei Gelegenheit von „Iphigenia“ gedacht. Dieses „Schmerzenskind“, das bisher in Prosa abgefaßt war, sollte nun prosodisch poetisch umgestaltet werden und war, da Goethe während der ganzen Reise sich fleißig damit beschäftigte, in Rom selbst endlich ganz in den Zustand gebracht worden, wie der Dichter es haben wollte. Er las das umgeschaffene Werk nun im Kreise der jungen deutschen Künstler vor: es wollte ihnen nicht recht eingehen, es war so ruhig, so leidenschaftslos, so gar nichts „Berlichingisches“. Freilich, die Priesterin der Diana und der Ritter mit der eisernen Hand waren zwei sehr verschiedene Personagen, und die zweite mußte jungen, feurigen Strudelköpfen jedenfalls sympathischer sein als die erstere. Inzwischen waren sie doch stolz darauf, Iphigenia von Goethe gehört zu haben, und als der „Aristodem“ des Abbate Monti um diese Zeit zum ersten Male aufgeführt wurde, und zwar mit großem Beifall, da wurden sie patriotisch eifersüchtig auf den Ruhm des Italieners, und sprachen laut und immer lauter von der Schöpfung ihres deutschen Landsmannes. „Dieser gute Ruf“, sagt Goethe, „erscholl nun bis zu (Hofrat) Reifenstein und Angelika, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produzieren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stückes mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte, gewann sich diese Vorstellung die Gunst gedachter Personen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Anteil.“ Und dann meldet Goethe vom 15. Februar 1787: „Vor meiner Abreise nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorlesung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madame Angelika und Hofrat Reifenstein waren die Zuhörer, und selbst Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunsch seiner Gattin war; er arbeitete indes an einer architektonischen Zeichnung, die er in Dekorationsart vortrefflich zu machen versteht. Die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte.“

Nachdem Goethe seinen Ausflug nach Neapel und Sizilien beendigt, und, wieder nach Rom zurückgekehrt, sich für ein Jahr dort niederließ, wurden die Bezüge zwischen ihm und Angelika immer mannigfaltiger

und inniger. Mit dem Bilde, das sie von ihm malte, war er nicht einverstanden: „Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir", sagt er davon; aber über ihr Talent im ganzen äußert er sich „höchst günstig", und über den persönlichen Umgang noch wärmer. Wenn Goethe Ateliers oder Galerien besucht, so ist es meistens mit Angelika. „Mit Angelika ist es gar angenehm, Gemälde betrachten", schreibt er, „da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntnis so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre und Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden."

Hiermit stimmt völlig überein, wie ihr italienischer Biograph de Rossi sie vor Bildern darstellt, nämlich „helle, beseelte Blicke" auf die schönsten Partien des Werkes richtend, nur in kurzen, schlichten Worten urteilend und fast nie tadelnd. „Es gehörte zu ihrer Natur", sagt de Rossi, „nur von dem Schönen gefesselt zu werden, gleich der Biene, die aus den Blumen nur den Honig saugt."

Dieses feine Verständnis für das vom Schöpfer eines Kunstwerkes eigentlich Gewollte erfuhr auch Goethe wieder einmal recht wohltuend, als er seinen vollendeten „Egmont" von Rom nach Weimar schickte und als Dank die Kritik der Freunde empfing. Unter mehreren Dingen, woran sie Anstoß nahmen, war besonders die Kürze, mit der Egmont vor dem Tode dem Freunde die Geliebte empfiehlt. Dieser „Lakonismus schien den Freundinnen am meisten tadelnswert". Wie nun geschriebener Tadel immer am peinlichsten trifft, besonders aus so weiter Entfernung, so brachte der arme Goethe mit seinem mißfälligen „Egmont" einige sehr unangenehme Stunden in der Villa Borghese zu, denn er wußte nicht, wie er es anders und denen in Weimar recht machen sollte. Zuletzt entschloß er sich, die Frage wegen des zu lakonischen Vermächtnisses Angelika vorzulegen. „Sie hat das Stück studiert und besitzt eine Abschrift davon", erzählt er, und fährt dann fort: „Möchtest du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie alles auseinander legte, und es darauf hinausging, daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung (der Klärchens in Egmonts letztem Traum) implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüte des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinem Worte stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum tue, der das liebenswürdige Geschöpf, nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe." Da nun einmal Klärchens

Erscheinung gerechtfertigt werden sollte, so konnte es mit keiner zarteren Sophisterei des Gemütes geschehen, und wir begreifen sehr wohl die Rührung, mit der Goethe schreibt: „Angelika ist gar lieb und gut, sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner."*

Den Sonntag war er ein- für allemal ihr Mittagsgast, und sie war so gewohnt, ihn zu haben, daß sie, als er einst in Frascati war, hinauskam, um ihn hereinzuholen. Auch in der Woche sah er sie abends gewöhnlich einmal. Anfang Oktober, als er bei dem wohlhabenden englischen Kunsthändler Herrn Jenkins zur Villeggiatura in Castel Gandolfo war, bezog Angelika ebenfalls ein Landhaus dort, und als Goethe sich von einer anmutigen jungen Mailänderin mehr, als ihm gerade erwünscht war, angezogen fühlte, da war es „die ältere zarte Freundin", bei der er Zuflucht fand. Seinerseits veranstaltete er hauptsächlich für Angelika in seiner Künstlerherberge am Korso, dem Palast Rondanini gegenüber, das große Konzert, von dem er eine so allerliebste Schilderung macht. „Angelika kam nie ins Theater", sagt er; „wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmut und Gewandtheit der Sänger, sowie die Wirksamkeit der Musik unsers Cimarosa nicht genug zu rühmen wußten und nichts mehr wünschten, als sie solcher Genüsse teilhaftig zu machen, so ergab sich eines aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, die mit den Sängern und Musikverwandten im besten Vernehmen standen, es dahin brachten, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Konzertmeister Kranz, ein geübter Violinist, in herzoglich weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermutete Ankunft den Ausschlag, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madame Angelika, ihren Gemahl, Hofrat Reifenstein, und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Fest einladen zu können. Juden und Tapezierer hatten den Saal geschmückt, der nächste Gastwirt die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten. Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden

besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, die wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet hinzugesellte. Wir erwiderten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufällig gelungenen, teilgenommen zu haben."

Wenn wir nun von der Höhe, auf der wir das Leben Angelikas jetzt eben betrachtet, uns zu seinem Ursprung wenden, so finden wir den Maler Johann Joseph Kauffmann aus Schwarzenberg am Bodensee, wie er, vom Bischof von Chur in diese Stadt berufen, dort seine Gattin Cleofe Lucie, gewinnt, und von ihr am 30. Oktober 1741 durch die Geburt eines Töchterchens, Maria Anna Angelika, erfreut wird. Ein Jahr später hatte er seine Arbeiten in Chur beendigt und ließ sich zu Morbegno im Valtellin nieder. Angelika war also schon darin bevorzugt, daß ihr erster Wohnort inmitten südlicher Gebirgsromantik lag. Daß sie ohne Geschwister blieb, kam ihr ebenfalls zugute, indem alle Sorge der Eltern auf sie ging. Sie entwickelte sich daher schnell und glücklich. Allerdings machte sie im Lernen der Buchstaben und Zahlen in der Kinderfibel wenig Fortschritte, dafür aber kopierte sie die Nasen, Ohren und Profile, die „dieses Elementarbuch Nürnbergs zierten", hundertfach auf dem häuslichen Schiefertisch, und deutete so dem aufmerksamen Vater die Richtung an, in der sie ausgebildet werden mußte. Indem sie fast den ganzen Tag in seinem Atelier zubrachte, lernte sie gleichsam spielend zeichnen. Der Vater besaß eine reiche Kupferstichsammlung, Angelika kopierte danach, erst mit der Feder und dann mit Kreide, und lernte zugleich durch die Erklärungen des Vaters die Kunst und die Künstler verstehen. Schon mit neun Jahren konnte sie sehr artige Pastellgemälde anfertigen, und mit elf Jahren erwarb sie sich in Como, wohin die Eltern 1752 gezogen waren, einen förmlichen Ruf durch das Bild des Bischofs von Como, Monsignore Nevroni, dessen klassischer weißer Bart ihr besonders wohlgelungen war.

In den Anfangsgründen des Wissens, sowie im Italienischen, hatte Kauffmann seine Tochter bereits unterrichtet; in Como fing sie an, die Geschichte, die schönen Wissenschaften und die Musik zu studieren.



Angelika Kauffmann.
Nach dem Gemälde von Sir Joshua Reynolds gestochen von F. Bartolozzi.



Zu dieser zeigte sie ein so bedeutendes Talent, daß man ihr, als Kauffmann nach zwei Jahren Como mit Mailand vertauschte, mehrfach dringend anriet, lieber Sängerin als Malerin zu werden. Ihre eigene innere Unschlüssigkeit darüber hat sie später in dem Bilde ausgedrückt, dessen Matthisson erwähnt. Mochte sie jedoch zwischen Musik und Malerei geschwankt haben, der Sieg blieb entschieden der letzteren. Statt der Stiche und Abgüsse, nach denen sie bisher gearbeitet, sah Angelika jetzt zum ersten Male wirkliche Bilder, und lernte Raffael und Leonardo da Vinci durch die Farbe kennen. Die sittliche Hoheit des letzteren soll auf ihr ganzes Kunstleben einen dauernden Einfluß ausgeübt haben, und wenn man vor seinem Abendmahl gestanden hat, so kann man das nur ganz natürlich finden.

Eine der schönsten Galerien Mailands befand sich damals in dem Palaste des Herzogs von Modena, der Gouverneur der Stadt war; Angelika kopierte dort fleißig, der Herzog wurde aufmerksam auf sie, ließ sie sich vorstellen und führte sie seinerseits der Herzogin von Carrara zu. Diese forderte die junge Künstlerin auf, sie zu malen. Das Bild gelang, eine Menge Bestellungen von andern Personen hohen Ranges waren die Folgen dieses Gelingens, und Angelika sah sich zum ersten Male in die vornehme Gesellschaft eingeführt.

Doch für dieses Mal nicht auf lange. Das Leben sollte ihr bald einen jener Gegensätze darbieten, die sowohl den Charakter wie das Talent entwickeln. Ihre Mutter starb 1756, und sei es nun, daß der Vater der Einsamkeit bedurfte, um sich zu fassen, oder daß der Schmerz in ihm das Heimweh erweckt hatte, genug, er ging auf das Anerbieten ein, die Kirche in seinem Geburtsorte auszumalen.

Sein Bruder war in der Heimat Besitzer eines Pachthofes, und Angelika sah sich aus der kunstreichen Eleganz der Mailänder Paläste und Galerien plötzlich mitten in die derbste Ländlichkeit versetzt. Im Anfange mochte sie wohl etwas betroffen gewesen sein, doch fand sie sich mit dem Takt des Kindes und der Künstlerin bald in der fremden Natur zurecht. Oft noch, wenn sie später mit den Vornehmsten zu Tafel saß, erinnerte sie sich des Abendtisches, den sie mit den Ziegenhirten des Oheims geteilt, und fuhr sie in reicher Equipage zur Messe, so gedachte sie des langen Weges, den sie, oft im tiefsten Schnee, nach der Kirche gemacht hatte. Immer behielt sie eine warme Erinnerung an Schwarzenberg; nur tat es ihr leid, daß sie bei ihrem letzten Besuch die Neuerung

einer fahrbaren Straße vorfand, und bedenklich seufzte sie: „Wenn nur nicht Unschuld und Treue jetzt geschwind zum Land hinausfahren!“

Der Vater übernahm bei dem Malen der Kirche die Decke, und vertraute der Tochter die zwölf Apostel an, die sie nach Kupferstichen von Piazetta in Fresko ausführen sollte. Den Gemeindeältesten wollte es nicht recht einleuchten, daß eine so bedeutende Arbeit einem so jungen Mädchen überlassen werden sollte, aber Angelika führte sie so glänzend aus, daß sie sich nicht nur die allgemeine Bewunderung von Schwarzenberg erwarb, sondern auch vom Bischof von Konstanz und vom Grafen von Montfort auf ihre Schlösser berufen und mit sehr bedeutenden Aufträgen beehrt wurde.

Das Land ihrer Sehnsucht blieb indessen doch Italien, und das höchste Ziel derselben Rom. Im Jahre 1763 erreichte sie es endlich, nachdem sie in Mailand und Florenz lange Stationen gemacht, die sowohl dem Studium wie der Arbeit gegolten hatten. Nur mußte sie sich für dieses Mal damit begnügen, Rom gesehen und zugleich Winckelmann kennen gelernt zu haben, denn noch in demselben Jahre wurde sie nach Neapel berufen, um dort mehrere Bilder auf der königlichen Galerie zu kopieren.

Sie führte diesen Auftrag gleichfalls zu großer Zufriedenheit aus, und malte nebenbei die Porträts von vielen in Neapel anwesenden Fremden, hauptsächlich von Engländern, sowie sie auch von ihren Ausflügen in die herrlichen Umgebungen manches anmutige Blatt mitbrachte, das sie dann selbst radierte. Im nächsten Jahre nach Rom zurückgekehrt, begann sie sich in der Historienmalerei zu versuchen, studierte Architektur und Perspektive, und malte Winckelmann. Das Bild selbst erwarb der Rat Füßli in Zürich, derselbe, der nach so vielen Jahren noch der Künstlerin einen solchen Enthusiasmus der Freundschaft bewahrt hatte. Ein Stich, den Angelika vorher machte, gelang vortrefflich, und Winckelmann erzählte nicht ohne Genugtuung, daß sein Bild von einem „schönen Frauenzimmer“ geätzt worden sei.

Noch fehlte ihr jedoch die Bekanntschaft mit Tizian, Tintoretto und Paul Veronese. Um sie zu studieren, ging sie nach Venedig. Wie immer, war es voll von Engländern, und wie um jedes Talent, drängten sie sich lebhaft um Angelika. Dabei fehlte denn nicht das Zureden, Angelika möge nach London kommen, wo ihr außer Ehre und Anerkennung auch reicher Erwerb verheißen wurde. Die Gerechtigkeit muß man den Engländern widerfahren lassen: alles Ausgezeichnete, das ihnen auf dem

Kontinent begegnet, wünschen sie für die geliebte, wenn gleich vielfach gemiedene heimatliche Insel zu erwerben. Angelika gab diesem Drängen nach und begleitete im Jahre 1766 eine Lady Veerworth oder Veervort, die Witwe eines holländischen Admirals gewesen sein soll, von Venedig aus über Paris nach England, wohin Kauffmann ihr später zu folgen versprach.

Die junge Künstlerin hatte es nicht zu bereuen, daß sie den Ratschlägen ihrer britischen Gönner gefolgt. Hätte man sich damals schon des Ausdrucks „Löwe" für eine auffallende Persönlichkeit bedient, so würde man gesagt haben, sie sei die „Löwin" von London geworden. Doch — kannte man auch den Namen noch nicht, die Sache existierte bereits. Angelika wurde von der höchsten Gesellschaft angenommen. Nichts mangelte ihr zu einer glänzenden Künstlerstellung, nicht die Anerkennung, nicht die Arbeit und nicht der Lohn. Ihre wunderschöne Stimme war ein Grund mehr, um sie in allen Gesellschaften willkommen zu machen. Der Hof zeichnete sie ehrenvoll aus; was es in London an Künstlern Bedeutendes gab, huldigte ihr; der berühmteste Maler Englands, Sir Josua Reynolds, ging, wie erzählt wird, in seinem Enthusiasmus sogar bis zu einem Heiratsantrag, den Angelika jedoch nicht annahm.

Leider sollte mitten in diesem Taumel von Erfolg und Glück für sie die Stunde schlagen, in der jedes sterbliche Geschöpf der Torheit unserer Natur seinen Zoll zahlt. Hätte Angelika sich nicht zu dem Vergehen hinreißen lassen, ohne den Rat, ja, ohne das Wissen ihres besten Freundes, ihres Vaters, den wichtigsten Schritt zu tun, den ein Mädchen tun kann, so hätte sie sich die schmerzliche Erfahrung erspart, wenn auch nur für kurze Zeit, die Gattin eines niedrigen Abenteurers zu werden. Daß ein solcher dem jungen Mädchen in den höchsten Kreisen von London sich nähern konnte, würde unglaublich klingen, wäre es nicht bekannt, wie oft gerade die beste Gesellschaft auf die Weise getäuscht wird, wie damals der sogenannte Graf von Horn die britische Aristokratie täuschte. Angelika konnte in keinem Falle vermuten, daß es ein Kammerdiener unter dem Namen seines frühern Herrn sei, der sich ihr zuerst als ehrfurchtsvoller Bewunderer, dann als leidenschaftlich Liebender und endlich als politisch Verfolgter vorstellte, den nur eine Ehe mit der einflußreichen und gefeierten Künstlerin retten könne. Es ist erzählt worden, der ehemalige Kammerdiener sei durch einen vornehmen jungen Engländer in seiner Rolle unterrichtet und gefördert worden, indem der

junge Peer, dessen wenig ehrenvolle Bewerbungen Angelika zurückgewiesen, sich an der Künstlerin habe rächen wollen. Diese Rache gehört indessen in das Gebiet des Romans, auf dem wir Angelika mehr als einmal antreffen.

Die wirklichen Biographen wissen nichts davon, sondern nur von einer törichten, heimlichen Heirat Angelikas mit dem sogenannten schwedischen Grafen, der sich als Betrüger entlarvt sah, sobald Kauffmann, der inzwischen angekommen war, von der Angelegenheit unterrichtet wurde, und gemeinschaftlich mit den Freunden seiner irregeleiteten Tochter die nötigen Nachforschungen anstellte. Zum Glück für Angelika war der falsche Graf bereits verheiratet, ihre Ehe dadurch rechtlich null und nichtig, und er selbst, wenn er in England blieb, in Gefahr, wegen Bigamie bestraft zu werden; genug, er nahm 300 Pfund und ließ sich ein- für allemal fortschicken.

Auch die kirchliche Aufhebung der Ehe in Rom wurde rasch vermittelt, sie erfolgte bereits 1768, und ein Dispens zu einer neuen Verbindung war beigefügt. Angelika jedoch schien davon vorläufig wenigstens keinen Gebrauch machen zu wollen; sie hatte sich von London in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, um sich zu grämen und zu schämen, obgleich man sie den Fehler, den sie begangen, nicht entgelten ließ.

Erst als sie zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt wurde, kehrte sie in die Hauptstadt und in die Gesellschaft zurück, und lebte von nun an, einen halbjährigen Aufenthalt 1771 in Dublin am Hofe des Vizekönigs abgerechnet, ausschließlich in London, wo ihr Ruf als Künstlerin sich auf gleicher Höhe erhielt, und ihr Charakter als Frau allgemein geschätzt wurde.

Inzwischen hatte ihr Vater eine warme Freundschaft mit Antonio Zucchi geschlossen, der 1728 in Venedig geboren, ein guter Historienmaler war und in London, wohin er berufen worden, eine angenehme Stellung hatte. Ob Angelika aus eigenem Antrieb ihn zum Gatten gewählt haben würde, möchten wir bezweifeln; der Vater wünschte, sie verheiratet zu sehen, wünschte Zucchi, den er kannte, dem er vertrauen durfte, zu seinem Schwiegersohne und zum Schützer der Tochter, die bald allein zu lassen er seiner Kränklichkeit nach fürchten mußte; Angelika erfüllte den Wunsch des Vaters und wurde 1781 die Gattin Zucchis. Dann eilte sie, mit ihm und mit dem Vater England zu verlassen, dessen Klima dem alten Manne nicht länger zusagte. Nach einem Besuch in Schwarzen-

berg trafen die nach Italien Heimkehrenden am 4. Oktober 1781 in Venedig ein, wo eben der Großfürst Paul von Rußland sich unter dem Namen des Grafen du Nord aufhielt. Sowohl er, wie seine Gemahlin, bezeigten der Künstlerin ihre höchste Bewunderung; dasselbe tat die Aristokratie Venedigs, und so hätte der Aufenthalt hier nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen, wäre nicht am 2. Januar 1782 ihr Vater in ihren Armen gestorben.

Mit dem Gatten allein ging nun Angelika nach Rom, wo sie sich bleibend niederließ, nachdem sie in Neapel noch einigen Aufträgen der Königin genügt, die Stelle einer Lehrerin bei den jüngern Prinzen aber abgelehnt hatte. Von nun an gestaltete ihr Leben sich so, wie wir es in den Schilderungen von Goethe und Matthisson kennen gelernt: tätig, still, belebt durch Besuche bedeutender Fremden und durch Umgang mit den Vorzüglichsten unter den einheimischen und einheimisch gewordenen Künstlern und Kunstfreunden.

Mit Zucchi lebte Angelika „in Treue und Freundschaft". Ganz bequem war er ihr nicht: Goethe verrät es uns. „Mit der guten Angelika war ich Sonntags die Gemälde der Villa Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonardo da Vinci zu sehen", schreibt er am 18. August 1787. „Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu sein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können!" Zucchi scheint von Angelika nicht nur unaufhörliches Einbringen von Geld gefordert, sondern sie gelegentlich auch im Anwenden des Erworbenen behindert zu haben; wenigstens erzählt Goethe von einer Madonna del Sarto, die Graf Fries für 600 Zechinen erstanden. „Im vergangenen März hatte Angelika schon 450 darauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte." Da indessen Goethe im Februar des folgenden Jahres von zwei Gemälden, eines von Tizian und eines von Paris Bordone, berichtet, die Angelika, beide um einen hohen Preis,

gekauft habe, so mag die Genauigkeit Zucchis mehr gelegentliche Grille als wirklicher Fehler gewesen sein, und auch von der Anklage, seine Frau allzusehr zur Arbeit angetrieben zu haben, dürften wir ihn wenigstens teilweise freisprechen können, indem wir Angelika nach seinem Tode, der 1795 erfolgte, noch eben so eifrig und unablässig an der Staffelei beschäftigt finden, wie zu der Zeit, wo sie sich gegen Goethe beklagte.

Was die wirkliche Bedeutung Angelikas als Künstlerin betrifft, so ist dieselbe längst bestimmt und begründet. In „Winckelmann und sein Jahrhundert" sagt Goethe: „Das Leichte, Heitere, Gefällige in Formen, Farben, Anlage und Behandlung ist der einzig herrschende Charakter der zahlreichen Werke unserer Künstlerin. Keiner der lebenden Maler hat sie weder in der Anmut der Darstellung, noch in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu handhaben, übertroffen." — „Daß eine solche Kunstweise", fügt Ernst Guhl in seinen „Frauen in der Kunstgeschichte" hinzu, „mancherlei Schwächen und Mängel an sich tragen mußte, versteht sich von selbst, und schon Goethe hat die Schwäche ihrer Zeichnung, den Mangel an Abwechslung, die Kraftlosigkeit im Ausdruck der Leidenschaft hervor. Gibt man diese Mängel nun zu, so wird man Angelika allerdings nicht als unübertreffliches Muster für alle Zeiten aufstellen wollen, aber man darf auch nicht verkennen, daß sie für ihre Zeit geleistet, was sie, ohne ihrer eigenen Natur untreu zu werden, leisten konnte." In gleichem Sinne äußerte schon fünfzig Jahre früher ihr Freund Reinhart sich, wenn er schreibt: „Keines ihrer Werke verleugnet ihre Hand und noch weniger ihren Geist. Alle sind von dem Hauche einer Seele belebt, die bloß dasjenige im Raum wiedergab, was sie selbst war, und die nichts war als das, wozu ihre Individualität sie erhob. Ihr Stil blieb sich immer gleich, sich selbst unbewußt, wie ein Stamm, der nur Blüten ein und derselben Art entfaltet. Nie fehlt ihm, sei es in Komposition, Zeichnung oder Farbe, das Feuer einer jugendlich milden Phantasie." Unter dem Einfluß der unmittelbaren Anschauung sprach auch Goethe sich wärmer aus, als später, wo er kritisch abwägend urteilte. „Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent", sagt er einmal, und ein anderes Mal versicherte er: „Sie arbeitet so viel und so gut, daß man keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache nichts."

In dieser Bescheidenheit ist Angelika sich unverändert gleich geblieben. Noch als Elisa von der Recke, die letzte der vornehmen Reisenden,

die die Künstlerin in Rom besuchten, sie 1805 „hinfällig an Körper, aber noch immer frisch an Geist“ kennen lernte, war Angelika nicht nur Zufriedenheit mit sich selbst gelangt und klagte: „sie könne nichts Vollendetes, so wie die Bilder ihrer Phantasie vorschwebten, auf die Leinwand bringen“. Rührend ist es, wie sie in einem Falle solchen Ungenügens sich noch selbst zu trösten und zu bescheiden wußte.

Im Jahre 1800 sollte sie für die Kirche in Schwarzenberg eine Madonna in himmlischer Glorie malen, aber das Bild wollte ihr nicht recht werden; hauptsächlich fand sie Schwierigkeiten darin, dem Gesicht des himmlischen Vaters den gewünschten Ausdruck zu verleihen. „Da sagte ich zu mir“, schrieb sie auf ein Notizblättchen, „nie mehr will ich Dinge darzustellen suchen, die die Grenzen der menschlichen Einbildungskraft überschreiten. Solches will ich mir für den Himmel vorbehalten, wenn im Himmel noch gemalt wird.“

Was sie trotz ihrer großen Bescheidenheit durchaus nicht leiden mochte, das waren Veränderungen, die von den Stechern ihrer Bilder an diesen gemacht wurden. Es konnten sogar Verbesserungen sein, aber die Künstlerin sanktionierte sie nicht; sie wollte nur anerkennen, was ganz ihr eigen war. Als Raphael Morghen an dem Bilde der schönen Lady Hamilton, die mit den Attributen der römischen Muse dargestellt war, einiges änderte, unterzeichnete Angelika den Stich: „Nicht von — Angelika Kauffmann“, und dasselbe tat sie, als Guglielmo Morghen sich erlaubte, ein allegorisches Bild durch eine Figur zu bereichern. Im ganzen sind von Angelika über 600 Bilder gestochen worden, und zwar von den bedeutendsten Künstlern.

Mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts begann Angelika zu kränkeln; sie fühlte das Alter um so mehr, da die Stürme, die während der letzten Jahre die Welt und Italien insbesondere bewegt hatten, auf ein so zartorganisiertes Gemüt sehr erschütternd wirken mußten. Eine Reise ward ihr empfohlen; sie ging im Juli 1802 nach Florenz, wo sie in der Galerie der selbstgemalten Künstlerporträts ihr Bild sehen konnte, das schon seit vierzehn Jahren seinen Ehrenplatz dort einnahm. Dann eilte sie über Mailand nach Como, dem Orte, den sie am meisten liebte. In Venedig besuchte sie die Familie ihres verstorbenen Gatten, und am 25. Oktober war sie wieder zurück in Rom, wo sie von ihren Freunden mit Jubel begrüßt wurde.

Nun folgten noch fünf Jahre, während der Angelika arbeitete,

was bei ihr mit Leben gleichbedeutend war. Wie die Kunst der leitende Genius des jungen Mädchens gewesen, so war sie auch die himmlische Gefährtin der Matrone. Angelika überlebte weder sich selbst, noch ihre künstlerische Kraft, noch ihren Ruhm. Ein schön begonnenes Dasein, das harmonisch enden sollte.

Ein Vetter, Johann Kauffmann, war in der letzten Zeit ihr Geschäftsbeistand gewesen. Ihn bedachte sie am reichlichsten bei der Verfügung über ihr durch eine edle Tätigkeit erworbenes Vermögen. Ihre übrigen Verwandten, sowie ihre Freunde, wurden nicht vergessen, auch arme Künstler und milde Stiftungen erhielten ihren Anteil.

Am 5. November 1807 bat sie den Vetter, ihr aus Gellerts Gedichten das „Lied für Kranke" vorzulesen. Er wußte es nicht gleich zu finden und schlug das für Sterbende auf. „Nicht dieses", sagte Angelika, „das andere, es steht Seite 128." Es waren ihre letzten Worte. Den 8. November fand ihr Leichenbegängnis statt. Der damalige Großmeister der römischen und wohl der europäischen Künstler, Canova, und der Direktor der Akademie von Frankreich hielten das Leichentuch. Hinter dem Sarge wurden einige von Angelikas letzten Arbeiten getragen. In San Andrea delle Fratte ist sie begraben.

Marie Antoinette.

(Geb. November 1755, gest. Oktober 1793.)

Bräutliche, königliche Rose!
Hemans.

Eine bräutliche, königliche Rose — das war sie, als sie von Österreich an Frankreich übergeben wurde. Frankreich erkannte dies auch an: es fand sie so schön, daß es sie gar nicht wieder losließ, und wenn es beim Anfassen sie etwas zerknickte — warum war sie eine Rose?

Am 3. November 1755 fand zu Wien in der Burg die Taufe einer Erzherzogin statt. „Die neugeborene Frau" — sie war gerade einen Tag alt — „wurde von ihren beiden ältesten Geschwistern, dem Erzherzog Joseph und der Erzherzogin Maria Anna, im Namen des Königs und der Königin von Portugal zur Taufe gehalten und Maria Antonia Anna Josepha Johanna genannt. Das war Marie Antoinette, die Tochter von Maria Theresia und Franz I., die Schwester Josephs II., die Gemahlin Ludwigs XVI. und das zweite große Opfer der ersten französischen Revolution.

In dem Monate, wo sie geboren wurde, bebte die Erde von Island bis zum Wendekreise des Krebses, von Amerika bis Europa, und halb Lissabon stürzte zusammen. In dem Monate, wo sie Dauphine von Frankreich geworden war, am 30. Mai 1770, wurden auf dem Platze Ludwigs XV. von der Menge, die sich herbeigedrängt hatte, um das Feuerwerk zu sehen, das die Reihe der Vermählungsfestlichkeiten schloß, Hunderte zerdrückt und zertreten. Die Geburt sowohl wie die Verheiratung dieser Tochter von Habsburg-Lothringen war demnach von schauerlichen Vorbedeutungen begleitet, und gleichsam, als hätte die Geschichte es sich vorgenommen, die Worte des Dichters zu erfüllen, der da gesagt: „Kommende Geschicke werfen ihre Schatten vor sich her", entsprach die Wirklichkeit im Dasein von Marie Antoinette selbst den düstersten Ahnungen, die man immer gehegt haben mochte.

Auf einer Insel im Rhein war die Erzherzogin gewissermaßen als Dauphine eingekleidet worden. Maria Antonia hieß sie, als sie den eigens dazu erbauten Pavillon betrat, wo sie Hofstaat und Anzug wechselte — als sie ihn verließ, war sie Marie Antoinette geworden.

Straßburg gab ihr die ersten Feste. In dem deutschen Münster der „wunderschönen" Stadt, die damals noch nicht lange französisch war, empfing und begrüßte sie ein Rohan, ein Prinz des Namens, der später so verhängnisvoll für sie werden sollte.

Sie war fünfzehn Jahre alt. Als ein unschuldiges Kind kam sie an einen Hof, wo eine Dubarry herrschte. Choiseul und Kaunitz, der französische Minister und der österreichische Staatskanzler, hatten die Verbindung ersonnen und geschlossen. Sie sollte das Siegel auf die französisch-österreichische Allianz sein. Der Name, mit dem später das französische Volk seine Königin am meisten zu beschimpfen glaubte, war „die Österreicherin"; das größte Verbrechen, das ihr vorgeworfen wurde, Liebe zu ihrer Heimat und ihrer Familie. Das war die Vereinigung der beiden Völker, die die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin vermitteln sollte. Die weisesten Staatskünstler täuschen sich bisweilen auf diese Weise in ihren Berechnungen. Es gelingt ihnen, Ereignisse herbeizuführen, aber die Folgen dieser Ereignisse entreißen sich ihren lenkenden Händen. Darum entsprang aus der Freundschaft, die die beiden berühmten Diplomaten Choiseul und Kaunitz zwischen ihren Nationen zu stiften gedachten, Mißtrauen, Feindschaft, und für Marie Antoinette geradezu das unheilvollste Verderben.

Anfangs liebte das Volk seine Dauphine, d. h. wie das französische Volk eben lieben kann. Ihre glänzende blonde Schönheit stieg ihm zu Kopfe und berauschte es. Nicht bloß als Schmeichelei sagte der alte Herzog von Brissac zu Marie Antoinette, indem er auf die Menge hinwies, die den Garten der Tuilerien bis zum Überströmen anfüllte: „Madame, Sie sehen hier zweimal hunderttausend Verliebte." Der Herzog war Gouverneur von Paris und hatte den Dauphin und die Dauphine am Morgen empfangen, als sie, dem alten Brauch nach, ihren feierlichen Einzug in ihre gute Stadt Paris gehalten hatten. Es war am 8. Juni 1773. Marie Antoinette war seit drei Jahren Dauphine, folglich achtzehn Jahr alt und in der vollsten Frühlingspracht ihrer Anmut. Kein Wunder, daß sie dem Volke gefiel. Das Volk ist wie die Kinder: es jubelt, wenn es wahre Schönheit sieht. Kein Wunder ebenfalls, daß Marie An-

toinette von dem Volke entzückt war, dessen Königin sie werden sollte. Ein liebes, warmherziges, begeisterungsfähiges Volk! Es hatte diesen Tag gerade keinen Hunger; es wurde unterhalten, und daher war es in Sonntagslaune. Marie Antoinette sollte es anders kennen lernen. Damals kannte noch niemand es, und — es kannte sich selbst am wenigsten.

Ihrem Gemahl allein gefiel die Dauphine trotz ihrer Jugend, ihrer Anmut, ihrer Schönheit nicht. Choiseul hatte sie für ihn gewählt; das genügte, um den Dauphin mißtrauisch und scheu gegen sie zu machen, denn er haßte Choiseul, glaubte sogar, in ihm den Urheber des Todes seiner Eltern beargwöhnen zu dürfen. Aber wäre auch dieser Grund zum Widerwillen nicht vorhanden gewesen, so hätte das Naturell des Dauphins allein schon hingereicht, um ihn gegen seine junge Frau schüchtern und unliebenswürdig zu machen. Ihm, der vom Herzog von Vauguyon in den engsten Schranken der Formenfrömmigkeit erzogen worden war, der keine Kinderfreude gekannt hatte und jetzt kein Jugendgefühl kannte, mußte das Wesen der Dauphine, in der die Jugend sich so recht personifizierte, fremd, beunruhigend und unbequem sein. Was sollte er mit ihrer anmutigen Ausgelassenheit anfangen? Sie teilen? Das war ihm unmöglich. Sie mit nachsichtigem Lächeln hingehen lassen? Dazu war er noch nicht erfahren und reif genug, überhaupt zu unduldsam. Folglich blieb er verdrossen bei dem lieblichen Schauspiel, das Marie Antoinette ihm gab, wenn sie Freude suchte, wie die Biene Honig, und sie oft in den geringfügigsten Dingen fand, wie die Biene den Honig oft in den unscheinbarsten Blumen findet. Nichts verstimmt unbehilfliche und grämliche Menschen mehr, als Liebenswürdigkeit, die ihnen abgeht, und Fröhlichkeit, die sie nicht mitempfinden; je liebenswürdiger Marie Antoinette war, je kälter zog der Dauphin sich von ihr zurück, und die ersten Jahre dieser Ehe waren eine bittere, demütigende Erfahrung für eine der schönsten Fürstinnen.

In der Familie ihres Gemahles fühlte Marie Antoinette sich nicht weniger fremd als in seinem Herzen. Der König Ludwig XV. hatte anfangs die reizende Frau seines Enkels mit bewundernder Zärtlichkeit empfangen, und sie hatte diese Güte durch die ganze Koketterie eines geschmeichelten Kindes zu erwidern gesucht; dadurch aber war die Eifersucht der Favorite, der Gräfin Dubarry, rege geworden, und schwach und nachgiebig, wie der König gegen diese Frau war, bedurfte es nur

weniger Verleumdungen aus ihrem Munde, um die junge Frau, die von der Dubarry „der kleine Rotkopf“ genannt wurde, bei Ludwig XV. zu verdächtigen. „Ich weiß es wohl, daß die Dauphine mich nicht liebt“, sagte er einst, und Marie Antoinette hatte, ohne daß sie wußte warum, ihn als Freund und als Schutz verloren.

Seine Töchter, Mesdames, von denen drei am Hofe lebten, konnten unmöglich ein Wesen lieben, mit dessen Lose das ihrige in so schneidendem Widerspruch stand. Marie Antoinette blühte der vollen Entwickelung entgegen, die Töchter Frankreichs hatten längst angefangen zu welken; der Dauphine wartete die doppelte Herrschaft der Königin und der reizenden Frau, die Tanten des künftigen Königs hatten nichts zu hoffen, als ein langweiliges, einsames Alter — wie hätten sie Marie Antoinette lieben sollen?

Nicht minder neidisch und eifersüchtig auf die Dauphine war ihre älteste Schwägerin, die Gemahlin Monsieurs, des Grafen von Provence. Unendlich stolz und anmaßend betrug die Prinzessin von Piemont sich gegenüber der Erzherzogin. Auch der Graf von Provence wurde aus einem Verehrer, der Verse auf Marie Antoinette gemacht hatte, sehr bald ein pedantischer Zensor ihrer jugendlichen Munterkeit.

Eine mehr verwandtschaftliche Gesinnung dagegen fand die Dauphine bei ihrer jüngeren Schwägerin, der Gräfin von Artois, obgleich dieselbe ebenfalls eine Piemontesin war. Mit dem Grafen von Artois war Marie Antoinette stets in geschwisterlicher Neigung, aber, leider, auch zu allerlei Mutwillen und Spott verbündet gewesen. Jung, geistvoll, übermütig und lebensfrisch wie sie, half er ihr sich mokieren und amüsieren, und teilte dafür ihre Unbeliebtheit.

Wie diese so bald entstehen und so unaufhaltsam bis zu einem solchen Grade anwachsen konnte, das würde rätselhaft, ja widersinnig erscheinen, wüßte man nicht, wie unerklärbar und unlogisch oft die Sympathien und Antipathien der Menge sind. Denn wahrlich, nie tat eine Königin weniger, um den Haß des Volkes zu verdienen, als Marie Antoinette. Was man an ihr so empörend schmähte und verleumdete, das war die reine, naive Jugendlust, die sich in Schelmereien Luft machte.

Was man ihr so bitter vorwarf, das waren Launen, wie sie wohl bei jeder andern schönen Frau, selbst wäre sie nicht eine Fürstin gewesen, vollkommen unschuldig gefunden, ja, vielleicht allerliebst genannt worden wären. Was man an ihr haßte, das war etwas, woraus keinem

menschlichen Wesen je ein vernünftiger und gerechter Vorwurf gemacht werden kann: ihre Geburt als Ausländerin. Etwas wirklich Tadelnswertes beging sie nicht, höchstens Unbesonnenheiten. Sie wollte sich nicht langweilen und zeigte es. In Klein-Trianon, das Ludwig XVI. ihr in dem Jahre gegeben hatte, wo sie mit ihm den Thron bestieg, wollte sie keine Etikette. Dieses Miniaturpalais am Ende des Parkes von Groß-Trianon war die erste Galanterie des Königs. Er hatte nicht, wie Marie Antoinette es wünschte, den durch die Dubarry gestürzten Choiseul wieder zum Minister ernannt, aber er schenkte der Königin Klein-Trianon, wie man einem Kinde eine Puppe schenkt. Marie Antoinette war noch ein Kind, sie spielte mit ihrer Puppe und wollte sie neu anputzen. Das kostete einiges Geld und augenblicklich erhob sich das Geschrei über unsinnige Vergeudung. Weichen Gemütes und liebebedürftig, wie sie war, schloß sie sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an einige liebenswürdige Frauen an, und siehe da, sie hatte Günstlinge, die Frankreich plünderten. Gewiß, es wäre vernünftiger und ihrer Stellung angemessener gewesen, wenn sie sich mit Ergebung gelangweilt und die Qual der Etikette als eine unvermeidliche ertragen hätte, wenn sie mit dem Bezeigen ihrer Neigungen weniger offen verfahren, überhaupt vorsichtiger, versteckter, scheinbar gleichgültiger gegen die Mode und gegen den Eindruck, den sie als Frau machte, genug, fast ganz anders gewesen wäre, als sie war. Aber ein junges, unverdorbenes Wesen kann sich in der ersten Jugend eben nur geben, wie es ist, und wenn Marie Antoinette es mit einigem Übermute tat, so darf man sich, um sie zu entschuldigen, nur daran erinnern, daß sie Königin an dem putz- und vergnügungssüchtigen Hofe von Frankreich, und, was noch mehr, die Gebieterin seines Gebieters war.

Denn selbst die träge, kalte Natur des Königs hatte dem Zauber der schönen Frau nicht auf die Länge zu widerstehen vermocht. Die Eisrinde, die um sein Herz gelegen hatte, war vor dem Leuchten ihrer blauen Augen zerschmolzen; aus dem dumpfen Schlafe, worin seine Jugend bisher gelegen, hatte ihn der Klang der klaren, frischen Stimme erweckt, die so glückverheißend durch die Gärten von Klein-Trianon tönte. Aus dem langweiligsten und verdrießlichsten Eheherrn wurde Ludwig XVI. der zärtlichste, leidenschaftlichste Liebhaber, und Marie Antoinette hätte nicht glücklich sein und ihr Glück nicht stolz und siegesfreudig zur Schau tragen sollen? Das einzige, was ihr nach dem

Triumphe über den Kaltsinn des Gatten noch zu wünschen übrig blieb: die Freude, Kinder zu haben, war ihr ebenfalls zuteil geworden. Sie strahlte wie ein Stern der Schönheit an einem wolkenlosen Himmel. Da stieg fern am Horizont ein drohendes Dunkel langsam auf: es war die Revolution.

Eine Entwicklung ihrer Ursachen würde uns zu weit führen. Begebenheiten solcher Art kommen nicht plötzlich, ihre Wurzeln liegen oft Jahrhunderte tief zurück. Langsam wachsen sie ihrem Ausbruch entgegen, dann kommt das Jahr, der Tag, die Stunde, und — was geschehen muß, geschieht. So war auch die französische Revolution nicht zu vereiteln oder zu unterdrücken, aber zu lenken wäre sie gewesen, hätte sie die richtige Hand gefunden. Die Hand Ludwigs XVI. indessen war, leider, nicht die rechte.

„Von allen Fürsten", sagt Mignet, „war Ludwig XVI. derjenige, der durch seine Absichten und seine Tugenden am besten für seine Epoche paßte. Man war der Willkür müde, und er geneigt, sich derselben zu entäußern; man war erbittert durch die kostspielige Sittenlosigkeit am Hofe Ludwigs XV., und er hatte reine Sitten und wenige, einfache Bedürfnisse; man verlangte Verbesserungen, die unumgänglich notwendig geworden waren, und er fühlte, was dem Volke not tue, und setzte seinen Ruhm darein, ihm gerecht zu werden. Aber es war eben so schwer, das Gute zu bewirken, wie im Bösen fortzufahren, denn es gehörte dazu Kraft genug, um die Bevorzugten zu Reformen zu bewegen oder die Nation bei fortgesetzten Mißbräuchen geduldig zu erhalten."

Ludwig XVI. aber war weder Reformator noch Despot. Ihm mangelte es an dem Herrscherwillen, der allein es vermag einen Staat umzuschaffen, und der dem Könige, der seine Macht einschränken will, eben so unentbehrlich ist, wie dem, der nach ihrer Erweiterung trachtet. Ludwig XVI. hatte einen richtigen Verstand, ein gutes, gerades Gemüt, aber es ging ihm alle Entschiedenheit im Charakter und alle Beharrlichkeit im Handeln ab. Seine Verbesserungspläne trafen auf Hindernisse, die er nicht vorausgesehen hatte und nicht zu überwinden wußte. Wie ein anderer durch Widerstand, ging er durch Versuche zugrunde.

„Unter der Leitung von Maurepas, seinem ersten Minister", fährt Mignet fort, „ernannte der König populäre Männer und versuchte Reformen; unter der Leitung der Königin wählte er Hofleute zu Ministern und versuchte es mit der Autorität. Das Letztere glückte so wenig wie



Marie Antoinette

Marie Antoinette, Königin von Frankreich.

Nach dem Gemälde von Elisabeth Louise Lebrun, lithogr. von Villain.



das Erstere. Nachdem er umsonst vom Hofe Ersparnisse, vom Parlament Auflagen, von den Kapitalisten Anleihen verlangt hatte, wandte er sich an die bevorzugten Klassen und begehrte von den Notabeln, die aus dem Adel und dem Klerus bestanden, eine Beteiligung an den Staatslasten, welche sie verweigerten. Da erst wandte er sich an das gesamte Frankreich und berief die allgemeine Ständeversammlung ein. Bis zu dieser großen Epoche hatten jedes Jahr die Bedürfnisse der Regierung sich vermehrt, und mit ihnen war der Widerstand gewachsen. Die Opposition drang aus den Parlamenten in den Adel, aus diesem in den Klerus, aus ihnen allen in das Volk. In dem Maße, wie jeder Stand an der Ausübung der Gewalt teilnahm, begann er zu opponieren, bis endlich alle Opponierenden sich in der allgemeinen Opposition vereinigten oder vor ihr verstummten."

Die Ständeversammlung wurde am 5. Mai 1789 eröffnet — mit ihr die Revolution. Adel und Geistlichkeit wollten nicht mit dem dritten Stand gehen, dieser erklärte sich zur Nationalversammlung und als Ludwig XVI. mit Auflösung drohte, für unverletzlich. Der König ließ Truppen kommen und verwies den Minister Necker, einen Genfer, den Liebling des Volkes, aus Frankreich. Tags darauf, am 12. Juli, fanden in Paris die ersten Zusammenrottungen statt. Die Revolution war aus der Nationalversammlung in die Straßen hinabgestiegen. Die Stände existierten nicht mehr, Adel und Klerus waren dem dritten Stand unwillkürlich fast auf dessen Bahn gefolgt. Es gab nur noch Abgeordnete, und die nahmen einstimmig die Partei Neckers gegen den Hof.

In Paris wurde unterdessen durch ein Komitee, das sich auf dem Stadthause gebildet hatte, die Bürgerwehr organisiert. Man hoffte so den Aufstand bändigen und leiten zu können. Eitle Hoffnung! Die Masse verlangte Waffen. Man hatte ihr keine zu geben, sie holte sich diese bei den Invaliden. Einmal im Besitz derselben, mußten sie doch auch angewandt werden, und die Bastille wurde bestürmt. Sie ergab sich. Das Volk feierte seinen Sieg durch die Ermordung des Gouverneurs, der Schweizer und der Invaliden, die sie verteidigt hatten. Es jauchzte über ihren Leichen, die es noch mißhandelte. — Von der militärischen Ehre, die dem Gouverneur verbot, das ihm anvertraute Schloß zu übergeben, hatte die Menge natürlich keinen Begriff; wer nicht mit ihr fraternisierte, galt ihr als Feind; wer seine Fahne nicht verließ, als Verräter an der Majestät des Aufruhrs. Verräter verdienen den Tod,

die Masse glaubte sich vollkommen im Recht, wenn sie die Verteidiger der Bastille strafte.

Auch gab der König nach. Ohne Garden kam er in die Nationalversammlung und „vertraute sich ihr an", ohne Truppen ging er am 17. Juli nach Paris. Er fand dort Bailly als Maire, Lafayette als Kommandant der Nationalgarde, und eine neue Kokarde. Die nahm er an, hörte, nachdem er „Es lebe die Nation!" vernommen, auch wieder das tröstliche „Es lebe der König!" und kehrte, überzeugt von der Liebe seiner Pariser, nach Versailles zurück, wo die Nationalversammlung ihn erwartete, um ihn nach dem Schlosse zu begleiten.

Marie Antoinette hatte den Tag in grenzenloser Sorge um ihn zugebracht. Sie beweinte ihn als einen Verlorenen und empfing ihn mit Freudentränen als einen Wiedergefundenen.

Die Gutheißung der Revolution vermochte sie indessen nicht zu billigen. Wäre es auf sie angekommen, das Königtum hätte keine Vergleiche mit täglich steigenden neuen Anforderungen schließen dürfen, oder doch wenigstens nicht auf diese Weise. Marie Antoinette war in den Traditionen der absoluten Gewalt aufgewachsen, ihr entschiedener Charakter stimmte mit ihnen überein, und eine Art Instinkt ließ sie fühlen, daß eine Regierung sich durch nichts mehr um die notwendige Achtung der Menge bringt, als durch eine Nachgiebigkeit, die nicht einmal das Verdienst des freien Willens hat. Darum haßte die Königin die Revolution.

Sie aufzuhalten hatte sie keine Macht. Den Willen, die Entschlossenheit hätte sie wohl gehabt, die Macht hatte sie nicht, wie sie damals überhaupt niemand mehr hatte. Die Revolution, einmal in Bewegung, wälzte sich weiter und weiter, wachsend und wachsend, ergreifend, was sie auf ihrem Wege antraf, zermalmend, was sie ergriffen. Hätte sie selbst innehalten wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht. Der Lawine gleich mußte sie vorwärts bis zum Sturz und zum Zerschmettern. — Am meisten von ihr bedroht war ihre energische, leidenschaftliche Gegnerin: Marie Antoinette.

Nicht, daß sie unbeliebter geworden wäre, das war sie bereits bis zu einem Grade, der sich nicht mehr steigern konnte. Was von einer Königin Ehrenrühriges gesagt werden kann, das hatte man von Marie Antoinette gesagt; was sich an Verleumdungen erfinden läßt, das war auf ihre Rechnung erfunden worden. Mit ihrer geschickt nachgeahmten

Unterschrift hatten verschmitzte Weiber ehrgeizigen Männern bedeutende Summen Geldes abgelockt. Der Prinz Louis Rohan, der Neffe des Erzbischofs, der die Dauphine damals in Straßburg begrüßt hatte, war, durch Eitelkeit verblendet, in eine solche plump gelegte Schlinge gefallen. Obgleich seit längerer Zeit in Ungnade bei der Königin, weil er als Gesandter in Wien sich mit unverantwortlicher Unverschämtheit über Maria Theresia geäußert hatte, ließ der Kardinal sich doch überreden, die Königin wünsche von ihm Geld und ein Diamantenhalsband. Er war fest überzeugt, daß sie ihm heimlich Billete geschrieben, daß sie ihm in den Gärten von Versailles eine nächtliche Audienz bewilligt und dabei in seiner Hand eine Rose zurückgelassen habe. Wenn das ein Rohan glauben konnte, der am Hofe wie daheim sein mußte, so läßt sich daraus abnehmen, wie wohlfeil die öffentliche Meinung die Königin anschlug. Man traute ihr eben alles zu, und selbst die gerichtliche Rechtfertigung vermochte nichts zu ihren gunsten. Umsonst wurde die Person, die die angeblichen Briefe der Königin an den Kardinal von Rohan geschrieben, eine Gräfin de la Motte-Valois, entlarvt und gebrandmarkt; umsonst wurde unwiderleglich dargetan, daß eine andere Abenteurerin, die zum Unglück der Königin täuschend ähnlich sah, im Park von Versailles ihre Rolle gespielt; umsonst bewiesen, der König habe das Diamantenhalsband, um das es sich hauptsächlich handelte, der Königin zweimal angeboten, und sie habe es mit dem Bemerken abgelehnt: es sei besser, für den Betrag, den es kosten würde, Frankreich ein Schiff zu schenken.

„Keine schlimmeren Blinden, als die, die nicht sehen wollen“, sagt das Sprichwort, und das französische Volk war Marie Antoinette gegenüber hartnäckig auf diese Art blind. Es haßte sie, weil es seit langen Jahren gewohnt war, immer die Frau zu hassen, die Einfluß auf den König hatte. Da sie nun die einzige war, die Ludwig XVI. je geliebt hatte, so wurde ihr auch ungeschmälert die Erbschaft dieses Hasses zu teil. Vor der Revolution mußte dieser Haß sich noch mit Pamphleten und Spottliedern begnügen, durch die Revolution wurde er frei und konnte sich in Drohungen, selbst in Gewalttätigkeiten auslassen. Er benutzte die erste Gelegenheit dazu.

Am 1. Oktober 1789 gaben die Leibgarden dem Regiment von Flandern, das nach Versailles berufen worden war, ein Bankett, zu dem sie auch die anwesenden Dragoner- und Jägeroffiziere, die der Schweizer, der

Hundert Schweizer, die Prévôté und den Generalstab der Nationalgarde einluden. Die Musik des Königs erhielt Befehl, bei dem Feste zu spielen, das in dem großen Schauspielhause stattfand und, wie es sich von selbst verstand, eine sehr royalistische Färbung trug. Die Gesundheit der königlichen Familie ward mit Begeisterung, die der Nation nicht getrunken. Grenadiere, Schweizer und Dragoner wurden eingelassen, um Zeugen von der Stimmung ihrer Offiziere zu sein. Diese war von Augenblick zu Augenblick gestiegen, als plötzlich der König erschien, der eben von der Jagd zurückgekommen und bewogen worden war, dem Feste durch seine Gegenwart eine höhere Bedeutung zu geben. Ihm folgte, den Dauphin auf dem Arme, Marie Antoinette. Jetzt brach der volle royalistische Ungestüm los; man schwor, für den König zu sterben, und die Musik spielte die Arie Blondels aus „Richard Löwenherz" von Grétry: „O Richard, ô mon roi, l'univers t'abandonne!" (O Richard, o mein König, es verläßt dich alles!) Die Damen des Hofes verteilten weiße Kokarden, es wurde zum Angriff geblasen, und die weinheißen Helden erkletterten die Logen, als ginge es zum Sturme gegen den Feind. Fast dieselbe Szene wiederholte sich bei einem Frühstück, das die Leibgarden am 3. Oktober im Saale der Reitbahn gaben. Die Königin, belebt durch die Sympathie, die ihr gezeigt wurde, äußerte mit der ihr eigenen unvorsichtigen Freimütigkeit: „Ich bin vom Donnerstag entzückt gewesen." Diese Worte, die weißen Kokarden, ja, sogar schwarze, die den allerdrohendsten Sinn haben konnten, und zwei royalistische Festmahle in drei Tagen, das war mehr als genug, das Pariser Volk bis zur Wut mißtrauisch zu machen, um so mehr, da es von verschiedenen Seiten durch Einflüsterungen aufgeregt wurde. Schon am 4. Oktober murrte es durch die Stadt, wie ein sich zusammenziehendes Gewitter. Am 5. brach der Aufstand los. Paris machte sich auf: „nach Versailles!" Die Frauen waren voran. Ein junges Mädchen hatte sich aus einer Wache eine Trommel angeeignet, zog trommelnd durch die Straßen und schrie: „Brot! Brot!" Bald hatte sie ein Gefolge von Frauen, das in kurzer Zeit zu einer Masse anschwoll, die Türen des Stadthauses einschlug, Brot und Waffen verlangte und, wenigstens mit letzteren versehen, nach Versailles aufbrach. Marie Antoinette sollte das Pariser Volk nun an einem Tage kennen lernen, wo es Hunger hatte. Die „Damen der Halle" erklärten: „Wir werden den Bäcker und die Bäckerin mit zurückbringen." Sie schienen zu glauben, daß die Gegenwart

des Königs Brot bringen müsse. Wäre Paris mit Lebensmitteln gut versorgt gewesen, hätte es nicht auf eine wirklich entsetzliche Art an Mehl gefehlt, wer weiß, ob wir die Oktobertage in Versailles zu schildern hätten.

Den Frauen folgte die Nationalgarde und ein gutes Teil Volkes. Lafayette, der dieser Menge vergebens sieben Stunden lang zugeredet hatte, um sie zurückzuhalten, entschloß sich endlich, um größeres Unheil zu verhüten, sich an ihre Spitze zu setzen und sie nach Versailles zu führen.

Dort waren die Frauen angelangt. Sie zeigten nicht gleich anfangs feindliche Absichten, nur viel Hunger. Brot verlangten sie von der Nationalversammlung, Brot vom Könige, den man aus Meudon herbeigeholt hatte, wo er auf der Jagd gewesen war. Die Königin wurde durch die Nachricht: Paris sei unterwegs, in Trianon aufgescheucht. Sie verließ eilig ihre geliebten Gärten und sollte sie nicht wiedersehen.

Es wurde vorgeschlagen, sie sollte nach Rambouillet. Sie wollte nicht ohne den König. Er konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Mit großen Schritten ging er hin und her und wiederholte: „Ein flüchtiger König! Ein flüchtiger König!" Unterdessen war es zwischen den Frauen, die man mit den größten Anstrengungen nicht hinreichend sättigen konnte, und den ihnen besonders verhaßten Leibgarden zu blutigen Reibungen gekommen; die Gegenwart der Weibermenge wurde um so bedenklicher, als die Nationalgarde von Versailles Partei gegen die Leibgarden nahm.

Die Königin drängte zur Flucht, der König entschloß sich endlich — es war zu spät. Vor den königlichen Wagen wurde durch ein Pikett der Nationalgarde das Gitter verschlossen.

Endlich traf Lafayette mit der Pariser Nationalgarde ein, und seinen Bemühungen, die von gewaltigem Regen unterstützt wurden, gelang es, die Menge zu beruhigen. Sie kroch unter, man wußte nicht recht wo, aber sie verschwand. Lafayette besetzte die äußern Posten am Schlosse mit Nationalgarden, verbürgte sich für die Sicherheit der königlichen Familie, und diese suchte gegen zwei Uhr etwas Schlaf.

Leider hatten einige Männer des Volkes am nächsten Morgen zu früh ausgeschlafen und fingen an, sich um das Schloß herumzuschleichen. Dabei entdeckten sie ein Gitter, das man, des Belagerungszustandes noch nicht gewöhnt, zu schließen vergessen hatte, und zugleich an einem Fenster einen Leibgardisten. Sie höhnen ihn, er schießt, sie dringen, durch den Schuß nur noch erbitterter geworden, durch das Gitter ins Schloß,

sie finden eine Treppe, stürzen sie hinan und kommen an den Gemächern der Königin an.

Zwei Leibgardisten, Du Repaire und Miomandre von St. Marie, werfen sich ihnen entgegen, verteidigen, nur Schritt für Schritt weichend, die Türen, bis sie zu der des Vorzimmers gedrängt werden. Dort wachten die Frauen der Königin, eine öffnet die Tür. „Madame, retten Sie die Königin!" ruft Miomandre und kämpft weiter.

Die Frauen stürzen zu Marie Antoinette, mit ihr, die kaum halb bekleidet ist, nach dem Zimmer des Königs, das ihr erst nach fünf Minuten durch den Kammerdiener geöffnet wird.

Der König war auf einem andern Wege nach dem ihrigen geeilt, er kam bald zurück, mit ihm Madame Elisabeth, seine jüngste Schwester. Ihre beiden Kinder hatte die Königin schon in seinem Zimmer gefunden; die königliche Familie war jetzt wenigstens vereint.

Aber noch immer war sie bedroht. Über die Leichen der heldenmütigen Gardisten waren die brigands, wie Thiers bei dieser Gelegenheit die Volksmänner nennt, in das Zimmer der Königin gedrungen. Da sie es leer finden, wollen sie ihr nach, aber andere Leibgardisten, jetzt in größerer Zahl beisammen, halten sie auf, bis Lafayette herbeistürzt. Der Tumult wird geringer, die Unruhe des Volkes jedoch will sich nicht beschwichtigen lassen. Es füllt den Marmorhof, es will den König sehen. Ludwig XVI. zeigt sich auf dem Balkon; die Menge schreit: „Der König nach Paris!" Er verspricht es, Beifall erschallt, dann wird nach der Königin geschrieen. Marie Antoinette tritt heraus, an den Händen ihre Kinder. „Die Kinder weg!" heißt es. Sie drängt sie von sich und zurück und steht schutzlos und furchtlos da, königlich gefaßt auf alles. Warum wurde sie nicht jetzt von einer Kugel getroffen? Ein Schuß in diesem Augenblick hätte ihr das Martyrium von Jahren erspart, freilich auch die Glorie entzogen. Es traf sie keiner, Lafayette rettete sie, indem er ihr angesichts des Volkes ehrerbietig die Hand küßte, und so seine augenblickliche Beliebtheit wie einen schützenden Mantel um sie warf. Dann stieg sie in den Wagen und fuhr mit dem Könige nach Paris, wohin sein Volk ihn haben wollte. Es diente ihm als Eskorte; es war fürs erste zufrieden, besonders gnädig gelaunt zeigten sich die Damen der Halle. „Nous amenons", verkündigten sie, „le boulanger, la boulangère, le petit mitron." (Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin, den kleinen Bäckerjungen.) Sie hatten es vorausgesagt, und hatten es

wahr gemacht. Auf Piken wurden Brotlaibe, Pappelzweige und einige Köpfe von Leibgardisten getragen.

So zog man in Regen und Kot langsam fort und kam um sieben Uhr abends am Stadthause von Paris an. Lafayette ritt am Wagen. Bailly empfing den König. Dieser sagte: „Ich kehre mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte meines Volkes zurück.“ Bailly wiederholte diese Worte, vergaß aber „mit Vertrauen“. Die Königin erinnerte ihn daran. Dann fuhr man nach den Tuilerien, und von nun an waren Ludwig XVI. und Marie Antoinette die Gefangenen ihres Volkes.

Das mag in einem gewissen Sinne die schwerste Zeit für Marie Antoinette gewesen sein, denn sie mußte sich gedemütigt fühlen.

Sie zog sich, so viel sie vermochte, zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder. Der Herzog der Normandie, durch den Tod seines Bruders Dauphin geworden, ein lieblicher, lebendiger Knabe, war ihre einzige Erheiterung. Ihm selbst kam die traurige Atmosphäre, worin er spielte, bisweilen fremd vor. „Herr Bailly“, sagte er einst zum Maire von Paris, „was wollen Sie denn mit Papa und Mama machen? Alle Welt weint ja hier?“

Es war nicht zu verwundern, wenn in den Tuilerien geweint wurde. Tage, wie die Oktobertage in Versailles, vergessen sich nicht, um so mehr, wenn auf sie keine Ruhe folgt. Die Königin zitterte unaufhörlich, nicht für sich, aber für die Ihrigen. Eines Nachts, als Lafayette einen Angriff auf das Schloß besorgte, eilte der König, durch zwei Flintenschüsse erschreckt, in das Zimmer der Königin. Er fand sie nicht, sie war beim Dauphin, hielt ihn in den Armen und drückte ihn an die Brust. „Madame, ich suche Sie“, sagte der König, „ich war Ihretwegen in großer Unruhe.“ — „Monsieur, ich war auf meinem Posten“, antwortete die Königin.

Ihre Freunde, die Polignacs, der Graf von Artois, dessen Gemahlin und noch viele andere Royalisten, waren schon nach den Julitagen ins Ausland geflohen. In den Tuilerien waren mit der königlichen Familie nur wenige Herren und Damen; unter diesen befanden sich die Gouvernante der königlichen Kinder, Frau von Tourzel, und die Prinzessin von Lamballe, die, eine Zeit lang von der Königin über der Herzogin von Polignac vernachlässigt, jetzt wieder ihren Platz als erste und liebste Freundin Marie Antoinettens einnahm. Madame Elisabeth war bei ihrem Bruder und ihrer Schwägerin. Einer Gesinnung mit dieser, was das Festhalten am angestammten Rechte betraf, war sie

resignierter als Marie Antoinette. Allerdings hatte sie es leichter, sich als Engel zu zeigen, der über der Erde schwebt: sie hatte keine Kinder, die geraubt oder hingemetzelt werden konnten.

Marie Antoinette war wenigstens gleich aufopferungsbereit. Um ihrem Sohne sein Erbe zu erhalten, überwand sie selbst ihre Antipathien, und die waren bei einem Charakter wie der ihre stark und heftig. Sie fürchtete, sie verabscheute Mirabeau, diesen Löwen der Tribüne; sie wußte, daß er damals in Versailles auf die Unverletzlichkeit des Königs allein angetragen und von ihr nur gesagt hatte: „Nun, so mag sie leben.“ Jetzt näherte er sich dem Hofe, und sie begegnete ihm freundlich. Die neue Konstitution sagte ihm nicht zu. „Für eine Monarchie“, sagt Thiers, „war sie zu demokratisch, und für eine Republik war der König überflüssig.“

Gewiß, das war er, gänzlich überflüssig. Wie sehr, das zeigte sich so recht am 14. Juli 1790, wo man auf dem Marsfelde die Zerstörung der Bastille feierte. Mochte ganz Frankreich an dieser Feier teilnehmen, Ludwig XVI., der Repräsentant des überwundenen Königtums, durfte es nicht, und doch saß er auf dem Amphitheater, das im Hintergrund des Platzes errichtet war, saß zur Seite des Präsidenten von der konstituierenden Versammlung, und beide hatten gleiche Stühle. Mit welchen Empfindungen mag die Tochter Maria Theresias von dem Balkon, den sie hinter dem Sitze des Königs einnahm, auf dieses Schauspiel hinabgeblickt haben! Es ist wahr, sie ließ sich, als Ludwig XVI., „der König der Franzosen“, die Aufrechterhaltung der Konstitution beschwor, einen Moment lang von der allgemeinen Stimmung mit fortreißen, hob den Dauphin empor, zeigte ihn der Menge und empfing dafür den Lohn des Zurufs. Aber der Zuruf verhallte, die Begeisterung verrauchte, und die Königin, zurückgekommen von dem augenblicklichen Taumel, sah sich wieder der Wirklichkeit, d. h. dem auseinander bröckelnden Throne gegenüber. Da wurde sie wieder sie selbst, die entschlossene Gegnerin der Revolution, die mit hunderttausend Händen immer begehrlicher und immer dreister nach den armseligen Bruchstücken der königlichen Gewalt hinauflangte, und wie sie im Mittelalter einen Ritter zum Kämpen angenommen haben würde, so nahm sie jetzt in der Zeit der Debatten Mirabeau, den Redner, dazu an.

Sie hatte ihn bereits bei sich gesehen. Zitternd empfing sie ihn, erklärte jedoch diese zagende Verwirrung durch die halbgestotterten Worte:

„wenn man mit Mirabeau spricht", so anmutig, so schmeichelhaft, daß Mirabeau, wie alle häßlichen Männer, doppelt empfänglich für eine Huldigung aus dem Munde einer schönen Frau, sie ganz berauscht verließ. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Liebenswürdigkeit der Königin durch die Zahlungen des Königs, die Mirabeaus „unermeßlichen Bedürfnissen" einigermaßen die Wage hielten, sehr nachdrücklich unterstützt wurde.

Aber wodurch er sich immer gewinnen ließ, er war doch für den Hof gewonnen, und vermochte einer mit starker Hand die Revolution zu bändigen und auf die konstitutionelle Monarchie zurückzuführen, so war er es. Lamartine nennt Mirabeaus Pläne kindisch; das waren sie nicht; nur konnten sie nicht erfüllt werden, denn Mirabeau starb.

Damals entschloß der König sich zur Flucht. Nicht außer Landes wollte er, sondern zur Armee, die bei Montmédy stand. An ihrem General, dem Marquis von Bouillé, hatte er einen treu ergebenen Anhänger. Mit ihm verabredete er in geheimer Korrespondenz alles Nötige, leider, ohne seine Ratschläge in betreff des Weges zu befolgen. Bouillé riet, über Reims zu gehen, doch der König fürchtete, dort, wo er gesalbt worden, dürfte man ihn leicht erkennen, und zog die Straße über Varennes vor, obwohl das Bereithalten der frischen Pferde dort schwieriger war und mehr Aufsehen erregen mußte.

Auch die Flucht selbst wäre den Sommer vorher bedeutend leichter gewesen, indem damals der königlichen Familie noch die Erholung eines Aufenthalets in St. Cloud gestattet worden war. Dieses Jahr hatte der souveräne Volkswille sich dahin erklärt, daß St. Cloud gefährlich sei und der Sommer in den Tuilerien zugebracht werden müsse, und so mußte denn von diesen aus die Entweichung bewerkstelligt werden.

Es war, wie schon angedeutet, ein schwieriges Unternehmen. Der innere Wachtdienst im Palaste war gleich von Anfang an durch die Nationalgarde versehen worden, die Schweizer hatten nur die äußern Posten inne. Dadurch war die königliche Familie einer unaufhörlichen Überwachung ausgesetzt. Der Dienst wurde mit der größten Strenge gehandhabt, die Offiziere revidierten unaufhörlich die Posten, Lafayette selbst ging ihnen darin mit gutem oder schlechtem Beispiel voran. Dennoch gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juni dem Könige, der Königin, Madame Elisabeth und der Gouvernante mit den königlichen Kindern, verkleidet durch eine geheime Tür aus dem Palaste zu entkommen und sich einzeln nach dem kleinen Carrousel zu begeben, wo ein Wagen

wartete. Die Königin wurde von einem ehemaligen, ihr treu gebliebenen Leibgardisten begleitet, der mit zweien seiner Kameraden an der Flucht teilnehmen sollte. Da er so wenig wie die Könign Paris genau genug kannte, um sich des Nachts darin zurechtzufinden, kam die Königin erst nach einer Stunde bei den Ihrigen an. Unterwegs war sie dem Wagen Lafayettes begegnet, und hatte sich ängstlich an die Mauer gedrückt, um nicht von ihrem tugendhaften Kerkermeister bemerkt zu werden.

Graf von Fersen, ein junger Schwede, früher in Trianon ein gern gesehener Gast, der Königin mit tiefer Begeisterung ergeben, war von ihr ins Vertrauen gezogen worden und hatte fast ganz allein alle Vorbereitungen getroffen, was bei seiner Eigenschaft als Fremder ihm weniger schwer geworden war, als es für einen Franzosen gewesen wäre. Als Kutscher verkleidet, fuhr er die flüchtige Familie bis nach Bondy, der ersten Station zwischen Paris und Châlons. Dort warteten bereits zwei andere Wagen. In den einen stiegen die beiden Frauen, welche die Königin begleiteten, und ein Leibgardist, in den zweiten die königliche Familie nebst Frau von Tourzel, die auf einem von Montmorin, dem Minister des Innern, ausgestellten Passe als Baronin von Korff, mit zwei Kindern, einer Gesellschafterin, einem Kammerdiener und drei Bedienten, auf der Reise nach Frankfurt angegeben war. Den Kammerdiener sollte Ludwig XVI. vorstellen; er verstand es jedoch so schlecht, daß er mit untergeschlagenen Armen bequem in der Ecke des Wagens lehnte. Ebenso hatten die beiden Leibgardisten auf dem Kutschbocke trotz ihrer Tressenröcke durchaus nicht das Ansehen wirklicher Bedienten.

Dennoch ging bis Châlons, wo man um halb vier Uhr nachmittags ankam, die Flucht glücklich von statten, und auch die Unvorsichtigkeit Ludwigs XVI., den Kopf aus dem Wagen zu stecken, hatte keine üblen Folgen. Allerdings erkannte der Postmeister den König, aber er war Royalist, unterdrückte jede Bewegung, die die Reisenden hätte verraten können, und beeilte nur so viel als möglich das Anspannen und das Abfahren.

Die Flüchtigen glaubten sich gerettet, sobald sie Châlons hinter sich hatten, denn von nun an sollte, der Verabredung mit Bouillé gemäß, an jeder Station ein berittenes Detachement auf die königlichen Wagen warten und ihnen auf ihrer weiteren Reise als Schutz dienen.

Auf der ersten Station zu Pont-Sommeville sollte man 50 Husaren finden: sie waren nicht da. Nachdem sie mehrere Stunden gewartet,

hatten sie sich durch eine wachsende Unruhe des Volkes, das sich ihre Anwesenheit nicht zu erklären wußte, zum Abreiten genötigt gesehen.

Gegen halb acht Uhr kam man nach St. Menehould. Hier sollten Dragoner liegen, auch sie erblickte man nicht. Sich nach ihnen umsehend, steckte der König abermals den Kopf zum Wagenschlage hinaus, und dieses Mal brachte seine Unvorsichtigkeit ihn und die mit ihm waren, ins Verderben. Der Sohn des Postmeisters von St. Menehould, Drouet, hatte den König nie gesehen, erkannte ihn aber an seiner Ähnlichkeit mit dem Bilde auf den Münzen. Er war ein leidenschaftlicher Revolutionär und faßte augenblicklich den Beschluß, der König dürfe nicht entkommen. In St. Menehould gleich die Festnehmung zu veranlassen, war nicht mehr Zeit; Drouet zog es vor, sich rasch ein Pferd zu satteln und auf einem ihm wohl bekannten Wege, der ihm einen bedeutenden Vorsprung gewährte, nach Varennes zu sprengen, wo der nächste Pferdewechsel stattfinden sollte.

Ahnungslos folgte ihm die königliche Familie, obgleich beunruhigt durch die Abwesenheit der verheißenen Dragoner.

Sie waren in St. Menehould, und der Kommandant, der spähend auf dem Platze umherging und der Beschreibung nach die königlichen Wagen erkannte, wollte sie eben aufsitzen lassen, als die Nationalgardisten des Ortes, von Argwohn ergriffen, die Kaserne umgaben und die Dragoner nicht fortlassen wollten. Nur einem einzigen Quartiermeister gelang es, zu Pferde zu steigen. Er hatte das eilige Abreiten des jungen Drouet bemerkt, seine Absicht erraten und setzte ihm nun nach, fest entschlossen, im Notfall selbst sein Leben nicht zu schonen. Hätte er Drouet erreicht, so war Ludwig XVI. gerettet, aber Drouet, von Kindheit an mit der Gegend vertraut, wußte in einem Gehölz seinem Verfolger zu entkommen und jagte dann mit verhängtem Zügel nach Varennes weiter.

Zu Clermont, der Seitenstation zwischen St. Menehould und Varennes, befanden sich wirklich zwei Eskadrons Dragoner, aber der Gemeinderat von Clermont verbietet ihnen, weiter zu gehen; sie gehorchen, und dem Grafen von Damas, der sie befehligt, bleibt nichts übrig, als dem königlichen Wagen nur mit drei Mann und einem Unteroffizier von fern nachzureiten. Zugleich haben die beiden Offiziere, die zu Pont-Sommeville nicht bleiben konnten, ihren Weg nach Varennes genommen, sind aber umgeritten, weil sie St. Menehould vermeiden wollten, und

befinden sich daher, als die königlichen Wagen in Varennes eintreffen, noch eine Stunde weit davon; der König wird folglich nicht benachrichtigt, daß die Pferde in der untern Stadt warten, und eine kostbare Zeit geht mit dem Suchen nach ihnen in der obern Stadt verloren.

Die Postillone lassen sich endlich bewegen, die Reisenden noch bis in die untere Stadt zu fahren, die mit der oberen durch eine Brücke zusammenhängt.

An dem einen Ende dieser Brücke ist ein Turm, durch den die Straße führt. In diesem engen Gewölbe kann nur im Schritt gefahren werden, und ein Ausweichen ist nicht möglich. Man fährt hinein, die Pferde scheuen und stehen, ein umgestürzter Karren sperrt den Weg. Zugleich springt Drouet mit mehreren bewaffneten Gefährten hervor, verlangt den Paß und befiehlt, als er denselben erhalten, den Reisenden, umzukehren und ihn untersuchen zu lassen; das geschieht bei einem Krämer, namens Sausse, der Prokureur der Gemeinde ist. Dieser hält den König zuerst mit Höflichkeit auf, dann, als er eine genügende Anzahl Nationalgardisten versammelt sieht, erklärt er Ludwig XVI., er sei erkannt und gefangen. Der König will noch leugnen, Sausse behauptet seine Worte mit Heftigkeit. Ungeduldig ruft endlich die Königin: „Da Sie in ihm Ihren König erkennen, so sprechen Sie zu ihm auch mit der Ehrfurcht, die Sie ihm schuldig sind."

Als Ludwig XVI. sich erkannt sah, wurde er beredt, wie er noch nie gewesen. Er faßte den Krämer bei der Hand, beschwor ihn, die Fortsetzung der Reise zu gestatten, die Königin, ihre Kinder, ja, Frankreich zu retten. Die Königin vereinigte ihre Bitten mit seinen Vorstellungen; Sausse war gerührt und blickte fragend seine Frau an, aber diese verriet nicht die mindeste Bewegung. Umsonst beschwor die Königin sie, stellte ihr die Angst vor, mit der sie den König nach Paris zurückkehren sehen müsse; die Krämersfrau antwortete sehr logisch, aber ohne alle Empfindung: „Madame, ich würde Ihnen gern den Gefallen tun, aber Sie denken an den König, und ich denke an Herrn Sausse. Jeder Frau ist ihr Mann am nächsten."

Inzwischen waren die Offiziere angelangt, die von Pont-Sommeville kamen. Sie wurden angehalten, durften aber zum Könige. Er verbot ihnen, Gewalt zu brauchen, denn er hoffte noch immer fest, jeden Augenblick mehr Truppen anrücken zu sehen. Trotzdem wollten diese Herren die Rettung der königlichen Familie versuchen, aber ihre Husaren

erklärten sich für die Sache des Volkes, und es blieb ihnen nur noch übrig, so rasch sie reiten konnten, zu ihrem General zu eilen.

Zu Paris war die Flucht am Morgen des 21. bekannt geworden, und der vorsichtige Lafayette anfänglich der Mitwirkung beschuldigt worden. Er wußte jedoch bald seine Unschuld darzutun, und schrieb an alle Nationalgarden und Bürger Befehle, sich der Flucht des Königs zu widersetzen. Nach Varennes brachte sein Adjutant, der junge Romeuf, am nächsten Morgen den Verhaftsbefehl. Er hatte ihn auf das Bett gelegt, in dem der Dauphin schlief. Die Königin schleuderte das Papier hinunter und rief heftig: „es besudele das Lager ihrer Kinder." „Madame", sagte Romeuf, der ihr persönlich anhing, „möchten Sie, daß ein anderer als ich Zeuge dieser Heftigkeit wäre?" Marie Antoinette war augenblicklich wieder würdevoll gefaßt, aber nur durch Drohungen ließ sie sich endlich bewegen, in den Wagen zu steigen, der sie nach Paris zurückführte, das sie nicht wieder verlassen sollte.

Sie hoffte noch auf Bouillé. Auch kam er mit dem Regiment Royal Allemand, aber erst, als die königliche Familie schon seit anderthalb Stunden Varennes verlassen hatte. Schweigend und entmutigt führte er sein Regiment zurück, eilte in das Luxemburgische und schrieb an die Nationalversammlung einen Brief, in dem er die Schuld des ganzen Fluchtversuches auf sich allein nahm, und durch Drohungen das Leben des Königs zu sichern suchte. Auch der Graf von Fersen entkam nach Brüssel, ebenso Monsieur mit seiner Gemahlin. Mesdames die Tanten waren schon früher nach Rom emigriert: als Opfer für das Volk blieben nur noch der König und die Königin, Madame Royale, der Dauphin und Madame Elisabeth.

Vorläufig sollte ihnen noch nichts Ernstliches geschehen. An allen Mauerecken von Paris las man die Bekanntmachung: „Wer dem Könige zujauchzt, wird geprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehangen."

Das Volk ließ es sich gesagt sein, es schwieg; aber wie furchtbar war dieses Schweigen! Kein Haupt entblößte sich, die Truppen präsentierten nicht. So zog die königliche Familie zum letztenmal in Paris ein, nachdem sie acht volle lange Tage gebraucht hatte, um den Rückweg von Varennes zu machen, denn es durfte, der begleitenden Nationalgarden wegen, nicht anders als Schritt gefahren werden. Von den Kommissären, die die Versammlung der zurückkehrenden Familie entgegengesandt hatte, um über ihre Sicherheit zu wachen, fuhren zwei,

Pétion und Barnave, im königlichen Wagen. Der Erstere betrug sich mit Absichtlichkeit roh; Barnave, jünger und feinfühlender, wurde während der Reise einer der wärmsten Anhänger der Königin. Oft schlich er sich später in die Tuilerien; wenn er es nicht konnte, erteilte er der Königin brieflich Ratschläge. In der Versammlung war seine glänzende Beredsamkeit fortan der konstitutionellen Monarchie gewidmet. Pétion dagegen gehörte der Partei an, die bereits den Namen der Republik murmelte.

Nachdem man die königlichen Gatten in ihren Palastkerker zurückgebracht, hatte man ihnen, gerade als ob sie Staatsverbrecher wären, Wachen gegeben, die sie weder Tag noch Nacht aus den Augen ließen. Ihre Zimmer mußten geöffnet bleiben, und war die Königin zu Bett, so setzte sich in dem sogenannten „großen Kabinett", das vor dem Schlafzimmer lag, ein Bataillonskommandant der Nationalgarde in einen Lehnstuhl, um die Monarchin durch die offene Tür zu bewachen. Die Kammerfrau schob dann ihr Rollbett zwischen die Tür und das Lager der Königin, und schützte diese so einigermaßen vor den Blicken ihrer Wächter. Es mögen traurig sonderbare Szenen während dieses Belagerungszustandes eines Schlafgemachs stattgefunden haben — die eine ist uns erzählt worden. Der wachthabende Bataillonskommandant bemerkte in einer Nacht, daß die Kammerfrau schlief, die Königin aber wachte, und so wagte er es, sich zu nähern und der Königin mit leiser Stimme Winke und Ratschläge über ihre Lage zu geben. Plötzlich erwacht die Kammerfrau, sieht einen Mann in Uniform am Bett der Gebieterin und will schreien; aber mit jener Ruhe, wie sie durch die allmähliche Gewöhnung an außerordentliche Lagen erzeugt wird, sagt ihr die Königin: „Beruhigen Sie sich, dieser Mann ist ein guter Franzose." Als solchen zeigte sich auch St. Prix, der berühmte Schauspieler am Théâtre-Français. Unter dem Anschein patriotischen Eifers bewarb er sich besonders häufig um den Posten auf dem schwarzen Gange, der das Gemach des Königs von dem Schlafzimmer der Königin trennte, und gestattete während der 24 Stunden, die sein Dienst dauerte, den königlichen Gatten heimliche Zusammenkünfte untereinander und mit Madame Elisabeth.

Der König war seiner Würde provisorisch enthoben worden. Man hatte Kommissäre ernannt, die ihn und die Königin über die Beweggründe zur Flucht verhören mußten. Marie Antoinette erklärte einfach: „Nichts in der Welt würde sie abgehalten haben, dem Könige zu folgen;

sie hätte seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß sie ihn nie, selbst unter den peinlichsten Umständen, verlassen werde." Die Erklärung des Königs befriedigte gleichfalls die Kommissäre, und sie statteten ihren Bericht an die Versammlung in einem dem Könige günstigen Sinne ab. Dennoch wurde seine Absetzung diskutiert, und die Jakobiner machten sie sogar zum Gegenstand einer öffentlichen Bittschrift, die auf dem Marsfelde, wo der Altar des Vaterlandes stand, unterzeichnet werden sollte. Wie zu erwarten war, gab es Aufruhr, Bailly entfaltete die rote Fahne und proklamierte das Kriegsgesetz, und Lafayette mit der Nationalgarde verschaffte ihm durch Pulver und Blei Achtung. Das konstitutionelle Frankreich hatte für den Augenblick über das republikanische gesiegt, der König war nicht in Anklagezustand versetzt, sondern von neuem anerkannt worden, und als er am 30. September in der Schlußsitzung der konstituierenden Versammlung erschien und eine Rede „à la Henri IV." (wie Heinrich IV.) hielt, da empfing er so lebhafte Bezeigungen von Anhänglichkeit, als hätte er nie nach Montmédy entweichen wollen, und als wäre er nie in den Tuilerien gefangen gehalten worden.

Mit der Eröffnung der neuen Versammlung jedoch, die sich die gesetzgebende nannte, trat die Nation gegenüber dem Königtum in eine völlig neue Stellung. Die Versammlung begann damit, daß sie dem Könige die Titel „Sire" und „Majestät" streitig zu machen versuchte. Sie gab den Versuch wieder auf, indessen war er darum nicht minder bedeutungsvoll. Die Koalition von Pillnitz, kraft der Preußen und Österreich sich verbündet hatten, die Sache Ludwigs XVI. als die des monarchischen Prinzips, und folglich als ihre eigene anzusehen, hatte dem unglücklichen Könige wenig genützt. Nicht minder ungünstig auf die öffentliche Stimmung gegen ihn wirkte es, daß die Emigration sich in Koblenz um Monsieur und den Grafen von Artois scharte. Er konnte „die Nation" nicht überzeugen, daß er diese Bestrebungen, deren Ziel die Wiederherstellung der alten Monarchie war, nicht im stillen billigen sollte.

Die Königin erwartete ein mögliches Heil ihrer Kinder nur noch von den fremden Mächten.

Madame Elisabeth, die sich von jeher noch weniger nachgiebig gezeigt hatte, als Marie Antoinette, setzte ihre ganze Hoffnung auf ihre Brüder und einen Sieg der Emigration; wie sollte der König anders denken, als seine Frau und seine Schwester? Umsonst ermahnte er seine

Brüder zur Rückkehr, umsonst erklärte er Franz II. von Österreich den Krieg, seine Gesinnung war und blieb dem Volke verdächtig.

Er hatte bei zwei Dekreten, von denen eines gegen die Emigrierten, das andere gegen die Priester gerichtet war, die sich geweigert hatten, die Konstitution zu beschwören, von seinem Recht des Veto Gebrauch gemacht, und obwohl er darin ganz gemäß der Konstitution verfuhr, so hatte er doch bewiesen, daß es ihm hier und da noch einfallen könnte, einen eigenen Willen zu haben — folglich war er im höchsten Grade verdächitg.

Er hatte damals sein girondistisches Ministerium, das der Hof — denn es gab noch immer etwas wie einen Hof — le ministère sans-culotte nannte. Le ministère sans-boucles wäre besser gewesen, indem Roland, der Minister des Innern, getreu seiner republikanischen Unabhängigkeit, im runden Hut und ohne Schuhschnallen bei Hofe erschien. Das erste Mal, als er sich so einfand, wollte der Zeremonienmeister ihn durchaus nicht einlassen. Gezwungen, es dennoch zu tun, sagte er zu Dumouriez: „Eh, Monsieur, keine Schnallen an den Schuhen!“ — „Ah, Monsieur, alles ist verloren!“ antwortete Dumouriez mit der größten Ernsthaftigkeit.

Die ironische Äußerung von Dumouriez sollte bald für ihn so gut wie für den Hof eine furchtbare Wahrheit werden. Der Hof wurde Rolands müde. Nicht der mangelnden Schuhschnallen, sondern eines Briefes wegen, den er, wie ein strenger Schulmeister einem ungezogenen Jungen, dem Könige im vollen Ministerrate vorlas. Dumouriez wurde aufs Schloß gerufen. Der König und die Königin waren zusammen. „Sollen wir“, fragten sie, „länger solche Unverschämtheit ertragen?“ — „Nein“, antwortete Dumouriez. Das Kabinett wurde aufgelöst, Dumouriez allein blieb und wagte es, der Versammlung, die sich eben für seine entlassenen Kollegen erklärt hatte, herausfordernd entgegenzutreten. Auch würde er seinen Posten als Kriegsminister behauptet haben, wenn der König die zwei Dekrete, um die es sich neuerdings handelte, eines über die Deportation der unvereidigten Priester, das andere wegen eines Lagers von 20 000 Mann unter den Mauern von Paris, angenommen hätte. Der König weigerte sich, Dumouriez reichte seine Entlassung ein und ging zur Armee ab, der König wählte sich Minister aus der konstitutionellen Partei, die Gironde wandte sich an die Masse, und am 20. Juni 1792 sah sich Ludwig XVI. zum zweitenmal von Angesicht zu

Angesicht dem Aufruhr gegenüber. Bailly war nicht mehr Maire von Paris, Lafayette nicht mehr Kommandant der Nationalgarde; Pétion, der dem ersteren nachgefolgt war, hielt es mit den Girondisten, der König sah sich also allein dem allgemeinen Petitionsrecht gegenüber, das durch 30 000 Individuen repräsentiert wurde. Getreu dem System des Nichtwiderstandes, befahl er der Nationalgarde, den Garten der Tuilerien und darauf den Saal zu öffnen, wo er in einer Fenstervertiefung auf einem Stuhle saß, den man auf einen Tisch gestellt hatte. Offiziere seines Hauses und der Nationalgarde umgeben und schützen ihn, so viel das bei solchem Andrang möglich sein kann. Die Masse schreit: „Nieder mit dem Veto! Keine Priester! Keine Aristokraten! Das Lager bei Paris!"

Dann verlangten sie die Unterzeichnung der Dekrete. „Es ist weder die Art, noch der Augenblick, um sie von mir zu erlangen", entgegnete auf diese Anforderung der König kalt und fest. „Es lebe die Nation!" hieß es nun. „Ja, es lebe die Nation!" versetzte Ludwig XVI., „ich bin ihr bester Freund."

„Beweisen Sie es da!" rief einer aus der Masse und hielt ihm auf einer Pike eine rote Mütze hin. Der König nahm sie und setzte sie auf. Ein anderer Volksmann, halb betrunken, hielt ihm ein Glas hin. Er trank. Ein Grenadier von der Nationalgarde bat ihn, sich nicht zu fürchten. Er nahm die Hand dieses Mannes und legte sie sich aufs Herz. „Fühlen Sie, ob es stärker schlägt, als gewöhnlich."

Die Prinzessin Elisabeth war herbeigeeilt, und wollte sich zu ihrem Bruder durchdrängen. „Da ist die Österreicherin!" schrie das Volk, das sie für die Königin hielt; jedoch kaum erfuhr es ihren Namen, so ließ es ab von den Drohungen gegen sie. „Warum sie nicht in ihrem Irrtum lassen?" fragte die Prinzessin schmerzlich; „vielleicht hätte ich die Königin retten können."

Die „Österreicherin, die Furie Frankreichs, die Messalina", wie ihre Lästerer sie nannten, sie stand unterdessen im Ratssaale, gleich dem Könige, zu dem sie nicht durchdringen konnte, in eine Fensterbrüstung gedrängt. Ihre Tochter, das vierzehnjährige ernste, schöne Mädchen, hielt sie an der Hand, ihr siebenjähriger Knabe saß vor ihr auf dem Tische, der ihre einzige Schutzwehr ausmachte. Ihr zur Seite standen einige ihrer Damen, einige wenige Offiziere, und an ihr vorüber defilierte das Volk. Die Männer bedrohten sie, die Weiber warfen ihr nichtswürdige Schmähugen ins Gesicht. Sie antwortete ihnen mit Tränen. „Habt Ihr

mich je gesehen? habe ich Euch je Böses getan? Man hat Euch getäuscht, ich bin Französin; wenn ihr mich liebtet, wär ich glücklich.“ Sie rührte zwar nicht die Weiber, wohl aber Santerre, den riesigen Bierbrauer, den Führer der Vorstädterrotten. „Das Kind erstickt ja!“ sagte er rauh, aber gutmütig, und nahm dem Dauphin die heiße rote Mütze ab, die ihm mit eigener Hand aufzusetzen die Mutter genötigt gewesen war. Dann stützte er sich auf den Tisch, blickte die Königin nachdenklich an und sagte: „Madame, man täuscht Sie, man täuscht Sie.“ Es muß ein tiefer Zauber in der Erscheinung der Königin gelegen haben, denn immer in ihrer größten Erniedrigung entwaffnete sie auf eine wunderbare Weise ihre Gegner und verwandelte ihren Haß in Mitleid. Als Pétion, der Maire, endlich erschienen war, und das Volk, von ihm belobt und aufgefordert, zu gehen, den Palast allmählich verlassen hatte, da kamen Deputierte von der Versammlung, um sich die Verwüstung anzusehen, und die Königin zeigte ihnen die eingeschlagenen Türen und die zertrümmerten Gerätschaften und erzählte, was sie alle erlitten. Einer von ihnen, einer der heftigsten Republikaner, Merlin von Thionville, hatte während er ihr zuhörte, Tränen in den Augen. Sie wandte sich zu ihm. „Sie weinen darüber“, sagte sie, „daß wir vom Volke so grausam behandelt wurden, da doch der König stets es glücklich zu machen wünschte.“ Merlin antwortete mit überflüssiger und unpassender Rauheit: „Es ist wahr, Madame, ich weine über das Unglück der schönen, weichfühlenden Frau, die Mutter ist, aber täuschen Sie sich nicht: von meinen Tränen fließt nicht eine für den König oder die Königin — ich hasse die Könige und Königinnen.“ Die Antwort war hart, fast roh: sie zeigte, daß der Republikaner sich gegen den Reiz der Königin sträubte, aber empfunden hatte er ihn dennoch — hatte er nicht geweint?

Leider sollte alle Sympathie, die sie gleichsam gebieterisch einflößte, nur ihrem Andenken zugute kommen, nicht ihr selbst. Für sie selbst ließ sich nichts mehr tun: ihr Schicksal erfüllte sich. Mit Riesenschritten ging die Revolution vorwärts. Umsonst kam Lafayette nach Paris und verlangte in seinem und der Truppen Namen die Bestrafung derer, die sich bei dem Attentat vom 20. Juni beteiligt hatten. Er dankte es nur der Achtung vor seiner Vergangenheit, daß er überhaupt von der Versammlung angehört wurde. Bei dem Plane, den er nun faßte: die Zersprengung des Klubs der Jakobiner durch die Nationalgarde, wirkte der Hof selbst ihm bei den königlich gesinnten Kommandanten entgegen.

Lafayette erfuhr, was andere vernünftige Männer vor ihm erfahren haben: daß man in solchen äußersten Lagen durch Mäßigung nie Zutrauen einflößt, und auf dem Mittelwege zu keinem Ziele gelangt. Der Hof konnte zu keinem Entschlusse kommen, sich ihm anzuvertrauen, und Lafayette reiste unverrichteter Sache zur Armee zurück.

Die Feindseligkeiten zwischen der konstitutionell=monarchischen und der republikanischen Partei blieben nicht länger bei Debatten stehen. Die dritte Feier des 14. Juli vereinigte die Parteien nur zum Schein. Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig an der Spitze der preußischen Armee zu Koblenz sein berühmtes Manifest gegen die „Anarchie im Innern Frankreichs", am 28. war es in allen royalistischen Blättern von Paris gedruckt. Der König — désavouierte es — wir haben im Deutschen kein Wort für dieses echt diplomatische, mithin echt französische Verfahren; er stellte jede Beziehung dazu in Abrede, meinte es wohl auch ehrlich damit, aber seine Ehrlichkeit half ihm so wenig, wie ihm seine Güte, seine Gewissenhaftigkeit, sein passiver Heldenmut, genug, alle seine christlichen und bürgerlichen Privattugenden geholfen hatten. Auch alle Fluchtpläne, die für ihn von verschiedenen Seiten entworfen wurden, blieben unausgeführt. Er konnte sich eben für keinen bestimmen. Unterdessen beantragte Pétion im Namen von Paris am 3. August seine Absetzung. Die Versammlung vertagte die Beratung über diese Frage — die wichtigste, die ihr noch vorgelegt worden — auf den 9. August. Noch hatte das konstitutionelle Element in ihr Energie genug, um zu protestieren. Das revolutionäre wandte sich also, wie am 20. Juni, an seine Hilfstruppen in den Straßen und Vorstädten. Sie hatten aus Marseille einen bedeutenden Zuzug erhalten; es wurde beschlossen, am 9. und 10. August die Besprechung in der Versammlung durch Kundgebungen von außen zu unterstützen und im Sinne des Volkes zu befördern. Zum dritten Male sah also die königliche Familie sich am 10. August vom Aufruhr belagert und bedroht. Sie war nicht ohne Verteidiger: was es an Royalisten in Paris noch gab, war nach den Tuilerien geeilt, auf die Schweizer ließ sich zählen. Die französischen Geschichtschreiber versichern sämtlich, der König hätte durch einen einzigen entschiedenen Angriff an der Spitze der Seinen die Aufrührer auseinander treiben können. Die Königin schien in dieser äußersten Gefahr an das Unmögliche zu glauben: sie sagte zum Könige: „Sire, der Augenblick ist da, um sich zu zeigen." Man sagt sogar, sie habe einem alten

Edelmann ein Pistol aus dem Gürtel gerissen und es dem Könige dargeboten, der König aber habe es gelassen seinem Eigentümer wieder zurückgegeben. Ludwig XVI. hatte für seine Familie gebetet; für sie zu handeln vermochte er nicht. Anstatt die Revolte anzugreifen, gab er die Tuilerien auf, zitternd vor dem Gedanken, daß man ihn des Kampfes gegen sein Volk anklagen könnte. Die letzten treuen Anhänger werden gemordet, und auf einem der blutigsten Blätter dieser Blutgeschichte steht die Metzelei der Royalisten und der Schweizer am 10. August verzeichnet. Der König mit den Seinen begab sich in den Schutz der Versammlung. Die Königin hatte dem Beschluß des Königs lebhaft widersprochen und konnte nur durch die eindringlichsten Vorstellungen und Warnungen zum Nachgeben vermocht werden; sie sagte zu dem Prokureur Röderer, der den König zu diesem letzten Schritte bestimmt hatte: „Monsieur, wenigstens müssen Sie für das Leben des Königs und meiner Kinder stehen." — „Madame, ich stehe dafür, daß ich Ihnen zur Seite sterbe", antwortete Röderer; „mehr kann ich nicht versprechen."

Zwischen zwei Reihen Nationalgarden ging der Zug langsam durch den Garten. Die Hitze war in diesem Jahre frühzeitig eingetreten, von den Kastanienbäumen war schon viel gelbes Laub abgefallen. Der König bemerkte es, indem er darüber hinwegschritt. „Es sind viele Blätter hier", sprach er, „sie fallen dieses Jahr früh." In einem Journal hatte vor einigen Tagen gestanden: „Das Königtum würde nicht mehr so lange dauern, bis die Blätter fielen." Vielleicht dachte Ludwig XVI. an diese Vorhersagung. Der kleine Dauphin belustigte sich damit, die welken Blätter mit den Füßen zusammenzuschieben, und sie so seiner Schwester in den Weg zu werfen.

An der Terrasse der Feuillants gab es Volkshaufen und man hörte allenthalben die gewöhnlichen freundlichen Zurufe: „Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Österreicherin!" Dieses Mal wurde noch hinzugefügt: „Die Absetzung oder den Tod!" Dennoch gelangte die königliche Familie in die Versammlung, der Dauphin getragen auf den Armen eines riesigen Sapeurs, der ihn auf das Bureau niedersetzte.

In der Journalistenloge saß die unglückliche Familie nun fünfzehn Stunden lang bis um ein Uhr den nächsten Morgen, und hörte zu, wie über ihr Schicksal beraten wurde. Der König verlangte einige Nahrung — sein Hunger wurde ihm als eine Taktlosigkeit vorgeworfen: er hätte an einem solchen Tage nicht essen sollen, meinte man. Die Königin, die

Kinder und Madame Elisabeth begnügten sich mit etwas geeistem Fruchtwasser, das ihnen die vernichtende Hitze, die erstickende Luft in dem vollen Saale ertragen half. Draußen brüllte die Menge, die die Tuilerien stürmte, die nutzlosen Schüsse der verzweifelten Verteidiger knallten dazwischen — die Königin hörte ihr Reich untergehen. Sie war von noch etwa fünfzig Getreuen umgeben, die allein ihr von ihrem Hofe, ihrem Adel und ihren Garden geblieben.

Dann sah sie, wie die in den Tuilerien gefundenen Kostbarkeiten auf dem Bureau der Versammlung aufgehäuft wurden, denn die Gerechtigkeit muß man dem Volke widerfahren lassen: es mordete wohl, aber es stahl nicht. Ebenso wurden die Dokumente und Briefschaften herbeigebracht, die in dem sogenannten schwarzen Schranke gefunden worden waren. Dieser war in die Mauer gebrochen und wurde, durch das Tafelwerk verborgen, für sicher gehalten. Ludwig XVI. hatte darin seine wichtigsten Papiere sicher geglaubt, aber welches Geheimnis bleibt unverraten? Der Schrank wurde entdeckt, erbrochen, und die Schriftstücke, die er enthalten, lagen jetzt als gefährliche Zeugnisse gegen den König vor der Versammlung.

Und draußen brüllte lauter und lauter die Menge, tobte drohender, rief wilder und wilder nach neuen Opfern. Für den Fall, daß der rohe Pöbel sich auch des Königs und der Seinigen bemächtigen wollte, hatte der Präsident befohlen, das Gitter der Loge loszureißen, damit die eingeschlossene Familie sich in den Saal flüchten könne. Es gab weder Arbeiter noch Werkzeuge, mit ihren Händen rissen einige Herren vom Hofe das Gitter los. Ludwig XVI. half ihnen, er war mit dem Eisen in seiner friedlichen Gestalt als guter Schlosser bekannt und vertraut.

Die Beschlüsse, die die Versammlung faßte, waren folgende:

Der König ist vorläufig suspendiert.

Ein Erziehungsplan für den Kronprinzen ist angeordnet.

Ein Nationalkonvent wird einberufen.

Als die königliche Familie sie vernommen, wurde ihr gestattet, in vier Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, so viel Ruhe zu suchen, wie sie nach einem solchen Tage finden konnte. Während der ganzen endlosen Sitzung hatte nur der Dauphin auf dem Schoße seiner Mutter geschlafen.

Den nächsten Tag brachte die Familie wie den vorigen zu. Das Volk drohte, in das Gebäude zu dringen und sie zu ermorden. Am

Abend wurde sie zum letzten Male von Edelleuten bedient, denn die Herren, die dem König gefolgt, durften nicht länger bei ihm bleiben. Diesen Abend aß er nicht, und als der Augenblick der Trennung kam, brach er in Tränen aus.

Am 13. August wurde die königliche Familie in den Tempel gebracht. Man hatte sie erst in den Luxembourg bringen wollen, aber der Luxembourg war ein Palast, der Tempel konnte besser zum Gefängnis umgewandelt werden — er paßte besser für ihre Lage.

Der Tempel, der von seinen Erbauern, den Tempelherren, den Namen behalten hatte und in der Vorstadt St. Antoine lag, bestand aus der Priorei, in deren Gemächern früher der Graf von Artois sein Absteigequartier hatte, und in einem hohen, großen Turm, an den ein kleinerer sich dicht anschloß. Dieser wurde den Gefangenen zum Aufenthalt angewiesen.

Die Erzählung ihrer Haft in deren Einzelheiten wollen wir uns und unsern jungen Leserinnen ersparen.

Wir haben zum Glück nicht die Aufgabe, den Parteisinn zu erwecken oder anzufeuern, wir dürfen, was empört, mit dem Schleier des Schweigens bedecken. Wollen unsere jungen Leserinnen ihn lüften und sich mit den Leiden der königlichen Gefangenen bekannt machen, wie sie Tag für Tag stiegen, um erst im schmachvollsten Tode zu endigen, so bietet sich dazu vielfache Gelegenheit: die Legende der königlichen Märtyrer von Frankreich, die, selbst schuldlos, für Sünden büßten, die sie zugleich mit dem Königtume ererbt, ist oft geschrieben worden, von Feind und Freund, von Geschichtschreibern, wie in Romanen, und sie möge erzählt werden, von wem sie wolle, unwillkürlich macht sie vor dem französischen Volke schaudern.

Doch nein; was die Gefangenen des Tempels marterte, verfolgte, verhöhnte, als sie keinen Fußbreit ausweichen und kein Wort erwidern konnten, sondern jedem Schlage stillhalten und jede Beleidigung erdulden mußten, das war nicht das französische Volk, sondern der französische Pöbel. Pöbel gibt es in allen Schichten der Gesellschaft, denn es ist der Bodensatz auf dem Grunde der Menschheit. Daß er in der Masse breiter und stärker liegt als höher hinauf, läßt sich ohne Erörterung begreifen. Wehe denen, die in lächerlicher, rednerischer Eitelkeit, in albernem parlamentarischen Ehrgeiz ihn aufstören! Dann geschieht, was in der französischen Revolution von 1792 geschah: dieses unreine

Element trübt eine ganze Geschichtsepoche und befleckt die Ehre eines ganzen Volkes. Doch genug davon, wir begnügen uns, auf diesen letzten Seiten unserer Schilderung über diesen Bodensatz und Schlamm einfach und fest die rein geschichtlichen Tatsachen hinzustellen, als eben so viele Staffeln zum Blutgerüst und zum Himmel. —

In der Nacht zum 19. August wurden die Prinzessin von Lamballe und Frau von Tourzel von den königlichen Damen getrennt. Die Königin war von nun an ihre eigene Kammerfrau und die Wärterin ihres Sohnes. Wenn sie ihn zu Bett gebracht hatte, ließ sie ihn leise beten, Gott möge das Leben seines Vaters erhalten. Auch um Kraft in diesen schweren Tagen für Mutter, Tante und Schwester mußte er bitten.

Am 1. September verbreitet sich die Nachricht, daß die Preußen in Verdun sind. Am 2., 3. und 4. werden in den Gefängnissen von Paris die unglücklichen August-Gefangenen niedergemetzelt. Auch die Prinzessin von Lamballe ist unter den Opfern; ihr totes Haupt, noch umringelt von dem wunderschönen blonden Haare, wird auf einer Pike vor die Fenster des Tempels getragen.

Am 20. September wird der Nationalkonvent eröffnet. Pétion ist Präsident. Zunächst wird die Souveränität des Volkes dekretiert, dann erklärt der Präsident die Monarchie für abgeschafft, und Frankreich ist Republik.

Gegen Ende September bringt man den König in den großen Turm. Eine Flasche Wasser mit Zitronensaft und ein Stück Brot macht an diesem Tage sein ganzes Frühstück aus. Er teilt das Brot mit seinem Kammerdiener. Während Clery sein Stück ißt, benetzt er es mit Tränen. Der König sieht es und weint auch.

Eigentlich war dem Könige schon jetzt die Trennung von seiner Familie zugedacht worden, aber der Jammer der Königin war so unwiderstehlich, daß er selbst die Kerkermeister erweichte. Die königlichen Frauen durften zum Essen hinüber und wurden später auch in den großen Turm gebracht. Das Familienleben im Kerker konnte wieder anfangen.

Es sollte aber nur bis zum 11. Dezember währen. An diesem Tage erschien Ludwig XVI. vor dem Konvent, der sich anmaßte, ihn zu richten. Von nun an sah der König die Seinen nicht mehr bis am Abend vor seinem Todestage. Das war am 20. Januar. Am 25. Dezember, am Christatge 1792, hatte er sein Testament geschrieben. Am 21. Januar

1793 sprach der Abbé Edgeworth, der ihn auf das Schafott begleitet hatte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“ Und Ludwig XVI. starb wie ein König und wie ein Christ.

Er hatte der Königin am Abend vorher versprochen, sie solle ihn noch sehen, bevor er zum Tode fahre. Es war eine fromme Lüge. Er vermochte keinen zweiten Abschied zu ertragen. Seinen Segen, den Segen des dem Tode Geweihten, hatte er auf den Häuptern der Seinigen gelassen, nun vertraute er sie der Gnade Gottes an und verließ den Kerker, ohne sie noch wiedergesehen zu haben. Die Königin wartete noch, da hörte sie die Trommeln, die seine Abfahrt verkündeten. Der Dauphin lief eben zu den Kommissären, die die Gefangenen bewachten, und rief: „Laßt mich gehen! ich will das Volk bitten, daß es meinen Papa nicht sterben lasse.“ — Da vernahm die Königin den Ruf: „Es lebe die Republik!“ und das Rollen der Geschütze, und wußte, daß sie Witwe war und vaterlose Kinder hatte. Am nächsten Tage bat sie um Trauerkleider. Die Republik war großmütig und bewilligte die Ausgabe. Sie war reich, sie hatte ja Assignaten auf die konfiszierten Güter des Königs und des Adels, die sie laut ihrer Macht in Nationaldomänen verwandelt hatte!

Dann lebten die beiden Frauen mit den zwei Kindern weiter, wenn man überhaupt eine solche Gefangenschaft noch Leben nennen kann. Sie schienen ein wenig vergessen zu werden. Die Republik hatte so viele Reden zu halten und so viele Köpfe abzuschlagen; sie war ungemein in Anspruch genommen, die arme Republik! So bekümmerte sie sich denn etwas weniger um die Witwe und die Kinder des gewissen Louis Capet, den sie wegen des Verbrechens hatte richten müssen, daß er König gewesen war, bevor es die „eine unteilbare Republik“ gab.

Dafür regten sich um so mehr die Anhänger des Königtums, die noch in Frankreich waren, ohne noch im Gefängnis zu sein. Es waren ihrer nur wenige, aber es waren starke, treue Herzen. Marie Antoinette war nicht länger schön, ihr Haar war grau, wie das einer Greisin, aber was sie nicht mehr als Frau vermochte, die Gemüter erschüttern und entflammen zur vollsten, unbedingtesten Hingebung, das vermochte sie als Opfer. Sie sollte gerettet werden, und sie wollte sich auch retten lassen, denn ihre Kinder sollten mit ihr sein, und für diese wünschte sie noch zu leben, selbst mit ihren Erfahrungen und ihren Erinnerungen. Auf einmal rissen einige der angeknüpften Fäden, einige Hilfsmittel ver-

sagten, nur allein Marie Antoinette konnte noch entfliehen — da schrieb sie einfach und schlicht an den Herrn von Jarjayes, einen frühern Edelmann des Dauphins: „So glücklich ich wäre, könnte ich von hier fort, so kann ich mich doch nicht von meinem Sohne trennen."

Was sie nicht können wollte, das konnte und das tat die Republik. Am 3. Juli abends wurde der Königin angekündigt: „der Ausschuß für das öffentliche Wohl befehle, daß Capets Sohn von seiner Mutter getrennt werde." „So tötet mich erst!" rief Marie Antoinette. Als sie vom Könige gehen mußte, da weinte sie; nun der Dauphin ihr entrissen werden sollte, widerstand sie. Dem Gatten hatte sie gehört, das Kind gehörte ihr — um das Kind kämpfte sie, das Kind verteidigte sie. Ohnmächtiger, hoffnungsloser Kampf! Eine Stunde währte er, und dann gab nicht die Mutter, aber die ermattete Frau nach. Madame Elisabeth und Madame Royale kleideten das arme Kind an, die Königin vermochte es nicht mehr. Es war zum letzten Male, daß weiche Hände es liebevoll ankleideten; zum letzten Male, daß es Mutterküsse auf seiner Wange, Muttertränen auf seinen Locken fühlte. Die Königin hatte keinen Sohn mehr. Nur durch eine Spalte in dem Verschlag um die Plattform des Turmes, wo das Kind spazieren geführt wurde, sah sie noch ihren „Kleinen". Und diese Folter, diese höchste Qual einer entthronten und gattenlosen Mutter hatte „der Ausschuß für das öffentliche Wohl" verordnet!

Armer kleiner Ludwig XVII.! Er blieb zwei Tage auf der Erde liegen und wollte nicht essen. Aber er war ein Kind und bekam Hunger, tröstete sich und spielte. Im Anfange blieb er noch gut, noch Ludwigs XVI. Sohn, noch das Kind Marie Antoinettens. Als sein — Erzieher, der Schuster Simon, dessen wirkliche Existenz man bezweifeln könnte, wüßte man nicht aus furchtbarer Erfahrung, daß es selbst Mütter gibt, die fähig sind, Kinder zu mißhandeln, als der Bürger und Henker Simon sein kleines königliches Schlachtopfer einmal fragte: „Capet, was würdest du tun, wenn die Vendéer dich befreiten?" da blickte das Kind ihn an und versetzte: „Ich würde dir verzeihen." Damals wußte der Kleine noch die letzte Lehre seines Vaters, aber er war ein Kind; er vergaß nur zu bald, was er gewesen; er lernte fluchen, trinken, Schmählieder auf seine Mutter singen, Lügen gegen seine Mutter aussagen. Als man ihn dazu nicht länger gebrauchte, wurde er wie ein wildes Tier eingeschlossen, und wurde wie ein Tier stumm und dumm, und so

starb er. Wenigstens hieß es so. Die Möglichkeit vom Gegenteil brachte die verschiedenen Ludwigs XVII. hervor, mit denen man sich während der Restauration und selbst später noch beschäftigt hat.

Eine falsche Marie Antoinette konnte es nicht geben, ihr Ende war öffentlich, der Konvent machte es zu einem Schauspiel. Am 2. August morgens um 2 Uhr wurde sie aus dem Tempel nach der Conciergerie abgeholt. Sie nahm ernst Abschied von ihrer Tochter; Marie Therese war kein Kind mehr, wie ihr kleiner Bruder, sie war ein junges Mädchen, ihre Mutter behandelte sie demgemäß. Eine Ermahnung zur Standhaftigkeit, zur Versöhnlichkeit gegen ihre Feinde, ein Kuß, dann ein schmerzliches Umarmen der treuen Schwester, der sie die Kinder nicht erst anzuempfehlen brauchte, und die Königin war allein für diese Welt und Gefangene in der Conciergerie.

Zwei Monate blieb sie dort, erdrückt von ihrer Einsamkeit, gefoltert von der rastlosen Lebendigkeit ihrer Phantasie. Als sie beim Hinaustreten aus dem Turm des Tempels sich mit der Stirn an die Tür gestoßen, und man sie gefragt: ob sie sich weh getan, da hatte sie geantwortet: „Ach nein, mir kann nichts mehr weh tun"; aber sie war noch nicht allein gewesen. Nervös und leidenschaftlich von Organisation, wie sie war, müssen diese Monate der einsamen Haft gleichsam die Essenz ihrer ganzen Leidenszeit enthalten haben. Man errät aus einem kleinen Zuge, was sie zu erdulden gehabt: sie verlangte zum Lesen wörtlich „die schauderhaftesten Abenteuer". Der letzte Rettungsplan, den die Royalisten entwarfen, schlug natürlich abermals fehl — was schlug nicht fehl, wenn es für Marie Antoinette geschehen sollte? Aber um ihre letzten Tage doch in etwas weniger entsetzlich zu machen, wurde ihr das Glück zu teil, menschliche Kerkermeister zu finden. Richard, der erste, tat, was er vermochte; Bault, der ihm nach seiner Absetzung folgte, verfuhr mit gleicher Milde. Die Frauen beider unterstützten ihre Männer in diesen Liebeswerken. Die Königin bekam reines Wasser zu trinken, Gemüse und Früchte zu genießen, die sie liebte. Eine Obsthändlerin gab einst die schönste Melone aus ihrem ganzen Kram ohne Bezahlung her, als sie hörte, für wen die Frucht bestimmt sei. Auch in der französischen Revolution fand sich, wie überall, bei den Frauen die größte Grausamkeit und das größte Mitleid.

Mit dem 13. Oktober 1793 begannen die letzten Szenen dieses königlichen Trauerspieles. An diesem Tage teilte der öffentliche An=

kläger in einem geheimen Verhör der Königin die sogenannte Anklage gegen sie mit. Am 14. Oktober erschien sie vor den Richtern.

Die Weltgeschichte hat keine widerlichere und albernere Rechtsverhöhnung aufzuweisen, als diesen Prozeß. Sehr wahr sagt Lamartine: Marie Antoinette habe ihre Anklage mehr wie eine Formalität des Todes angehört, die nicht der Mühe wert gewesen, besprochen zu werden. „Ihr Verbrechen war“, setzt Lamartine hinzu, „Königin, Gattin und Mutter von Königen zu sein, und die Revolution zu verabscheuen, die ihr die Krone, ihren Gemahl, ihre Kinder und das Leben entriß.“

Marie Antoinette hatte sich nicht schmücken können, um dem Gericht, das über sie gehalten wurde, Ehre zu erweisen. Sie hatte nur zwei Kleider, ein altes schwarzes und ein altes weißes. Da sie aus dem Tempel nur ein Schnupftuch und ein Essigfläschchen hatte mitnehmen dürfen, so mußte sie von der Conciergerie aus die Republik um ein Paar Schuhe und vier Hemden bitten lassen. Sie bekam jedoch nur drei Hemden, jeden zehnten Tag eines. Folglich erschien sie vor dem Tribunal sehr ärmlich gekleidet, aber dabei freilich würdevoll wie eine Tochter von Österreich-Lothringen. Man hätte sagen können, ihre Seele trage noch königliche Kleider.

In ihren Antworten blieb sie klar und von bewunderungswürdiger Besonnenheit. Durch ihre Aussagen ist kein einziger ihrer Anhänger kompromittiert worden. Ihre letzten Worte vor Gericht waren: „Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwigs XVI. war und mich gänzlich nach seinem Willen richtete.“

Als die Todesstrafe beantragt worden war, und der Präsident die Angeschuldigte fragte, ob sie noch irgendetwas einzuwenden habe, schüttelte sie bloß den Kopf. Das war ihre Antwort — welche andere hätte sie auch geben sollen?

Würde sie durch irgendwelche Einwendungen ihre Verurteilung auch nur einen Augenblick aufgehalten haben? Was sie ruhig vorausgesehen hatte, geschah: Marie Antoinette, „genannt Lothringen-Österreich, Witwe Louis Capets“, wurde, gleich dem Gatten, der ihr vorangegangen war, zum Tode verurteilt. Sie gab auch jetzt kein Zeichen von Gemütsbewegung, sondern stieg gelassen von ihrer Bank herab und öffnete selbst das Gitter. Es war vier Uhr morgens; man führte sie in die Conciergerie zurück, doch nicht in das Zimmer, das sie bewohnt, sondern in das Zimmer, wo die Verurteilten den Henker erwarteten. Sie bat

um Papier und Schreibzeug und schrieb an die Prinzessin Elisabeth. Mit Innigkeit nahm sie von dieser engelgleichen Schwester Abschied und sandte durch sie den armen Kindern, die sie schutzlos in der Gewalt der Republik zurücklassen mußte, den letzten schmerzlichen Segen. Jede Mutter wird es mitempfinden, mit welchen Gefühlen Marie Antoinette von der Zelle der Verurteilten aus ihrer Kinder im Kerker gedachte.

Als sie so ihr letztes Geschäft auf Erden vollendet, verlangte sie etwas zu essen, genoß einen Flügel des Huhns, das man ihr brachte, bat um ein reines Hemd, legte sich nieder und schlief einige Stunden. Sie wurde geweckt, als ein Priester kam, um ihr die Tröstungen der Religion anzubieten. Die Königin dankte ihm, wies jedoch sein Anerbieten zurück. Er hatte der Republik den Eid geleistet; Marie Antoinette konnte, ihrer Überzeugung nach, ihm nicht beichten, aber seine Begleitung auf das Blutgerüst nahm sie an.

Um sieben Uhr erschien der Nachrichter. Die Königin war fertig, sie hatte sich selbst die Haare abgeschnitten. Dennoch wurde sie erst um elf Uhr zu dem elenden offenen Karren geleitet, auf dem sie zum Tode fahren sollte. Sie bestieg ihn, bekleidet mit ihrem schlechten weißen Piquémantel, um den Hals ein weißes Tuch, auf dem Kopfe eine weiße Haube, die Arme mit einem Stricke zurückgebunden, dessen Enden der Nachrichter hielt. Der Karren fuhr langsam: das Volk hatte volle Zeit, die gehaßte „Österreicherin“ noch einmal mit allen den Schmähungen zu überschütten, die es für sie erfunden hatte. Marie Antoinette schwieg. Bevor sie ihr Haupt unter das Beil legte, warf sie noch einen letzten Blick nach den Tuilerien. Die Menge schrie: „Es lebe die Republik!“ und das Haupt der Königin fiel. Das war das Schicksal einer deutschen Kaiserstochter in dem „schönen Frankreich“.

Von den fünf königlichen Gefangenen im Tempel waren jetzt nur noch drei übrig: die beiden Kinder und die Prinzessin Elisabeth. Am 9. Mai 1794 wurde auch diese vor das Gericht gefordert und zum Tode geschickt, und am 8. Juni 1795, wo das Märtyrerkind, der Dauphin, starb, behielt die Republik nur noch eine Gefangene: Marie Therese, Madame Royale, die letzte der dem Tode geweihten Familie. Sie allein vertauschte den Tempel mit der Freiheit. In das Land ihrer Mutter kam sie, und später als Gattin ihrs Vetters, des Herzogs von Angoulême, in das ihrer Geburt zurück. Aber sie soll nie gelächelt haben. Vor ihrer Seele stand unauslöschlich das finstere Bild des Tempels.

Charlotte Corday.

(Geb. 1769, gest. 1793.)

> Wenn man in ihre sanften, traurigen Augen blickt, so findet man die Erklärung ihres ganzen Geschicks: Sie war immer allein gewesen.
> Michelet, „Die Frauen der Revolution".

Die Revolution von Frankreich war da.

Die erste nämlich, die von 1789, die Mutter der Revolution von 1830, die ihrerseits die Mutter der von 1848 war.

Die Jahrhunderte, die das Altertum mit der Neuzeit vermitteln, teilen sich in zwei Epochen. In der ersten strebt der europäische Geist nach außen, er will die Tat, sucht das Unbekannte, treibt seine Völkerkinder zu Abenteuern, zu Entdeckungen. In der zweiten steigt er in sich hinab, will die Entwicklung, faßt, was ihm unter den Händen liegt, erzeugt Religionssekten und philosophische Systeme, arbeitet an Staatsformen. Die erste Epoche beginnt, als Karl Martell bei Tours die Sarazenen schlägt, und endigt, als Kaiser Karl V. zu St. Just ins Kloster geht. Sie umfaßt die Kreuzzüge, die Maurenkämpfe, die Fahrten von Kolumbus, Cortez und Pizarro. Die zweite, deren Morgenröte sich mit der Abendröte der ersten verschmilzt und so einen Mitternachtstag bildet, die zweite wird durch die Reformation eröffnet und durch die erste französische Revolution geschlossen. In ihr haben wir Elisabeth und Shakespeare, das Zeitalter Ludwigs XIV., Friedrich den Großen und Voltaire.

Es war gegen Ende dieser Periode, deren Untergang rot war, röter noch, als ihr Aufgang gewesen war.

Das Volk hatte damit angefangen, nach Brot zu schreien; es hatte, getreu der furchtbaren Logik des Aufstandes, damit geendet, nach Blut zu brüllen. „Blut!" ist der Refrain jeder revolutionären Volkshymne und ganz besonders der eines Liedes, das noch immer ertönt, wenn in Frankreich Barrikaden aufgeworfen werden, der Marseillaise, des

Schlachtgesanges der siegreichen republikanischen Armee, aber auch des Mordgesanges der Septemberhorden, des Todesgesanges der Girondisten!

Die Girondisten, besser die Girondins, bildeten die Partei, die sich um die Deputierten aus dem Departement der Gironde gebildet hatte. Sie saßen in der Nationalversammlung auf der linken Seite und waren meist Republikaner.

Die Jakobiner, der Name, unter dem „die Freunde der Konstitution" bekannt waren, seit sie im Oktober 1789 nach Paris übersiedelten und ihre Versammlungen in einem Lokale des Jakobinerklosters in der Straße Saint-Honoré hielten, die Jakobiner waren im Oktober 1791, wo die gesetzgebende Nationalversammlung eröffnet wurde, noch eins mit den Girondisten, die Thiers sogar als „gemäßigte Jakobiner" bezeichnet. Er bemerkt dabei, es sei sonderbar gewesen, daß gerade sie 1792 für den Krieg mit Österreich gesprochen, die eigentlichen Jakobiner dagegen die Erhaltung des Friedens gewollt hätten. So machte sich damals schon eine Spaltung bemerkbar.

Dumouriez war zu jener Zeit Minister des Auswärtigen, Roland hatte das Ministerium des Innern. Im Salon seiner Familie versammelte sich, um so zu sagen, der Klub der Girondisten, in deren Gesinnungen jedoch eine große Veränderung eingetreten war. Seit Ludwig XVI. sein Ministerium aus ihrer Partei gewählt hatte, waren sie weniger republikanisch gesinnt, und ihre bedeutendsten Redner korrespondierten mit dem Könige.

In der Kriegsfrage trug die Gironde den Sieg davon. Der Jubel war allgemein, aber nicht von langer Dauer.

Zwei Kolonnen rückten in Belgien ein; beide schrieen, sobald sie nur des Feindes ansichtig wurden: „Wir sind verraten!" und „Sauve qui peut (rette sich, wer kann)!" Es blieb nichts übrig, als sie zurückzuführen und Belgien vorläufig uneingenommen zu lassen. Das Mißlingen des Invasionsplanes wurde, wie natürlich, Dumouriez schuld gegeben, der der Urheber desselben war. Das girondistische Ministerium fiel, die Gironde war von neuem gegen den König. Zugleich aber entzweiten sie sich mehr und mehr mit den Jakobinern.

Diese wollten die Revolution ohne alle Umstände und mit allen Folgen, die Girondisten wollten sie mit Maß und Ordnung. Sie bedachten nicht, daß es in solchen Epochen heißen mu: Entweder — oder! und daß man auf der Mittelstraße zu nichts gelangt. Dank ihrer Unentschieden-

heit befanden: sie sich, als der Konvent sich konstituierte und die Republik erklärt wurde, ihrerseits auf der Rechten, und ihnen gegenüber auf dem „Berge" saßen die Jakobiner, während „die Ebene", d. h. die Partei des Zentrums, die ganz gemäßigte und vernünftige, den Girondisten für den Augenblick noch die Majorität sicherte. Jedoch währte es nicht lange. Daß der König in Anklagezustand versetzt werden konnte, bewies bereits das Übergewicht des Berges.

Bei dem Prozeß selbst spielte die Gironde ihre unsichere Rolle fort. Sie votierte ohne Einstimmigkeit, teils mit, teils gegen den Berg, d. h. gegen und für die Todesstrafe. Ein solches Schwanken konnte nicht anders als zum Falle führen, es fehlte nur der Anstoß. Dumouriez gab ihn, indem er den abenteuerlichen Plan faßte, mit seiner Armee nach Paris zu marschieren und den jungen Herzog von Chartres, später Ludwig Philipp, zum konstitutionellen König auszurufen. Umsonst erklärten die Girondisten sich so eifrig gegen ihn, wie die Montagnards (die Bergpartei) es nur tun konnten, sie wurden darum nicht minder als seine Mitschuldigen angesehen und als Verräter angeklagt. Der 31. Mai war der Tag des Kampfes, der 2. Juni der Tag der Entscheidung. Die Girondisten wurden aus dem Konvent vertrieben und geächtet. Sie, die das Leben des Königs nicht hatten retten können, sahen jetzt sogar das eigene bedroht. Glücklicher jedoch, als Ludwig XVI., konnten sie fliehen. Die meisten taten es, warfen sich in die Departements (Provinzen) und organisierten dort die Auflehnung gegen Paris: das heißt, gegen den Konvent, gegen die Guillotine, gegen Marat, Danton und Robespierre.

Wie Lamartine in seiner „Geschichte der Girondisten" sagt: die Versammlung hatte aufgehört, Vertretung zu sein, um Regierung zu werden. Sie selbst verwaltete, richtete, strafte, kämpfte. Sie war das versammelte Frankreich. Von parlamentarischen Debatten gab es selbst kein Echo mehr im Konvent. Mit dem Verschwinden der Girondisten war er stumm geworden; man hätte sagen können, die ganze Revolution habe gleichsam die Sprache verloren. Höchstens erhoben noch von Zeit zu Zeit Danton und Robespierre ihre lauten Stimmen, aber nie um zu diskutieren, nur um zu befehlen. Außerdem hörte man nur noch „den Sturmschritt der Bataillone, die Salven der Lärmkanone, die Schläge des Beils, die auf dem Platze der Revolution fielen."

Mit einem Worte, der Konvent betrachtete sich als Nation, und Paris hielt sich für das Reich.

Das eben wollten die Departements nicht. Die Departements verlangten gleich den Girondisten, Revolution, aber keine Schreckensherrschaft. Sie fanden es unnütz, daß die Republik jeden Tag ein Bad von Menschenblut nehme. Sie hielten das für eine Verschwendung, für einen verderblichen Luxus. Paris jedoch bildete sich ein, dieses Luxus noch zu bedürfen. Paris dürstete immer mehr nach Blut, je mehr es Blut zu trinken bekam. Selbst zwei Jahrhunderte früher, in der Bartholomäusnacht, war es nicht so bluttrunken und so blutdürstig gewesen. Damals hatte das Schlachten nur Tage gewährt, jetzt währte es seit Monaten. Und Paris wurde es nicht müde.

Aus diesem roten Meere, das höher und höher schwoll, ragten wie drei dunkle Felskolosse die Männer empor, deren Namen wir bereits genannt.

Marat, Danton, Robespierre — Probleme, Ungeheuer, Märtyrer — mit allen diesen Worten sind sie abwechselnd bezeichnet worden, je nachdem es die oder jene Partei war, die von ihnen sprach.

Wir gestehen, daß wir unsere Blicke nicht gern auf ihnen ruhen lassen und sie daher so schnell wie möglich von den zwei letzteren abwenden. Den ersteren dagegen müssen wir ins Auge fassen, und können auch unsern jungen Leserinnen das Bild dieses Menschen nicht ersparen. Um uns die Aufgabe, es ihnen vorzuführen, leichter zu machen, entleihen wir ein neues Blatt von Lamartine.

„Marat", sagt er, „war in der Schweiz geboren. Ein Schriftsteller ohne Gaben, ein Gelehrter ohne Namen, leidenschaftlich nach Ruhm strebend, ohne weder von der Gesellschaft noch von der Natur die Mittel sich hervorzutun empfangen zu haben, rächte er sich an allem Großen, so in der Gesellschaft wie in der Natur. Schöpferischer Geist war ihm nicht weniger verhaßt als Geburtsadel. Er wollte mit Wut die Gleichheit, weil alle Überlegenheit ihm Qual war. Er liebte die Revolution, weil sie alles bis auf sein Maß herunterbrachte. Fanatiker für das Volk, gewann er es sehr leicht durch Hingebung an seine Interessen.

Sein Tagblatt hatte für die Einbildungskraft etwas Übernatürliches. Das Vertrauen, das man auf ihn setzte, glich fast der Verehrung. Der Geruch des Blutes, nach dem er unabläßig verlangte, war ihm zu Kopfe gestiegen. Er war die Raserei der Revolution, ihre verkörperte Raserei selbst."

Das Blatt, mit dem er sich 1791 bemerkbar machte, hieß „Der Freund des Volkes"; zwei Jahre später trug Marat selbst diesen Namen. Er war wo möglich noch fanatischer geworden. Danton und Robespierre waren ihm beide im Wege. Er prunkte ihnen gegenüber mit dem Schmutze seiner äußeren Erscheinung. Zugleich wiegelte er das Volk auf. Das Volk hatte unter der Republik so gut Hunger, wie es unter der Monarchie Hunger gehabt hatte, und obgleich kein König mehr da war, auf den man die Schuld des Brotmangels hätte wälzen können, so gab es doch wieder einmal nichts zu essen in Paris. Marat wußte Rat, er äußerte die Meinung: Das Volk werde endlich die große Wahrheit begreifen, daß es sich selbst retten müsse. Das Volk begriff diese Wahrheit und rechtfertigte Marats Vertrauen, indem es die Bäckerläden aufbrach und selbst die Brotpreise bestimmte. Der Konvent fand das gesetzwidrig, und Marat, der Urheber dieser Gesetzlosigkeit, der unermüdliche Ankläger anderer, wurde endlich selbst einmal in den Anklagestand versetzt, aber, wie vorauszusehen gewesen war, glänzend freigesprochen. Wer hätte gewagt, ihn schuldig zu finden? Mit Lorbeerkränzen geschmückt, mit Blumensträußen bedeckt, wurde er aus dem Justizpalast in den Konvent getragen. „Jetzt habe ich die Girondisten in der Hand", sagte er. Marat täuschte sich. Das Verhängnis, nicht er, sollte den letzten Tag der Gironde herbeiführen. Sein Verhängnis war näher.

Donnerstag den 11. Juli 1793 gegen Mittag stieg in der Straße der Vieux-Augustins, Nr. 17, im Hôtel de la Providence ein junges Mädchen ab, das mit der Diligence von Caen nach Paris gekommen war. Die Schönheit der jungen Fremden hatte bei ihren Reisegefährten sowohl Bewunderung wie Neugier erweckt.

Sie antwortete auf die Artigkeiten mit Lächeln, auf die Fragen ausweichend, d. h. gar nicht. Ein junger Mann war so hingerissen von ihr, daß er ihr ohne weiteres Herz und Hand anbot. Sie dankte ihm lächelnd und ablehnend, und spielte mit einem Kinde, das durch Zufall neben ihr saß.

In Paris angelangt, legte sie sich um 5 Uhr nachmittags nieder und schlief bis zum nächsten Morgen. Da kleidete sie sich einfach, aber passend an und begab sich zu Duperret, dem Freunde eines der nach Caen geflüchteten Girondisten. Sie hatte ihm von diesem, von Barbaroux, einen Brief zu bringen. Duperret war im Konvent; die junge

Fremde kehrte daher in ihr Gasthaus zurück, blieb den Tag über in ihrem Zimmer und las. Um neun Uhr abends ging sie wieder zu Duperret. Er war bei Tische, kam aber heraus zu ihr. Sie bat ihn, sie zu Garat, dem Justizminister, zu führen. Dort wollte sie um einige Dokumente bitten, die einer emigrierten Freundin nötig wären. Duperret versprach ihr für den nächsten Morgen, was sie wünschte.

Er bat sie um Adresse und Namen, um sie abholen zu können. Sie gab ihm beides. Charlotte Corday hieß sie.

Schon hatte sie einige Schritte getan, um sich zu entfernen, da wandte sie sich plötzlich wieder zu ihm und riet ihm rasch und heimlich, den Konvent und Paris zu verlassen und sich in Caen mit seinen Brüdern und Kollegen zu vereinigen. Überrascht antwortete er: sein Posten sei in Paris. Sie drang noch weiter in ihn. „Glauben Sie mir, fliehen Sie noch vor morgen Abend", waren die Worte, mit denen sie ihn verließ.

Sie hatte keinen guten Eindruck auf ihn gemacht. Er fand Fräulein Corday seltsam, sie flößte ihm sogar Mißtrauen ein. Dennoch suchte er sie am nächsten Morgen auf und brachte sie zum Minister. Der konnte vor acht Uhr abends keine Audienz erteilen. Duperret war seit dem vorigen Abend offiziell kompromittiert; der Konvent hatte befohlen, es solle bei ihm versiegelt werden. Er stellte daher dem Fräulein Corday vor, daß seine Empfehlung ihr von nun an eher nachteilig als nützlich sein könnte. Sie stimmte ihm bei und begehrte weiter nichts von ihm. Er verließ sie an der Tür ihres Hotels.

Gleich darauf ging sie wieder aus und fragte sich nach dem Palais-Royal hin. Dort, unter den Arkaden, kaufte sie für drei Franken, andere sagen für vierzig Sous, ein Dolchmesser mit einem Griff aus Ebenholz, das sie unter ihrem Busentuch verbarg. Dann begab sie sich in den Garten und setzte sich für Augenblicke auf eine der steinernen Bänke, die sich an die Arkaden lehnen. Der Tag war schön, im Garten spielten Kinder. Einige davon kamen vertrauensvoll zu dem jungen Mädchen gelaufen. Sie lächelte sie an.

Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und schrieb ein Billet folgendes Inhalts: „Ich komme von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß Sie gern von den unglücklichen Ereignissen in diesem Teile der Republik Kenntnis nehmen werden. Ich werde mich gegen ein Uhr bei Ihnen einfinden; haben Sie die Güte, mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu gestatten. Ich

werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen." Dieses Billet gab sie an der Tür des Hauses ab, wo Marat bei Katharine Evrard wohnte, die ihn aufgenommen hatte, als er von Keller zu Keller floh, weil er keine Wohnung besaß. Marat hatte Katharine Evrard „Angesichts der Sonne und der Natur" geheiratet, eine der verschiedenen Vermählungsarten, die damals gestattet waren. Katharine liebte ihn, wachte über ihn. Nur seine vertrautesten Freunde wurden zu ihm gelassen; sie fürchtete unaufhörlich Gefahr für ihn. Als Charlotte Corday um Eins erschien, sah sie sich abgewiesen. Ihr Billet blieb ohne Antwort. Sie schrieb ein zweites, dringenderes, geheimnisvolleres.

Um sieben Uhr verließ sie abermals ihr Hotel. Sie war mit größerer Sorgfalt gekleidet als bisher. Über ein weißes Kleid trug sie ein seidenes Tuch, das die Schultern bedeckte, unter der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zugebunden war.

Ihre Haare bargen sich unter einer normandischen Haube, deren breiter Spitzenbesatz um ihre Wangen spielte. Ein breites Band von grüner Seide hielt die Haube um die Schläfen fest, einzelne Locken stahlen sich darunter vor und fielen auf den Hals. „Übrigens", sagt Michelet, „keine Blässe, rosige Wangen, ruhige Stimme, kein Zeichen von Gemütsbewegung." So nahm sie am Platz des Victoires einen Mietswagen, fuhr über die Neue Brücke und stieg in der Straße der Cordeliers, heute die der Ecole-de-Médecine, vor Nr. 20, jetzt Nr. 18 aus.

Es ist das große finstere Haus vor jenem mit dem Turme, das die Ecke bildet. Marat wohnte im ersten Stock. Finstere kleine Stuben, die nach dem Hofe hinausgingen, alte Möbel, schmutzige Tische, wo das Journal gefalzt wurde, ein Hinauf und Herab, Hinein und Heraus von Korrekturbogen und Kolporteurs — so war es in Marats Wohnung, von der er an jenem oben erwähnten Abend seines Triumphes sagte: „Hier ist mein Palast!" „und hier ist mein Zepter!" hatte er damals hinzugesetzt und auf seine Feder gezeigt, die in einem blechernen Schreibzeug steckte. „Rousseau, mein Landsmann, hat nie ein anderes gehabt, und ich habe hiermit die Souveränität aus den Tuilerien in diese Höhle gebracht."

Auch in dem Augenblicke, als Charlotte Corday an seine Tür klopfte, führte er sein Zepter. Obgleich er im Bade war, schrieb er und zwar einen Brief an den Konvent, worin er die Verurteilung und Proskription der letzten in Frankreich noch geduldeten Bourbonen ver-

langte. Da vernahm er vor der Tür Katharine Evrard, wie sie Charlotten den Eintritt verweigerte. Durch das Zurufen der Pförtnerin hatte sich die junge Fremde nicht zurückhalten lassen, rasch war sie die dunkle Treppe hinangeeilt, aber oben fand sie Katharine, die sie entschieden zurückwies. Charlotte hatte in der Stimme einen eigentümlichen Silberklang: hörte man sie sprechen, so war es, als hörte man ein Kind. Eine Person, die sie einmal zufällig gehört hatte, erinnerte sich nach zehn Jahren noch jeder Tonbeugung dieser unvergleichlichen Stimme, die jetzt zu Marat hineinklang. Schmeichelte sie seinem Ohr? Erregte sie den Wunsch, die Sprecherin auch zu sehen? Gewiß ist, daß er Katharinen gebieterisch zurief, die Fremde einzulassen. Sie gehorchte murrend und ließ, instinktiv beunruhigt, die Tür nur angelehnt, um alles, was im Zimmer vorging, gleich hören zu können.

So stand also Charlotte vor Marat. Die Wanne war mit einem schmutzigen Tuche zugedeckt, eine schmutzige Serviette umhüllte seine fettigen Haare. Alles, was an ihm und um ihn war, mußte schmutzig und grob sein. Auf einem ungehobelten Brette schrieb er, sein blechernes Schreibzeug stand neben ihm auf einem rohen Eichenklotz. Das Gemach war schwach erleuchtet, doch hinreichend, um Marats widrige Häßlichkeit ganz sehen zu können. „Eine zurückspringende Stirn, freche Augen, hervorstehende Backenknochen, ein ungeheurer, grinsender Mund, magere Arme und Schultern, gelbe Haut“ — das Signalement der Geschichte ist ihm wenig günstig. Ob Charlotte ihn ansah?

Sie hatte ihm Nachrichten aus der Normandie versprochen. Er fragte, sie antwortete ihm ruhig und bestimmt. Er war mit ihren Antworten zufrieden und fragte weiter nach den Namen der Girondisten, die sich nach Caen geflüchtet hätten. Charlotte diktierte sie ihm; Marat schrieb sie auf, wie sie, einer nach dem andern, von Charlottens schwingender Stimme ausgesprochen wurden. Dann sagte er: „C'est bon! dans huit jours ils iront à la guillotine.“ (Es ist gut, in acht Tagen sind sie guillotiniert.)

Das letzte Todesurteil war von Marats Lippen gefallen. Charlotte faßte ihr Messer, stach, von oben herunter, und durchbohrte die ganze Lunge. — „A moi, ma chère amie!“ (Zu mir, meine Freundin!) rief er noch. — Marat hatte den letzten Schrei ausgestoßen.

Katharine flog herein, mit ihr Marats Kommissionär, Laurent Basse. Charlotte hatte sich ans Fenster hinter den Vorhang geflüchtet,

am Boden lag das Messer, Marat schwamm in seinem Blut. Laurent stürzte auf Charlotte zu und schmetterte sie mit einem Stuhle zu Boden. Katharine trat sie mit Füßen. Das Geschrei drang auf die Straße; das Haus, das Zimmer füllte sich. Charlotte hatte sich wieder aufgerichtet und stand still, während Soldaten vom nächsten Posten ihr die Hände hielten und Nationalgardisten sie schützend umgaben. Ein Perückenmacher, ein besonders fanatischer Maratist, hatte das blutige Messer aufgerafft und schwang es, während er Marats Lob- und Leichenrede heulte, mit drohenden Gebärden gegen Marats Mörderin.

Charlotte stand still und sah und hörte zu. Man hätte glauben sollen, der ganze Tumult ginge sie nichts an. Etwas nur machte einen peinlichen Eindruck auf sie: Katharinens Jammergeschrei. Charlotte konnte freilich nicht recht begreifen, daß ein Scheusal wie Marat hatte geliebt werden können, aber sie hörte doch in Katharinens wilden Klagen die Wahrheit der Liebe heraus, und die wahnsinnige Frau tat ihr leid.

In der finstern Wohnung gab es einen Salon, Katharinens Salon, er ging auf die Straße, war hell, hatte schöne seidene Vorhänge, die Möbel waren von blauem und weißem Damast bedeckt; die Porzellanvasen, die ihn zierten, fast immer voll Blumen. Hier bestand Charlotte ihr erstes Verhör. Der Kommissär der Sektion des Théâtre-Français nahm das Protokoll auf. Die beiden Administratoren der Polizei wohntem dem Verhör bei. Dann kamen aus dem Konvent, wohin die Nachricht bereits gedrungen war, vier Deputierte herbeigeeilt.

Sie befahlen, daß Charlotte in das nächste Gefängnis, die Abtei, gebracht werden solle. Als sie, von Nationalgardisten geführt, aus dem Hause auf die Straße trat, stürzte das Volk, das diese dichtgedrängt anfüllte, mit einem solchen Wutgeheul auf das junge Mädchen ein, daß sie den Mut und die Besinnung verlor. Ohnmächtig wurde sie nach der Abtei geschafft.

Die Deputierten waren ihr gefolgt. Ein zweites Verhör fand gleich darauf statt. Sie bestand es so ruhig wie das erste. In ihren Taschen fand man Nähzeug und Garn, Geld und eine goldene Uhr, ihren Paß und ihren Taufschein, endlich eine Adresse an die Franzosen, in der sie diese aufruft, wie Männer auf dem Wege vorzudringen, den ein junges Mädchen ihnen gezeigt haben würde. Sie wurde in einen Kerker gebracht und Tag und Nacht von zwei Gendarmen bewacht.

Jetzt wandte sie ihre Gedanken nach der Normandie und zu den Angehörigen und Freunden, die sie dort zurückgelassen hatte. In

der großen und breiten Straße, die Caen durchschneidet, lag im Grunde eines Hofes ein altes Haus mit grauen Mauern. Es hieß le Grand-Manoir und gehörte einer armen, kinderlosen und hochbetagten Witwe, der Frau von Bretteville. Bei ihr wohnte Charlotte, deren voller Name Marie Charlotte Corday d'Armans war. Sie stammte folglich aus edlem Geschlecht, und zwar zwiefach, denn sie war eine Urgroßnichte des großen Corneille, der den Cid und die Horatier dichtete. Leider war sie eben so arm wie ausgezeichnet durch Geburt. Ihr Vater, Franz Corday d'Armans, war so gut wie Bauer. Er bewirtschaftete selbst sein kleines Besitztum le Ronceray im Dorfe Ligneries, nicht weit von Argentan. Es genügte kaum, um seine fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, zu ernähren. Die Mutter, Jacqueline Charlotte Marie de Gonthier des Autiers, erlag früh dem Kummer und der Arbeit, und ließ ihre unerzogenen Töchter doppelt verwaist, denn der Vater schrieb, anstatt sich um sie zu kümmern, Flugschriften gegen den Despotismus und das Recht der Erstgeburt.

Er gehörte zu dem mißvergnügten Adel, der die Revolution gewünscht hatte, weil sie „etwas anderes" war.

Charlotte und ihre Schwestern wuchsen wie Bauermädchen auf, trugen grobe Leinwand, machten Heu, lasen Ähren und Äpfel, und jäteten den Garten. Endlich kam Charlotte, die zweite, 1769 geboren, mit dreizehn Jahren, in ein Kloster, wo man arme Fräulein aufnahm, in l'Abbaye-aux-Dames zu Caen. Dort schloß sie Freundschaft mit dem Fräulein von Forbin, in deren Angelegenheiten sie sich von Duperret zu Garat führen ließ. Von der Äbtissin, Frau von Belzunce, wurde Charlotte ausgezeichnet. Sie zog sie zu den Gesellschaften, die ihren Verwandten aus der Welt im Kloster zu geben den Äbtissinnen gestattet war. Hier lernte Charlotte den Neffen der Äbtissin kennen, der Oberst eines Kavallerieregimentes war und bei einem Pöbelaufruhr in Caen ermordet wurde. Als Charlottens Messer Marats Brust getroffen hatte, glaubte man anfangs, die Liebe zu einem Toten habe es ihr in die Hand gegeben, und sie habe an Marat Herrn von Belzunce gerächt. Dem war nicht so; Charlottens Tat war lediglich ein Akt patriotischer Schwärmerei. Einige Jahre hindurch war sie katholisch-christliche Schwärmerin gewesen und hatte ihr Leben Gott weihen wollen; dann war sie, im Kloster noch, Philosophin geworden, und hatte sich in dieser Gesinnung entwickelt und befestigt, als sie bei der Aufhebung der Klöster in die



Corday d'armont

Charlotte Corday.
Nach der Lithographie von Belliard.



Welt zurückkehrte und sich, da ihr Vater wieder geheiratet hatte, an ihre Tante wendete.

In dem Hofe des alten Hauses, das Frau von Bretteville ihrer jungen Verwandten als Obdach angeboten hatte, befand sich in einer Ecke ein Brunnen mit einer grünbemoosten steinernen Einfassung. Auf dieser saß Charlotte stundenlang und las Jean Jacques Rousseau, Raynal und Plutarch. Sie las auch sonst viel, auch Romane, sogar oft recht schlechte, aber ihre Lieblingsschriftsteller waren diese drei.

Mancher Vorübergehende warf einen Blick in den Hof, auf den bemoosten Brunnen und auf das lesende Mädchen. Charlotte war sehr schön. Schlank und groß, weiß und blühend, die prachtvollen Haare dunkel, wenn sie fest anlagen, golden, wenn sie herabflossen; die großen hellblickenden Augen blau in der Ruhe, dunkel in der Aufregung, die Wimpern lang und dunkel, die Nase leicht gebogen, der Mund scharf gezeichnet, aber edel gebildet, das feste Kinn durch ein Grübchen geteilt, so war Charlotte. Ihre Tracht bestand fast regelmäßig aus einem amazonenartigen Kleide von dunklem Tuche und einem grauen Filzhute, der an den Seiten aufgekrämpelt und mit schwarzen Bändern umgeben war. Zum Opfern hatte sie sich, wie wir gesehen haben, in das priesterliche Weiß gekleidet.

Exaltierte Patriotin war sie längst, als von den geflohenen Girondisten, unter denen Pétion sich befand, achtzehn nach Caen kamen. Von dieser Zeit an gewann Charlottens Patriotismus eine bestimmte Richtung: Haß gegen Marat, und ein bestimmtes Ziel: den Wunsch, Frankreich möge von ihm befreit werden. Daß sie Marat als den Bedeutendsten unter den Schreckensmännern ansah, war erklärlich: er war am beliebtesten, deklamierte am lautesten, drohte am wildesten. Charlotten ging es wie ganz Frankreich, sie vergaß Danton und Robespierre, sie vergaß die ganze blutdürstige Masse des Pariser Pöbels, und sah nur Marat. Zugleich sah sie Frankreich unglücklich, bedroht von außen, in sich gespalten vom Bürgerkriege, denn die Vendée hatte sich erhoben und die Anhänger des Königs das Lilienbanner aufgesteckt. Kein Blühen des Handels, kein Betrieb der Gewerbe, keine Ruhe zum Ackerbau, kein Friede. — „O der Friede!" dachte Charlotte. „Wer hindert ihn wiederzukehren? Die Gesetzlosigkeit. Wer erhält, will, befördert die Gesetzlosigkeit? Marat. Und so viele Männer dulden es? Wenn ein schwaches Weib es nun nicht länger dulden wollte? Wenn sie das täte, was die Männer nicht tun?"

Da war der Gedanke noch dunkel, noch dämmernd, noch gestaltlos. Er blieb so in ihr bis zum 7. Juli. An diesem Tage wurde Generalmarsch in der Stadt geschlagen. Man hielt auf der großen Wiese von Caen Heerschau über die Freiwilligen, die „la guerre de Marat“, den Maratskrieg, mitmachen, sich mit den Streitkräften vereinigen wollten, über die dem General Wimpfen das Oberkommando erteilt worden war. Der General war früherer konstitutioneller Deputierter, stiller Anhänger des Königreiches, treuer Franzose; der Konvent hatte ihn zurückberufen. Seine Antwort lautete: er werde an der Spitze von sechzigtausend Mann kommen, um die Nationalrepräsentation wieder herzustellen und die Departements zu rächen.

Wenn Wimpfen, um seine sechzigtausend Mann vollzählig zu machen, auf die Freiwilligen aus Caen gerechnet hatte, so war seine Rechnung eine falsche gewesen. Es meldeten sich nicht mehr als dreißig. Charlotte, die nebst vielen Damen der Feierlichkeit zusah, bemerkte diese geringe Anzahl mit düsterer Niedergeschlagenheit. Pétion glaubte einen andern Grund ihrer Trauer zu erraten. Ein junger Mann, Herr von Franquelin, sollte Charlotte mit glühender Leidenschaft lieben und ihr nicht gleichgültig geblieben sein. In der Hoffnung, sich ihren Beifall zu erringen, sollte er mit zu den Freiwilligen von Caen eingetreten sein. Pétion sah ihn und Charlotte und fragte diese: „Nicht wahr, Sie würden sehr unglücklich sein, wenn sie nicht marschierten?“ Wie Charlotte später aus ihrem Kerker schrieb, hatte sie sich gleich vorgenommen, Pétion eines Bessern zu belehren. Ihr Gedanke wurde Entschluß. Sie fand, Marat sei der Ehre nicht wert, daß so viele Tapfere ihr Leben einsetzen wollten, um Frankreich von ihm zu befreien. Dazu genügte die Hand einer Frau. Diese Frau zu sein, hatte Charlotte nun entschieden.

Noch denselben Tag reiste sie nach Argentan ab. Sie wollte noch einmal ihren Vater und die eine Schwester sehen, die ihr von allen Geschwistern geblieben war, denn die andere war gestorben, und die Brüder, streng königlich gesinnt, waren bei dem Prinzen von Condé, der eine Armee aus Flüchtlingen hatte.

Charlotte gab bei ihrem Vater vor, sie wolle sich vor der Revolution nach England retten. Der Vater billigte ihren Entschluß. Sie bat ihn um seinen Segen, nahm Abschied und kehrte nach Caen zurück.

Einen Paß hatte sie, den nach Argentan; jetzt wollte sie eine Empfehlung an irgend einen Girondisten in Paris. So ging sie zu Bar-

baroux und erhielt von ihm den bewußten Brief. Der Ton, in dem sie ihm dankte, fiel dem jungen Girondisten auf, doch ahnte er nichts von der Wahrheit.

Frau von Bretteville erinnerte sich später, sie habe eines Morgens, als sie Charlotte geweckt, neben ihrem Bette eine alte Bibel beim Buche Judith aufgeschlagen gefunden. — Einmal sah die alte Tante in den Augen des starken und gewöhnlich so heitern Mädchens Tränen. Nach der Ursache befragt, antwortete Charlotte: „Ich weine über Frankreich, die Meinen und Sie. Wer ist sicher zu leben, solange Marat lebt?"

Dann erzählte sie der Tante gleichfalls das Märchen von der Emigration nach England. Es gab ihr den Vorwand zu den Vorbereitungen, die sie traf. Sie sorgte durch eine Freundin für die Zukunft ihrer alten Wärterin, bestellte und bezahlte bei verschiedenen Arbeiterinnen kleine Geschenke für einige Gespielinnen und verteilte ihre Bücher an ihre nächsten Freunde. Nur einen Band des Plutarch behielt sie, packte ihn mit den nötigsten Kleidungsstücken in ein Bündel und ging, dieses unter dem Arme, ihre Zeichenmappe in der Hand, den 9. Juli früh aus. Sie hatte die Tante umarmt und ihr gesagt, sie wolle auf die Wiese, die Heumäherinnen zu zeichnen. An der Treppe fand sie den kleinen Sohn eines Arbeiters, der im Hause auf die Straße hinaus wohnte. Das Kind spielte meistens im Hofe, und Charlotte gab ihm oft Bilder. Jetzt reichte sie ihm die Mappe. „Hier, Robert", sagte sie, „das ist für dich. Sei immer artig und küsse mich — du wirst mich nicht wiedersehen." Sie küßte ihn und ließ auf seiner Wange eine Träne zurück, die letzte, die man sie weinen sah. Dann verließ sie das Haus, und bald darauf, in der Diligence von Paris, Caen, die Heimat und — um so zu sagen — schon das Leben.

Die Franzosen haben von allen Völkern das meiste dramatische Talent, sowohl im Schaffen wie im Darstellen. Sie sind auf den Brettern daheim, sprechen und bewegen sich auf der Bühne, als sprächen und bewegten sie sich im täglichen Leben. Dafür haben sie indessen auch im täglichen Leben etwas Theatralisches, geraten leicht in Deklamation und berechnen ihre Handlungen instinktiv auf den Effekt, den sie hervorzubringen wünschen. Charlotte Corday war darin echte Französin. So ehrlich entschlossen sie war, ihr Leben für das Heil ihres Vaterlandes hinzugeben, ohne Aufsehen wollte sie es nicht tun. Gleich einem prachtvollen Blitzstrahl wollte sie blenden, schrecken und treffen. Angesichts

des Volkes gedachte sie das Opfer zu töten, das sie ihm bestimmte; auf dem Marsfelde, bei der Feier des 14. Juli, wollte sie, wie Michelet sagt, „am Jahrestage der Niederlage des Königtums den König der Gesetzlosigkeit bestrafen.“ Die Vendée im Kampfe für das Königreich, die andern Departements im republikanischen Aufruhr gegen die Republik, veranlaßten den Konvent, die Vertagung dieses Siegesfestes zu beschließen. Das Marsfeld, das versammelte Volk, der volle Tag, der freie Himmel konnten also nicht Schauplatz und Zeugen von Charlottens Tat sein, die Einbildungskraft des jungen Mädchens versetzte die große Begebenheit sogleich in den Konvent. Dort war auch noch ein passendes Theater, und in den Deputierten ein hinreichendes Publikum zu erschüttern; aber Marat war krank, verzehrt von dem brennenden Fieber in seinem unreinen Blute; er kam nicht mehr in den Konvent. Charlotte mußte sich darein ergeben, unter vier Augen Opferpriesterin zu sein.

Dafür mangelte es ihr nach vollbrachter Tat nicht an Öffentlichkeit. Ganz Paris beschäftigte sich nur mit ihr. Sie hörte unter ihrem Fenster ihren Namen als Mörderin von den Ausrufern schreien und vom Volke verwünschen. „Sie nahm“, sagt Lamartine, „die Stimme des Volkes nicht für das Urteil der Nachwelt. Durch den Abscheu hindurch, den sie einflößte, fühlte sie die Verherrlichung voraus.“ Darum bat sie den Sicherheitsausschuß um einen Miniaturmaler. Auch eitel war sie noch, wollte zu ihrem Vorteil geputzt vor dem Gericht erscheinen und ließ sich in aller Eile zu der Zeremonie ihrer Verurteilung eine neue Haube machen.

Ihre Antworten vor dem Revolutionstribunal sind wie von Corneilles Feder niedergeschrieben.

„Wer hat Ihnen so viel Haß gegen Marat eingeflößt?“ — „Ich bedurfte nicht des Hasses anderer, ich hatte genug an meinem eigenen.“

„Diese Tat muß Ihnen eingegeben worden sein!“ — „Man führt schlecht aus, was man nicht selbst beschlossen hat.“

„Was hassen Sie an ihm?“ — „Seine Verbrechen.“

„Was verstehen Sie darunter?“ — „Die Verwüstung Frankreichs.“

„Was hofften Sie, indem Sie ihn töteten?“ — „Meinem Lande den Frieden wiederzugeben.“

„Glauben Sie denn alle Marats getötet zu haben?“ — „Nun der tot ist, werden die andern vielleicht Furcht bekommen.“

„Seit wann hatten Sie diesen Plan gefaßt?“ — „Seit dem 31. Mai, da man hier die Repräsentanten des Volkes festnahm.“

Nachdem die Zeugenaussagen geschlossen waren, fragte der Präsident sie: „Was antworten Sie darauf?“ — „Nichts, als daß es mir geglückt ist.“

Was sie nicht bis zu Ende hören konnte, das war die von Schluchzen unterbrochene Aussage Katharinens. Sie unterbrach sie hastig mit den Worten: „Ja, ich bin es, die ihn getötet hat.“

Als man ihr das Messer zeigte, wehrte sie es mit der Hand von sich, wandte die Augen ab und sagte: „Ja, ich erkenn' es, ich erkenn es.“

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, hob als für sie besonders gravierend die Sicherheit des Stoßes hervor. „Wie es scheint, hatten sie sich gut eingeübt?“ fragte er dann.

Voll Abscheu rief sie mit erregter Stimme aus: „Das Ungeheuer — er hält mich für eine Meuchelmörderin!“

Dieser Ausruf fiel wie ein Donnerschlag. Die Debatten wurden geschlossen. Sie hatten eine halbe Stunde gewährt.

Charlotte hatte zu ihrem Verteidiger Doulcet de Pontécoulant gewählt, einen vorsichtigen Girondisten, der auf dem Berge saß. Sie hatte ihn in der Abbaye-aux-Dames gekannt, wo seine Tante Coadjutrice war. Er schlief außer dem Hause, erhielt ihren Brief nicht und meldete sich daher nicht, so daß ihr ein offizieller Verteidiger gegeben werden mußte. Dieser, Chaveau-Lovarde, wurde von ihr so ergriffen, daß er sie verstand, d. h. nicht entschuldigte. Als ihr Urteil gefällt worden war, ließ sie sich zu ihm führen, dankte ihm und bat ihn, um ihm ihre Achtung zu beweisen, ihre kleinen Schulden im Gefängnisse zu bezahlen, da ihr Geld eingezogen worden sei.

Zwei Männer hatten sie während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen verloren: der eine, Adam Lux, ein junger Republikaner, der aus Mainz nach Paris gesandt worden war, um dort eine deutsche Revolution zu verabreden; der andere, Hauer, ein Maler und Offizier der Nationalgarde, der ihre Züge auf das Papier warf. Sie wandte sich ihm so viel wie möglich zu; mit Adam Lux tauschte sie in der Minute, wo der Präsident das Todesurteil aussprach, einen Blick des Dankes von ihrer, der schwärmerischsten Verehrung und Anbetung von seiner Seite.

Schon am 16. Juli war sie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht worden, deren Gefängnisse unter dem Saale lagen. Zum letzten

Male stieg sie die düstere enge Treppe hinab, die, in der Höhlung der dicken Mauern angebracht, die Kerker mit dem Gerichtshof verband. Sie hatte sich vorher mit dem Schließer und seiner Frau zum letzten Frühstück verabredet, aber die Richter hatten sie so lange aufgehalten, daß ihr keine Zeit mehr blieb. Während ihrer Gefangenschaft hatte sie mehrere Briefe geschrieben, den einen an ihren Vater, mit dem kindlichen Anfang in der Orthographie der Normandie: „Pardonnais-moi, mon papa.“ (Verzeihe mir, mein Papa.) Jetzt schrieb sie den letzten Brief, und zwar an Doulcet de Pontécoulant. Sie warf ihm verächtlich das Wort „Feigling!“ zu, weil er nicht gekommen war, sie zu verteidigen. Es war das letzte Unrecht, das sie beging.

Ein der Republik vereideter Priester erschien, aber sie wies ihn dankend zurück. Dagegen wünschte, sie, man möchte den Maler zu ihr lassen, und saß ihm mit heiterer Ruhe. Sie bat ihn, das Bild für ihre Familie zu kopieren, und unterhielt sich mit ihm über alltägliche Dinge.

Anderthalb Stunden waren verflossen, da pochte es leise an die Tür. Es war der Henker, in der Hand die Schere, über dem Arme das rote Hemd des Verurteilten. „Wie? Schon?“ sagte Charlotte unwillkürlich. Dann faßte sie sich, wandte sich an den Maler und sprach: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Mühe danken soll; ich habe nichts als dies, bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Damit schnitt sie selbst eine ihrer langen Locken ab und gab sie ihm. Die andern überließ sie dem Henker, hob sie dann auf und reichte sie der Frau des Schließers Richard. Der Henker warf ihr nun das Armesünderhemde über und band ihr die Hände. Sie lächelte und sagte: „Diese Todestoilette wird von etwas rauhen Händen gemacht, aber sie führt zur Unsterblichkeit.“

In dem Augenblicke, wo, von Tausenden und aber Tausenden erwartet, der Karren mit der Verurteilten aus dem niedrigen Bogengewölbe der Conciergerie hervorkam, brach ein gewaltiges Gewitter über Paris los. Es war so kurz wie heftig. Als Charlotte durch die Straße Saint-Honoré gefahren wurde, warf die Sonne schon wieder heißen Glanz auf das rote Sterbegewand. Es war, als sollte Charlotte in zwiefachem Purpur enden.

Robespierre, Danton und der Journalist des Terrorismus, Camille Desmoulins, hatten sich an ihrem Wege aufgestellt und betrachteten sie.

Adam Lux erwartete sie am Eingang der Straße Saint-Honoré und folgte ihr bis zum Schafott. Er wollte sie sterben sehen. Er sah sie mit unaussprechlicher Bewegung in ihrer jungfräulich-majestätischen Ruhe, die sich nicht eine Sekunde verleugnete. Nur als sie des Schafotts zuerst ansichtig wurde, soll sie leicht erblaßt sein. Gleich darauf indessen kehrte die Farbe auf ihre Wangen zurück. So schnell und sicher, wie das schleppende Gewand und die gefesselten Hände es ihr erlaubten, stieg Charlotte die Stufen zum Schafott hinan. Sie schwieg auch jetzt, wie sie während der ganzen Fahrt geschwiegen hatte. Unter allen Opfern der Revolution ist kein zweites mit dieser wortlosen Größe, dieser triumphierenden Heiterkeit gestorben, wie Charlotte Corday. Als der Henker ihr das Tuch abriß und so ihren Hals entblößte, wurde die Heldin noch für einen Augenblick das junge Mädchen: sie schämte sich. Dann eilte sie, das schöne Haupt zu beugen. Es fiel, einer der Henkersknechte faßte es und schlug es auf die Wange. Diese Nichtswürdigkeit war selbst für die Menge zu viel, die den Platz füllte und schon so und so viele Male bei ähnlichen Schauspielen gefüllt hatte. Sie schauderte und murrte. Die Behörden mußten den Beleidiger des toten Mädchenhauptes einziehen und bestrafen lassen.

Man sagt, Franquelin habe sich nach Charlottens Tode in ein Dorf der Normandie zurückgezogen und einige Monate später ihr Bild und ihre Briefe mit ins Grab genommen. Gewiß ist es, daß Adam Lux einige Tage nach ihrer Hinrichtung ihre Verteidigung veröffentlichte. Er billigte nicht den Mord, aber er betete sie an, sie, die Lamartine „l'ange du meurtre“, den Engel des Mordes, genannt hat. Adam Lux nannte sie „größer als Brutus“, und rief: „Mögen sie mir die Ehre der Guillotine antun, sie ist ein Altar geworden.“ Es geschah, wie er es wünschte. Aus der Abtei kam er aufs Schafott. Für ihn war es wirklich ein Altar geworden, auf dem er mit glühender Begeisterung sein Leben darbrachte, ohne in seiner Schwärmerei sich von dem Gedanken an Weib und Kind zurückhalten zu lassen, die ihn in der Heimat erwarteten.

Charlotte war mächtiger als die Liebe, mächtiger als das Leben: sie zog ihn nach, wie auf einer Bahn voll Glorie.

Verdiente Charlotte diesen Kultus eines edlen, wenngleich überspannten Menschen? Verdient sie überhaupt, bewundert oder doch wenigstens bemitleidet zu werden? Lassen wir noch einmal Michelet

über sie reden; er hat, als ihr Landsmann, ein nahes Recht auf die Erklärung ihres Wesens.

„Man glaube", sagt er, „in Fräulein Corday ja kein rohes Mannweib zu sehen, dem das Blut nichts galt. Ganz im Gegenteil: sie vergoß es, um es zu schonen. Sie meinte eine ganze Welt zu retten, indem sie den Vernichter vernichtete. Sie hatte das zärtliche, sanfte Herz eines Weibes. Die Tat, die sie sich auferlegt, war eine Tat des Erbarmens.

„In dem einzigen Bilde, das von ihr geblieben, erkennt man ihre hohe Sanftmut. Nichts stimmt weniger mit dem blutigen Andenken überein, das sie zurückgelassen hat. Es ist das Gesicht eines jungen normandischen Fräuleins, jungfräulich, wie ein Gesicht nur sein kann, es hat den zarten Schmelz der Apfelblüte. Wenn man tief in ihre sanften, traurigen Augen hineinblickt, dann fühlt man noch etwas, wodurch ihr ganzes Schicksal erklärt wird: sie war immer allein gewesen.

„Ja, das ist das einzige, was an ihr ängstigt. Über dieses holde, gute Wesen hat der verhängnisvolle „Dämon der Einsamkeit" Gewalt. Sie hatte keine Mutter, die ihrige starb früh; sie wußte nicht, was es heiße: von einer Mutter geliebkost werden."

So erklärt Michelet Charlotte Corday, ihre Begeisterung, ihren Irrtum und ihre Tat. Wir stimmen insofern mit ihm überein, daß wir glauben, Charlottens Charakter würde sich vielleicht nicht ganz so scharf entwickelt haben, wäre sie in einer häuslichen Sphäre aufgewachsen, die friedlicher gewesen und harmonischer auf sie gewirkt hätte. Aber die eigentliche Bildnerin dieser Individualität wäre immer die Zeit gewesen. Es gibt Frauennaturen, die unter allen Umständen echt weiblich bleiben und sich, wie die entrückten Heiligen, immer schwebend über dem oft unreinen Boden der Aktualität erhalten. Es gibt aber eben so viele, die, ohne zur Masse zu gehören, sich gleich dieser von jeder Strömung ergreifen lassen, sie möge unrein oder rein sein. So war Charlotte von dem Opferwahn der Revolutionszeit erfaßt worden, und da Blutvergießen eben an der Tagesordnung war, so vergoß sie Blut. In andern Zeiten wäre sie wahrscheinlich barmherzige Schwester geworden, aber damals kannte man nur die blutige Aufopferung. Charlotte Corday kann selbstverständlich nicht als Beispiel hingestellt werden, aber ebensowenig bedarf sie einer eigentlichen Rechtfertigung. Sie war eines der rührendsten Opfer jener entsetzlichen Epoche, und als solches dürfen wir sie von ganzem Herzen bemitleiden.

Luise von Preußen.

(Geboren März 1776, gestorben Juli 1810.)

Nie sah man Glorien blitzen
Um einen schönern Leib.
Helden- und Liederbuch von Ludw. Aug. Frankl.

In den Sagen wird ein neuer Bau, um ihn fest und dauernd zu gründen, fast immer über einem unschuldigen Opfer aufgeführt. Ein solches hat Preußen bringen müssen, bevor es ihm vergönnt war, sich zu erheben, wie es jetzt dasteht: dieses Opfer war seine Königin. Luise von Preußen ist das eingemauerte Kind aus der deutschen, das vermauerte Weib aus der slavischen Sage. Erst über ihrem gebrochenen Herzen, erst über ihrer dahingewelkten Schönheit erstand das neue Preußen; erst über ihrer Gruft wehten die Fahnen, die den Sieg des deutschen Volkes verkündigten; sie war das Opfer jener verhängnisvollen Zeit, das schönste, reinste, teuerste, das dargebracht werden konnte.

Welch ein tragisch wechselndes Leben war das ihre! Im Maimonat 1793 nannte Goethe sie und ihre Schwester Friederike, beide frische Blüten und glückliche Bräute, „himmlische Erscheinungen mitten im Kriegsgetümmel.“ Im Dezember 1806 schrieb Luise, die vertriebene Königin von Preußen, in ihr Tagebuch des Harfners Lied aus „Wilhelm Meister“:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wir kennen in keiner Sprache ein Lied, das bitterer und hoffnungsloser das uralte, rätselhafte Elend des Menschen ausspräche, und dieses Liedes Wahrheit hatte die „schöne Königin“, die geliebte Frau, die gesegnete Mutter, als sie erst dreißig Jahre zählte, schon so zerknirschend empfinden lernen! Wohl konnte, als sie gestorben war, Zelter von Prag aus schreiben: Sie hat überstanden, sie war nicht zu beneiden; sie muß entsetzlich gelitten haben, wenn sie jemals an sich selbst gedacht hat.“

Die siebzehn Jahre, die sie vor ihrer Verlobung gelebt, waren nicht ganz ungetrübt, aber doch im ganzen heiter und fröhlich vergangen. Es liegt in Luisens Jugend etwas von einer fürstlichen Idylle.

Ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, durch seine Schwester Sophie Charlotte, Schwager des Königs Georgs III. von England, war, als Luise am 10. März 1776 geboren wurde, Feldmarschall und General-Gouverneur zu Hannover. Luise war das sechste Kind aus seiner glücklichen Ehe mit Friederike Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg.

Der frühe Verlust der Mutter war der erste Schatten, der auf das kindliche Dasein Luisens fiel. Die Herzogin starb am 22. Mai 1782, an den Folgen der Niederkunft mit ihrem zehnten Kinde. Luise war folglich erst sechs Jahre, aber doch schon entwickelt genug, um mit ihrem kleinen Herzen den Tod der Mutter zu empfinden und mit ihren schönen blauen Augen, die später für so viele Tausende zu Sternen werden sollten, recht bitterlich darüber zu weinen.

Dem Herzog war es durch den Tod seiner geliebten Frau unheimlich in Hannover geworden, er zog sich nach dem nahen Schlosse Herrenhausen zurück, wo ein Fräulein von Wolzogen zwei Jahre lang Mutterstelle bei den verwaisten Fürstenkindern vertrat. Dann entschloß der Herzog sich, ihnen in ihrer Tante, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane, eine zweite wirkliche Mutter zu geben. Die Vermählung wurde am 28. September 1784 zu Darmstadt vollzogen, am 30. November 1785 erfolgte zu Hannover die Geburt eines Prinzen, am 12. Dezember der Tod der Mutter. Zum zweiten Male war Luisens Vater Witwer. Entmutigt durch diesen doppelten Schlag, nahm er in Hannover seinen Abschied und seinen Wohnsitz von nun an in Darmstadt, wo er seine Kinder der liebevollen Großmutter übergeben konnte.

Von dieser und einer Schweizerin, dem Fräulein Gelieux, wurde nun Luise einfach und doch ihrem Range gemäß erzogen. Reisen zu Tanten und Schwestern machten sie mit der Welt vertraut.

Als die Flamme der französischen Revolution allmählich auch jenseit des Rheins die Luft heiß machte, suchte die Landgräfin mit den beiden jüngsten noch unvermählten Enkelinnen, Luise und Friederike, bei der ältesten, Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Hildburghausen, Stille und Sicherheit. Deutschland führte damals den unnützen Krieg mit der französischen Republik. Die deutschen Fürsten hatten davon geträumt, ihren königlichen Bruder von Frankreich entweder zu retten oder zu rächen, und weder das eine noch das andere vermocht, weil ihnen die Eintracht fehlte, die einzig und allein stark macht. Friedrich Wilhelm II. befand sich mit seinen Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, in Frankfurt a. M., wo er sein Hauptquartier genommen hatte. Die Prinzen hatten sich brav und nutzlos geschlagen, und waren bereit, sich brav und nutzlos weiter zu schlagen, vorher aber verliebten und verlobten sie sich. Die verwitwete Landgräfin nämlich bereitete sich zur Heimkehr nach Darmstadt vor, und der Landgraf von Hessen schrieb ihr, sie möchte doch über Frankfurt kommen und die Prinzessinnen dem König von Preußen vorstellen, der mit ihrer Mutter Geschwisterkind war. Es geschah, der König lud die Landgräfin mit ihren Enkelinnen ein, nach dem Theater bei ihm zu Abend zu speisen, der Kronprinz sah Luise, sein Bruder ihre Schwester Friederike, und vier Herzen hatten einander gefunden.

Friedrich Wilhelm vergaß nie jenen Märzabend in Frankfurt, der für ihn der Aufgangsmorgen seiner ersten und im heiligsten Sinne einzigen Liebe geworden war. Als er Luisen verloren hatte, gedachte er des Eindrucks, den die wunderschöne siebzehnjährige Prinzessin von Mecklenburg auf ihn gemacht, einst auch mit Worten. In Schiller hatte er „etwas sehr Schönes“ gelesen, wo treffend und treu bezeichnet war, wie ihm und seiner „seligen Luise zu Mute gewesen“, als sie sich zum ersten Male sahen. Der König wollte die Stelle im Schiller gern nochmals lesen, konnte sie aber nicht wiederfinden. Bischof Eylert fand sie für ihn, es war die aus der „Braut von Messina“, wo Don Cäsar das erste Erscheinen Beatricens schildert und mit den Worten schließt:

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder Keine sonst auf Erden.

Der Bischof las dem Könige die Stelle vor, der König hörte aufmerksam zu und sprach: „Ja, ja, das ist die Stelle, die ich meinte — sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie. Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt."

Damals im Frühling von 1793 blühten die Rosen noch; dem jungen Kronprinzen lag noch nichts ob, als tapfer zu sein und von ganzer Seele die schönste deutsche Prinzessin zu lieben, und an beidem ließ er es nicht fehlen.

Am 24. April verlobte er sich zugleich mit seinem Bruder in Darmstadt, am 3. Mai eroberte er bei Landau mit stürmender Hand eine Schanze.

In Bodenheim am 29. Mai war es, daß Goethe, „in sein Zelt eingeheftelt", die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg beobachtete, die mit der Großmutter beim König gespeist hatten und nach der Tafel das Lager besuchten. Dann ging es nach Verdun, und von dort, wie bekannt, so traurig zurück. Im Oktober weinte Luise über Marie Antoinette, die königliche Märtyrerin von Frankreich. Am 22. Dezember zog sie, schön wie das Glück und die Jugend, als Braut in Berlin ein. Das herrlichste Christgeschenk wurde am Weihnachtsabend, wo die Vermählung mit den mannigfaltigsten Festlichkeiten stattfand, in Luisen dem preußischen Thronerben und dem preußischen Volke gegeben.

Die ehrwürdige Witwe Friedrichs des Großen, die edle, geprüfte und bewährte Elisabeth von Braunschweig, erlebte noch die Trauung ihres Großneffen. Das Haus, an dessen Schwelle eine solche Greisin stand, um eine solche Braut zu empfangen, hätte, dem allgemeinen Glauben nach, gesegnet sein müssen auf lange Zeiten. Auch ist es gesegnet worden, aber nicht im Sinne der Welt, sondern im höhern, mit Prüfung und mit Züchtigung.

Davon ahnte jedoch das junge glückliche Paar nichts. Es war froh und machte andere froh, es liebte sich, und es war schön. Im ganzen Lande gab es kein schöneres. Er so ernst, sie so heiter, er wie ein stolzer, schlanker Baum mit festem Stamm und dunklem Laube, sie wie der Silberstrahl eines Springquells, der an ihm aufstieg, ihn melodisch und lebendig umspielte und umschimmerte; beide so groß und so gebietend

in ihrer fürstlichen Jugend; beide so einfach und so wahr in ihrer menschlichen Güte; beide so liebreich, so liebenswürdig, so geliebt, und beide so tief, ganz und einzig glückselig in und durcheinander.

„Wie ich höre, nennst du die Kronprinzessin du", sagte zu seinem ältesten Sohne der König, der sie seinerseits „die Fürstin der Fürstinnen" nannte.

„Geschieht aus guten Gründen", antwortete der Kronprinz lächelnd. „Mit dem Du weiß man immer, woran man ist; dagegen mit dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen."

Und dann war Du gut deutsch, und obgleich Luise zu ihrem Bedauern französisch erzogen war, so wollte sie doch mit ihrem ganzen, edlen, reinen Wesen eine deutsche Fürstin sein. Deutschland, von dem Goethe und Johann von Müller einige Jahre später noch gar nichts wissen wollten, hatte damals eben einen neuen Tag angefangen, und Luise von Preußen war sein Morgenstern.

Deutsch häuslich also lebte das junge Fürstenpaar, deutsch schlicht war es glücklich. „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist", sagte der Kronprinz, wenn Luise nach einem Feste ihren Schmuck abgelegt hatte und wieder in ihrer gewöhnlichen reizenden Einfachheit vor ihm stand.

„Bin ich denn das nicht immer?" fragte sie neckend. — „Ach nein", versetzte der Gemahl scherzhaft kläglich, „du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein."

Diese Schlichtheit, diese Harmlosigkeit, ja, um ein noch mehr bezeichnendes Wort zu gebrauchen, diese Kindlichkeit entsprang bei den jungen Gatten so aus ihrer eigensten Natur, es wäre ihnen so völlig unmöglich gewesen, anders zu sein, als sie waren, daß — so unglaublich es klingt — niemand daran dachte, an dieser ungewohnten Art, Kronprinz und Kronprinzessin zu sein, auch nur das mindeste Ärgernis zu nehmen. Die einzige Person, die dadurch zur Verzweiflung gebracht wurde, das einzige Opfer dieser deutschen Fürstenhäuslichkeit, war die würdige Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, die der Kronprinz „Dame Etiquette" genannt hatte.

Gleich beim Einzuge hatte Luise die förmliche Dame bis zum Entsetzen durch den zärtlichen Kuß erschreckt, mit dem sie einem der sie begrüßenden Mädchen für ein lieblich hergesagtes Gedicht gedankt hatte. „Mein Gott, was haben Ew. königliche Hoheit getan!" stöhnte die Ober-

Hofmeisterin, „das ist ja gegen alle Etikette!“ Naiv verwundert wandte die holde Braut sich um: „Darf ich denn das nicht mehr tun?“ fragte sie, und alle Herzen antworteten ihr: „Tue noch oft, tue immer dergleichen.“

Nicht minder unterlag die arme Gräfin auch später in allen Kämpfen, die sie für ihre heilig gehaltene Etikette gegen das junge Paar unternahm. Bewies sie dem Kronprinzen, er dürfe zu seiner Gemahlin nur, wenn er sich vorher habe feierlich anmelden lassen, so schickte er sie mit einer solchen Botschaft zur Kronprinzessin, und wenn sie eintrat, fand sie auf dem Sofa neben ihrer Gebieterin — wen? — den Kronprinzen, der durch eine Seitentür seiner ehrwürdigen Gesandtin vorausgeeilt war. Setzte sie ihm auseinander, er müsse mit der Kronprinzessin bei einer festlichen Gelegenheit notwendigerweise in einer sechsspännigen Galakarosse mit zwei Kutschern und drei Leibjägern fahren, so ließ er die Karosse genau so anspannen, wie die gute Gräfin es angeordnet, hob sie damb hinein, warf den Schlag zu, winkte, fortzufahren, und sprang mit seiner Luise in seinen gewöhnlichen offenen Zweispänner. Und einmal in Oranienburg forderte die Kronprinzessin die Oberhofmeisterin sogar zu einer Spazierfahrt auf einem Leiterwagen auf. Das war aber der Dame Etiquette doch zu viel. Sie verteidigte sich und ihre Würde, sie verteidigte die heilige Überlieferung des Zeremoniells, sie fuhr nicht mit. Ihre königlichen Hoheiten mochten auf dem Leiterwagen allem Herkommen zum Trotz davon kutschieren, Dame Etiquette, die Gräfin von Voß, kehrte gebeugt, aber unüberwunden, in das Schloß zurück.

Friedrich Wilhelm III. blieb derselbe an Einfachheit, auch als er am 16. November 1797 seinem Vater als König nachfolgte. „Ist denn mein Magen größer geworden, seit ich König bin?“ sprach er, als er den Küchenzettel um zwei Schüsseln vermehrt fand, die er ausstrich. „Bin ich auf einmal um so viel breiter geworden?“ fragte er lächelnd den Kammerdiener, der beide Flügeltüren vor ihm aufriß. Auch bezog er nicht das große königliche Schloß, sondern blieb in dem einfachen Palais, das er als Kronprinz bewohnt und in dem er auch gestorben ist.

Die königliche Familie war schon vor dem Ableben Friedrich Wilhelms II. durch zwei Todesfälle in Trauer versetzt worden. Am 28. Dezember 1796 starb der geliebte Bruder des Kronprinzen, der Schwager Luisens, Prinz Ludwig, am 13. Januar 1797 die Witwe Friedrichs des

Großen. So vernahm bereits in den ersten sonnigen Jahren ihres Glückes Luise die ernsten Worte, die später ihr trauernder Gatte vor ihrer Büste aussprach: „Das Wesen dieser Welt vergeht."

Doch die Gegenwart war zu lieblich mächtig, als daß Luise hätte lange trauern können. Bereits Mutter eines Thronerben, hatte sie am 22. März 1797 einen zweiten Sohn geboren. In der Fülle der Jugend, der Gesundheit und des Reizes war sie die Wonne aller Augen und aller Herzen, und wie das silberne Meer die Schönheitsgöttin, trug die Liebe des Volkes die reizende neue Königin. Wie im Triumph zog sie durch die Provinzen, um sich huldigen zu lassen. In Pommern nahm sie den Eierkuchen, die Bewirtung des Dorfschulzen, in Preußen den Bernstein, die Gabe des Meeres, in Schlesien die Leinwand, das Erzeugnis des Feldbaues und des Gewerbfleißes, an: alles mit der unbefangenen Freude eines Kindes, das sich gern mit schönen und guten Dingen beschenken läßt, und überall fand sie dieselbe Unterwerfung der Gemüter unter ihre siegreiche Holdseligkeit. Dann kehrte sie nach Berlin zurück, gab ihrem Gemahl die erste Tochter, Charlotte, die am 3. August, seinem Geburtstage, getauft wurde, und war wieder in stiller, glücklicher Häuslichkeit „die gnädige Frau von Paretz."

Oranienburg, das Geschenk, das Friedrich Wilhelm II. der geliebten Schwiegertochter zu ihrem achtzehnten Geburtstage gemacht hatte, war ihr zwar als Beweis seiner Liebe unendlich wert, aber für ihren und des Gatten Geschmack als Landaufenthalt zu prächtig, zu fürstlich, kurz, nicht ländlich genug. Der damalige Kronprinz kaufte daher für 30 000 Taler das Landgut Paretz, zwei Meilen von Potsdam an der Havel, und ließ es wohnlich, aber schlicht einrichetn. „Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen", pflegte er zu sagen, wenn er seine Anordnungen traf.

Hier war der König nur „Schulze", und Luise nur „gnädige Frau". Sie selbst hatte sich so genannt, als eine fremde Fürstin sie einst fragte: ob es Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen? Da entgegnete Luise: „Ach nein, ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau von Paretz."

Für die Dorfjugend hießen die hohen Herrschaften „Herr König" und „Frau Königin". Die Dorfjugend hatte das Vorrecht, sich jeden Tag nach Tische vor dem Gartensaale zu versammeln, wo gespeist wurde, um sich die Reste des Desserts zu holen. Der König, Luise und die

königlichen Kinder teilten die Früchte und den Kuchen eigenhändig aus. Einst gab der König einem besonders aufgeweckten Buben eine Scheibe Ananas und hieß ihn verkünden, was er herausschmecke, indem man damals in der Ananas den Geschmack aller möglichen Früchte zu erkennen meinte. Der König erwartete von Apfel, Birne oder irgend einer Beere zu hören; der Bube kaute, prüfte und erklärte: „Herr König, mir schmeckt sie wie Wurst.“ Alles brach in Lachen aus. „Warum soll sie ihm nicht wie Wurst schmecken?“ fragte der König. „Wurst ist das Beste, was er kennt.“

Auf ähnliche liebevolle Weise erklärte einst die Königin einen Sprachirrtum des alten Heinrich, eines Dieners, den sie, gleich dem Könige, sehr wert hielt. Es war in dem kleinen Badeorte Freyenwalde, unter dessen schönen Eichen und Buchen sie gern verweilte. Sie hatte nach der Tafel ihre Tasse Kaffee geleert und gab sie Heinrich mit der Bemerkung zurück: „Man trinkt doch nirgends bessern Kaffee, als in Freyenwalde.“ — „Ja, Ihre Majestät, das macht das moralische Wasser“, erwiderte Heinrich sehr weise, und stand höchst verwirrt da, als die ganze Gesellschaft ihn auslachte. Die Königin aber sagte lächelnd: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich mißverstanden. Wer mit Nutzen eine Brunnenkur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß ihm das mineralische Wasser zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich“, setzte sie hinzu, „ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!“ und Heinrich sah, indem er das Glas Wasser holte, wieder ganz selbstbewußt aus und meinte zufrieden: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin.“

„Frau Königin, Frau Königin, mir auch was!“ schrie die Dorfjugend in Paretz, wenn das Erntefest gefeiert wurde, wobei sich allmählich eine Art ländlicher Messe gebildet hatte. Die Frau Königin führte sie zu den Pfefferkuchenbuden und ließ sie lustig würfeln. Die Fremden, die zahlreich herbeikamen, wurden zum Schloßball eingeladen, mit den Landleuten tanzten die Majestäten selbst. Der General von Köckeritz, der langjährige Tischgenosse des Königspaares, dem Luise selbst einst Pfeife, Wachsstock und Fidibus brachte, damit er ihnen nicht wieder gleich nach der Tafel „entwischen“ möge, schrieb am 22. September 1798 an einen Verwandten: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf Ihrem Landgute Paretz frohe Tage verlebt. Die guten Menschen genossen mit reinem, heiterm Herzen so ganz das Einfache

der Natur: entfernt von allem Zwange, nahmen sie herzlichen Anteil an der naiven Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe, schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Exzellenz. O, wie waren wir alle so glücklich! glücklich, wie unschuldige Kinder." Die Worte des alten wackern Generals in allen Ehren, aber wir glauben nicht, daß die Oberhofmeisterin, als sie auf dem Bauernball tanzen mußte, glücklich wie ein unschuldiges Kind gewesen ist.

König und Königin aber waren es, und nicht nur in Paretz, auch auf der Pfaueninsel, diesem lieblichen Eiland in der Havel. Eben so still wie Paretz, lag sie Berlin näher, war leicht zu erreichen und diente daher dem König, wenn er von Geschäften ermüdet war, zum liebsten Erholungsort. Die Kinder waren stets mit — wo fehlten sie? Der König war der beste Vater, wie Luise die holdseligste Mutter. Jeden Morgen kam er ins Kinderzimmer, empfing eines der Kleinen nach dem andern aus den Händen der Königin, fragte nach ihren Fortschritten und ihrem Verhalten und belohnte sie, wenn die Berichte günstig ausfielen, mit kleinen Geschenken, die er aus der Tasche holte. Jeden Abend machte er mit der Königin die Runde bei den Kinderbetten und küßte alle die kleinen Schläfer zur stillen guten Nacht auf die Stirn. Wie also hätten diese zärtlichen Eltern die Erquickungen der Natur genießen können, ohne sie mit ihren Kindern zu teilen?

So hieß es auch eines Tages, als auf der Pfaueninsel im Freien gespeist worden war, nach aufgehobener Tafel: „Wo sind die Kinder?" Die Antwort war: „Sie spielen dort an der Landzunge auf der Wiese", und bittend fragte die Königin: „Liebster Freund, könnten wir sie nicht überraschen?" Der König war ganz damit einverstanden; „nur müßten wir", sprach er, „um das zu können, im Kahn durchs Rohr fahren." Er selbst nahm das Ruder, die Königin stand im Kahne, lispelte: „Stille, stille!" und glücklich kamen sie, ohne bemerkt worden zu sein, dicht bei den Kindern ans Ufer.

Die Freude war groß; man hätte glauben sollen, die Kinder hätten die lieben Eltern Tage lang nicht gesehen. Der Kronprinz, neugierig zu wissen, auf welche Weise sie so überrascht worden wären, fragte den

König: „Wo sind Sie hergekommen, Papa?“ — „Durchs Rohr“, antwortete der Vater. — „Charmant!“ sagte der Kleine. — „Warum?“ — „Ih, im Rohr lassen sich gut Pfeifen schneiden.“ — „Wie meinst du das?“ — „Kluge Leute wissen die Umstände zu ihrem Vorteil zu benutzen.“ — „Wenn du nun jetzt für dich eine Pfeife schneiden solltest, was würdest du besonders wünschen?“ — „Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abendmilch einnehmen dürften und alle, alle froh zusammenblieben.“

Der König reichte dem liebenswürdigen Knaben die Hand, die Königin drückte ihn an sich. Teppiche wurden gebracht, ausgebreitet, das einfache Mahl wurde aufgetragen, wie der Kronprinz es gewünscht. Alles lagerte sich in der frischen Kühle des Abends und der Wiesenluft. Die Königin hielt ihr Haupt an des Königs Schulter und blickte, ihre Hand in der seinen, mit leuchtenden Augen auf den strahlenden Untergang der Sonne.

Welch klarer Frieden weht um dieses königliche Familienbild her! Dann verdunkelt sich plötzlich der Himmel, alles wird Ahnung und Drohung, die schwere Zukunft schwebt langsam herauf und heran.

Napoleon hat, um die Österreicher im Rücken anfallen zu können, preußisches Gebiet verletzt; die Königin sagt zu ihrem ältesten Sohne, der zu seinem zehnten Geburtstage vom Vater Hut und Degen empfangen hat und zum ersten Male in Uniform vor ihr erscheint: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Dann kommt Kaiser Alexander nach Berlin, erneuert die 1802 in Memel geschlossene Bekanntschaft, und versucht Preußen aus seiner Neutralität hinaus zu überreden und zu bewegen, daß es sich tatkräftig an die Spitze von Deutschland stelle. Und in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 sehen wir die beiden Fürsten, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen, wie sie in der Fürstengruft der Garnisonkirche zu Potsdam über dem Sarge Friedrichs des Großen einander die Hände reichen und die Befreiung Deutschlands von Napoleon geloben. Luise stand zwischen ihnen und weinte bei ihrem Gelübde. Bei des Gelübdes endlicher Erfüllung sollte sie nicht mehr auf Erden sein.

Der Winter, der folgte, war ein trauriger. Preußen handelte nicht,

wie es sollte. Die französische Partei war an dem Hofe, der von allen Höfen der deutscheste sein mußte, die stärkere, die mächtige, die einflußreiche und wenigstens vorläufig den Ausschlag gebende. Sie träumte davon, Preußen könne durch Frankreich größer werden. Napoleon blendete damals aller Augen, die bengalischen Flammen des Erfolges zuckten um seine Imperatorengestalt her. Ehre den deutschen Fürstinnen, daß sie mit klaren Blicken dieses Trugbild anschauten! In Berlin waren die Prinzessinnen des königlichen Hauses seine entschiedensten Gegnerinnen. Die Königin hielt mit ihren Empfindungen zurück. Ihre zarte, harmonische Seele war nicht zum Haß angelegt, und dann erwartete Luise auch, daß der König ihr erst die Berechtigung erteile, sich als Patriotin zu zeigen. So lange er schwieg, schwieg auch sie, und man weiß, daß es seine Art war, lange zu schweigen, ja, überhaupt erst im letzten entscheidenden Augenblick zu reden. Dieser Augenblick aber war für ihn noch nicht gekommen, als Luise im Juni 1806 nach Pyrmont ging, um sich dort in Gesellschaft ihres Vaters, der seit 1794 regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz war, und ihres Bruders, des Erbprinzen, von dem Schmerze über den Tod ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ferdinand, zu erholen.

Während ihrer Kur bereitete sich im preußischen Kabinett allerdings die zu spät kommende Entscheidung vor, doch der König, der alles von Luisen fern zu halten wünschte, was sie beunruhigen und dadurch den Erfolg des Brunnens stören könnte, teilte ihr erst, als sie am 31. Juli nach Charlottenburg zurückkehrte, seinen Entschluß zum Kriege mit.

Es war nicht zum ersten Male, daß Luise den Gemahl ins Feld ziehen sah, sie hatte diese Erfahrung bereits als Kronprinzessin gemacht. Der Aufstand Kosciuszkos war es gewesen, was den kaum Vermählten im Mai 1794 von der Seite der schönen Geliebten gerufen hatte. Damals äußerte Luise: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, als der Erste nach dem König auf dem Throne, auch der Erste nach ihm im Felde sein muß.“

Mit derselben mutigen Ergebenheit, mit dem innigen Gefühl für des Königs und des Landes Ehre, sah sie auch jetzt das Schwert bereit, aus der Scheide zu fliegen. Die Fürstinnen Preußens zagten nie, wenn es galt. Luise war ihrer wert. Sie wurde Chef des Ansbach-Baireuthschen Dragonerregimentes; sie empfing es, als es im September 1806

in Berlin einrückte; sie trug seine Uniform, und sie begleitete in demselben Monat den König zuerst nach Naumburg, wo das Hauptquartier war, und am 4. Oktober nach Erfurt.

Ihre Anwesenheit im Hauptquartier wurde vielfach getadelt. Ihr war es nur darum zu tun, nicht auf Nachrichten warten zu müssen, und beim König zu sein. Von jeder Einmischung hielt sie sich im Lager so fern, wie nur je im Schlosse zu Berlin; indessen man glaubte ihr das nicht, und Napoleon begann schon damals mit jenen Verleumdungen, durch die er allerdings nicht Luise, sondern bloß sich selbst entehrte, die aber doch hier und da Glauben fanden und besonders die Königin selbst später so schmerzlich trafen. „Man glaubt Armide zu sehen, wie sie in ihrem Wahnsinne ihren eigenen Palast anzündet", sagte Napoleon, indem er Luise beschuldigte, den König zum Kriege aufgestachelt zu haben.

Am 11. Oktober kam sie mit dem Könige nach Weimar und empfing die Nachricht, daß der Prinz Louis Ferdinand tags vorher bei Saalfeld gefallen sei. Am 13. zeigte sie sich in den Straßen von Weimar den Truppen, am 14. nahm sie Abschied vom Könige und reiste nach Berlin zurück. In der Stunde, wo sie Weimar verließ, hörte man den ersten Kanonendonner der Schlacht bei Jena. Noch hatte die Königin nicht Berlin erreicht, da vernahm sie, daß die Schlacht und damit für Jahre Preußen verloren sei.

Am 18. Oktober 1806 trat sie ihre Flucht aus Berlin an. Am 18. Oktober 1813 gab Napoleon das Schlachtfeld bei Leipzig auf. Sieben Jahre nur lagen zwischen diesen beiden Tagen, aber sieben so schwere, aufregende Jahre, daß Luise ihres Volkes Siege nicht mehr erlebte.

Am Übermut, an der Selbstüberhebung, an der Geringschätzung des Feindes war die Armee Friedrichs des Großen so schmählich zugrunde gegangen.

Bischof Eylert erzählt, wie ein Oberst gegen ihn geprahlt: „man tue mit Kanonen und Gewehren den Franzosen zu viel Ehre an; Knüppel wären hinreichend, sie zu Paaren zu treiben." Auch in der königlichen Familie war dieses unbedingte Siegesvertrauen sehr stark. Der Prinz Louis Ferdinand teilte es nicht, obgleich er männlich fest und jünglingshaft leidenschaftlich den Krieg gewollt hatte. „Liebe Mutter", sprach er einst lebhaft zur Prinzessin Ferdinand, „denken Sie denn, es könne niemals anders sein? Es werde immer getrommelt werden, wenn Sie



Königin Luise von Preußen.

Nach dem Leben gemalt vom Hofmaler Joh. Gottfried Niedlich.



aus dem Tore fahren? Sie fahren einmal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's."

Dem König wiederum hat es an Entschiedenheit gefehlt, weil es ihm an Selbstvertrauen mangelte. Er dachte noch 1806 von sich wie 1797. Damals, als er König geworden, schrieb er an den General von Köckeritz: „Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können." In der Furcht, nicht verläßlich zu sein, verließ er sich zu viel auf andere; in der Besorgnis, falsch zu wollen, enthielt er sich des maßgebenden Willens. Das Ergebnis war die Schlacht von Jena.

Während der besiegte König floh, zog der Sieger in die aufgegebene Hauptstadt ein. An den Sarg Friedrichs des Großen, wo Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Schwur getan, trat jetzt Napoleon mit seinen Marschällen. „Hut ab, meine Herren", sagte er. Es war eine Huldigung, die sich unter solchen Verhältnissen merkwürdig wie Hohn ausnahm.

In Küstrin sahen Friedrich Wilhelm und Luise sich wieder. Mit der Königin war Hardenberg, mit dem Könige der Freiherr von Schladen. Am 26. Oktober verließen sie Küstrin, dessen Kommandant dem Könige Hand und Wort darauf gab, die Festung bis aufs äußerste verteidigen zu wollen. Am 4. November kam nach Graudenz die Nachricht von der Übergabe Küstrins.

Stettin war bereits am 29. Oktober übergeben worden, der Kommandant von Magdeburg folgte am 8. November diesem schimpflichen Beispiele. Eine Gerechtigkeit muß man den damaligen Befehlshabern der preußischen Festungen widerfahren lassen: sie sparten auf eine Weise, die den Geiz in Person befriedigt hätte, mit dem preußischen Pulver. Leider gingen sie dafür um so verschwenderischer mit der preußischen Ehre um.

Die Gefahr verfolgte die flüchtige Königin. Todkrank mußte sie mitten im Winter aus dem bedrohten Königsberg nach Memel gebracht werden. Als Alexander bei seinem Heere eintraf und mit dem Könige zusammen sein Hauptquartier in Bartenstein nahm, durfte Luise nach Königsberg zurück, wo sie Geschichte studierte und mit den dortigen ausgezeichneten Männern verkehrte. Auch Hoffnung faßte sie wieder, und schrieb am 15. Mai 1807 in einem ihrer herrlichen Briefe an ihren Vater:

„Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal alle glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Fleisch und Wein im Überfluß reichen; sie wollen von keiner Übergabe hören; sie wollen sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als untreu an dem Könige handeln; ebenso halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — Doch genug von den vergangenen Übeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen."

Die Königin sollte dieses festen Gottvertrauens bald wieder mehr als je bedürfen. Danzig und Neiße fielen, die Schlacht von Friedland ging verloren, und die Königin, abermals nach Memel geflüchtet, schrieb von dort aus am 17. Juni ihrem Vater:

„Es ist wieder ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie: verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders tun können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, das kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache.

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß."

Am 24. Juni schreibt sie wieder:

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein; niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und keine festen Basen. Also alles von dir da oben, du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich auf meinen Brief (den vorigen), er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten tue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint, seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luise."

Ist es nicht, als hörte man in diesen Briefen das Herz der Königin gleichsam brechen? „Nur hoffen kann ich nicht mehr!" Welches grenzenlose Leid in der Wiederholung dieser Worte! Tragen will sie, aushalten, widerstehen, alles, zu allem ist sie willig, bereit, stark; nur gegen den Gedanken an Hoffnung sträubt sie sich, wie gegen eine Zumutung, die ungeheuerlich ist und ganz und gar über ihre Kräfte geht.

In Tilsit, wo „der französische Kaiser" war, sollte auch sie bald sein. Es war für neutral erklärt und zum Orte für die Friedensverhandlungen gewählt worden. Diese versprachen für Preußen so gut wie gar nichts. Der König stand Napoleon gegenüber, als wäre dieser

nicht der Sieger, Friedrich Wilhelm nicht ein Fürst ohne Land. Sein Nacken war nicht darauf eingerichtet, sich zu bücken. Da wurde in der Umgebung des Königs beschlossen, die Königin sollte kommen und ihr schönes Haupt vor dem Despoten des Augenblicks beugen. Sie kam, sie gehorchte, sie empfing den Mann, der sie in seinen Bulletins beschimpft, als ihren Gast mit der Feinheit der Frau und der Höflichkeit der Fürstin; sie nahm neben ihm Platz an seinem Tische; sie bat ihn um Schonung und Großmut. Sie tat das alles, es war das Schwerste von allem, was ihr noch zugemutet worden war, und es war völlig unnütz. Napoleon fand in ihr „die schönste Königin und die interessanteste aller Frauen", aber er blieb dieser höchsten Anmut gegenüber unbestrickt und unbewegt, und es kann ihm das nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er würde lächerlich erschienen sein, wenn er sich zwei schönen Augen zu Liebe in der Ritterlichkeit versucht hätte: er war kein Ritter. Sein Heer hatte ihn richtig getauft, als es ihn den „kleinen Korporal" nannte. Als solcher benahm er sich gegenüber der Königin, und er hatte vollkommen recht, Er zu bleiben. Luise ihrerseits erscheint nie größer und wahrhaft erhabener, als in ihrer erbarmungswürdigen Demütigung vor Napoleon. Sie selbst schämte sich ihrer heiligen Erniedrigung keine Stunde, und auch den Frieden, den Napoleon diktierte, wie man es tut, wenn man Glückssoldat ist und zur Feder das Schwert hat, nahm sie wie ein schweres Schicksal, aber keineswegs als eine Schmach an.

„Der Friede ist geschlossen", schrieb sie, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden; das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Diese tiefe Rechtlichkeit des Königs war der Grund, in welchem Luisens hingebende Liebe zu ihm mächtig wurzelte. Sie ehrte ihn unbedingt, darum verleugnete sie sogar ihre eigene, oft klarere Erkenntnis. „Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin", schrieb ihre Vertraute, Frau von Berg, an Stein, „daß sie sich hingibt und alle Neigungen

und Meinungen des Königs teilt. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen?"

Stein tat es gewiß nicht, er war im Januar 1807 in Ungnaden als Finanzminister entlassen worden, er wurde nach dem Frieden von Tilsit als der einzige, der helfen könne, zurückgerufen. Er war augenblicklich wieder bereit, und die Königin schrieb an Frau von Berg: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf." Aber kaum in Memel eingetroffen, fand er abermals eine Gegenpartei, und den König unentschlossen wie früher. Da schrieb ihm Luise: „Ich beschwöre Sie, nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß Wort, Beyme (hindernder Geheimer Kabinettsrat) kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Auf diese Weise darf eine Frau sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, ohne daß sie auch nur den leisesten Hauch von ihrer Weiblichkeit verliert. Charakteristisch ist es ebenfalls, daß sie um ihrer selbst willen zuletzt bittet. Sie dachte an sich stets zuletzt, zuerst immer an die Ihren und dann noch an das Ganze, an das Land, das Volk, die Ehre des Landes, des Volkes und des Hauses. In allen ihren Klagen aus Memel in dem Herbst, welcher dem verhängnisvollen Frieden folgte, findet sich kein Wort über ihre persönlichen Entbehrungen und Leiden. Und doch hatte sie buchstäblich Entbehrungen zu ertragen. Die königliche Familie aß damals schlechter, als manche bürgerliche und sie aß das Wenige von irdenen Tellern. Das goldene Tafelgeschirr war gemünzt und fürs Land gezahlt worden. König und Königin waren arme Leute. Der Vater konnte seiner ältesten Tochter, der späteren Kaiserin von Rußland, als Geburtstagsgeschenk zu einem neuen Kleide nur fünf Taler schicken — er hatte nicht mehr. Von dem allen aber liest man keine Silbe. Was kümmerte die echte Königin sich darum, ob sie schlecht gekleidet gehen mußte, ob sie schlecht zu essen hatte? Der König und Preußen, Preußen — das war ihre Angst, ihr Kummer, ihre Verzweiflung. Unwillkürlich vergleicht man mit dieser Gleichgültigkeit gegen alles Äußerliche und Persönliche die ewigen kleinen Klagen Napoleons auf St. Helena über schlechten Kaffee und ähnliche Dinge.

Ein Augenzeuge, der Prediger Borowsky in Königsberg, wohin im

Dezember 1807 die schwergeprüfte Familie endlich zurückkehren durfte, schildert die Königin, wie sie in jener Zeit erschien, mit folgenden Worten:

„Fröhlich ist freilich unsere teure Königin in dieser Passionszeit nicht, aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, die ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmut, die man eine würdevolle nennen kann.

„Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmut und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgibt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir, fast noch mehr als früher die roten, jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben; es liegt wohl Schmerz darinnen, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung."

Am besten jedoch schildert sie sich selbst in einem Briefe aus dem Frühjahr von 1808. Er ist oft abgedruckt worden, mag indessen immer hier noch einmal seine Stelle finden. Eine reine Seele kann sich nicht reiner spiegeln, als die Luises in diesem einfachen, kindlichen Schreiben an den verehrten, würdigen Vater.

„Bester Vater", lautet er, „mit uns ist es aus; wenn auch nicht für immer, so doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

„Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgelebt zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, der, der Herr des Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich:

Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, das kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zum bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, und wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

„Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekennt-

nis, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben; ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie nur, wenn ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme und ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm dem Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er für mich in allen Stücken hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gutes Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich auch unser jüngstgeborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“ Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, das mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte: er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, das keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen — auch das habe ich von dem Könige gelernt — mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

„Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten,

und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Komische hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaub' ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeugt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme für andere zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden."

Ist dieser Brief nicht ein wirkliches Juwel? Selbst die kleinen Wiederholungen und Ungeschicklichkeiten des Ausdrucks dienen nur dazu,

seine vertrauliche Anmut zu erhöhen. Man fühlt es in jedem Worte: die Tochter dachte, als sie es schrieb, einzig an den Vater, mit welchem sie ganz so ungezwungen sein konnte, wie mit sich allein. Bei ihrer Beurteilung Napoleons möchte man zur Königin sagen, wie Faust zu Gretchen: „Du ahnungsvoller Engel du!“ Wahrlich, das Auge der reinen Frau blickt tief, und der Geist der reinen Frau richtet gerecht. Dabei welche Milde! Sie verdammt gleichsam trauernd. Persönlich hatte sie keinen Groll mehr. Während ihrer letzten Anwesenheit zu Potsdam stand sie eines Tages im dortigen Schlosse vor dem Bilde ihres Verfolgers still. Eine der sie umgebenden Damen konnte sich nicht enthalten, laut und leidenschaftlich ihren Abscheu zu äußern. Da wandte Luise sich um und sagte: „Wenn ich ihm verziehen habe, was er mir Böses getan hat, was haben Sie Ursach, ihm nicht zu vergeben?“

Was sie dem Könige war, das wußte nicht nur er, sondern ein jeder. Nach dem Frieden von Tilsit schrieb Iffland, der, selbst während der Feind in Berlin war, den Mut hatte, auf der Bühne an Luises Geburtstag zu erinnern, der Königin in einem schönen Briefe folgende Worte: „Ihro Majestät sind unserm geliebten Vater — dem Freunde der Menschheit — mit Trost und Liebe, mit Fassung und Grazie des Lebens zur Seite gewandelt. War es noch so trübe, so fühlten Tausende sich beruhigt — „die königliche Frau geht um ihn her!“ — mit diesem Troste und dankbaren Tränen gedachte dann jeder seiner Königin.“

Die Liebe, mit welcher der Kronprinz an seiner holdseligen Mutter hing, wird ebenfalls vielfach bestätigt. Als er noch in Berlin war, wußte sein erster Lehrer, Delbrück, keine härtere Strafe für ihn, als ihm den Besuch zu untersagen, welchen er täglich um Zwölf bei der Königin machen durfte. Einige Male bloß verschuldete er diese Entbehrung.

„Die kleine Luise“ war am 1. Februar 1808 geboren worden, und die Stände Preußens hatten bei ihr Paten gestanden. Den Sommer brachte die königliche Familie auf einer kleinen Besitzung im Dorfe Huben zu. Am 3. Dezember dieses Jahres wurde Berlin endlich von den Franzosen geräumt, und der König kündigte seine Rückkehr an, sobald er in Petersburg gewesen sein würde, wohin der Kaiser Alexander ihn dringend eingeladen hatte. Der neue Krieg zwischen Frankreich und Österreich machte jedoch das Zurückgehen nach der allzu ausge-

setzten Hauptstadt bedenklich. Die Königin fing wieder an, zu zweifeln, ob sie Berlin je wieder sehen solle. „Gott weiß, wo ich begraben werde", schrieb sie; „schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade, Germania!"

Trüber, schwerer noch als der vorige Sommer, verging dieser ihr abermals in dem kleinen Hause auf dem kleinen Dorfe. Die wahrhaft kaiserlichen Huldigungen, die ihr in Petersburg zuteil geworden, hatten sie dankbar gefunden, aber nicht zu trösten vermocht. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen", schrieb sie nach ihrer Zurückkunft. „Nichts blendet mich mehr und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Am 4. Oktober 1809 gab die Königin ihrem letzten Kinde, dem Prinzen Albrecht, das Leben. Zwei Monate später, im Dezember, gerade an dem Tage, wo sie als Braut eingezogen war, durfte sie endlich nach Berlin heimkommen, denn als Heimkunft empfand sie diese Wiederkehr. Sie saß in einem reichen Wagen, welchen die Stadt ihr geschenkt; er war mit Lila, ihrer Lieblingsfarbe, ausgeschlagen und geschmackvoll mit Silber verziert. Der König ritt voran, von schmerzlicher Freude bewegt. Seine beiden ältesten Söhne folgten ihm zu Pferde. Dann kam die Königin, noch immer die Schöne, aber jetzt auch die Geprüfte. Wie das wiederkehrende Heil wurde sie empfangen, der Tag war klar und mild, die Stadt festlich geschmückt. Vor dem Palais erwartete der ehrwürdige Herzog von Mecklenburg-Strelitz die so lang entbehrte Tochter, und sie konnte endlich wieder am Vaterherzen weinen.

Nachdem so ihr Heimweh nach Berlin und namentlich nach „ihrem Charlottenburg" gestillt worden war, erwachte auch wieder lebhaft in ihr der alte Wunsch, einmal ihren Vater in seiner Hauptstadt zu besuchen. Sie hatte Strelitz außer einst beim Durchfahren noch nie gesehen, und überhaupt seit ihrer Verheiratung, ihrem Ausdruck nach, nur ein einziges Mal unter dem väterlichen Dache geschlafen und zwar in Hohen-Zieritz, dem Lustschlosse des Herzogs. Auch sehnte sie sich, ihre einundachtzigjährige Großmutter nochmals zu sehen.

Am 25. Juni reiste sie ab. In Fürstenberg, dem ersten Grenzort der väterlichen Lande, wurde sie vom Herzog, von ihren beiden Brüdern und ihrer jüngsten Schwester empfangen, in Strelitz am Eingange des Schlosses von der greisen Landgräfin. Festlichkeiten fanden nicht

statt, es war wirklich eine Tochter, die zum Besuch zu ihrem Vater kam.

Am 28. Juni folgte der König ihr nach. Sie äußerte die lebhafteste Freude, ihren Gemahl als Prinzessin von Mecklenburg im Hause ihres Vaters begrüßen zu können.

Gegen Abend fuhr man nach Hohen-Zieritz, denn der König hatte gewünscht, die Zeit seines Aufenthaltes in ländlicher Stille zuzubringen. Die Königin kam bereits unwohl dort an, und war am nächsten Tage noch leidender, erschien aber doch im Garten, um mit ihrer Familie Tee zu trinken.

Es war zum letzten Male, daß die Ihrigen sie so in ihrer Mitte sahen. Am nächsten Morgen konnte sie schon nicht mehr aufstehen. Nach einigen schlimmen Tagen erholte sie sich wieder so weit, daß der König am 3. Juli dem Rufe dringender Geschäfte nachgab und nach Berlin zurückfuhr. Binnen wenigen Tagen gedachte er die genesene Gemahlin nachzuholen. Statt das zu können, erkrankte er selbst in Charlottenburg, und mit Luise wurde es schlimmer und schlimmer. Noch fürchtete man keinen tödlichen Ausgang ihrer Krankheit, aber sie litt viel, hauptsächlich an Schlaflosigkeit. Später, als das Ende näher kam, fehlte es ihr auch an Atem, und „Luft! Luft!“ war ihr oft wiederholter Seufzer.

Da ihre Zimmer im obern Stock zu heiß waren, so hatte der Herzog ihr die seinigen abgetreten, die im Erdgeschoß lagen. Dort, auf des Vaters Lager, wachte sie in der verhängnisvollen Nacht vom 18. zum 19. Juli dem Könige und dem Tode entgegen.

Daß dieser kommen könnte, davon schien sie bisher noch keine Ahnung gehabt zu haben. Erst in der zweiten Morgenstunde des 19. Juli sagte sie zu Heim, dem berühmten Arzt, den der König aus Berlin gesandt hatte: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe!“

Dann fragte sie, ob die Sonne noch nicht bald aufgehen und ob es ein trüber oder ein heller Tag sein werde? Als man ihr antwortete: „Dem Anschein nach ein trüber“, freute sie sich, weil sie davon Kühlung in ihrem Fieber hoffte.

Ihr Vater hatte sich auf ihr Bitten ein wenig niedergelegt. Er hatte befohlen, ihn zu rufen, sobald der Zustand der Königin sich verschlimmere. Als es gegen drei Uhr geschah, faltete er die Hände und sagte: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege.“

Um vier Uhr kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen. Es war ein trüber Morgen, der Himmel schwer von Regenwolken.

„Wie geht's hier?" fragte der König.

Die Antwort der Ärzte vernichtete ihn gleichsam. Menschlicher Ansicht nach gab es keine Hoffnung mehr. So viel Gewalt der König auch über sich hatte, zitterte er dennoch unwillkürlich, als er seine Gemahlin umarmte. Sie bemerkte es mit Befremden, und als er sie auf Augenblicke verließ, um einige Fassung zu sammeln, sagte sie: „Der König tut, als wolle er Abschied von mir nehmen; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich."

Ihn suchte unterdessen die ehrwürdige Landgräfin damit zu trösten, daß ja noch Atem, folglich noch Hoffnung da sei, denn bei Gott sei kein Ding unmöglich. „Ach", antwortete er, „wenn sie nicht mein wäre, so würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

Dennoch faßte er sich, führte ihr die Söhne zu und suchte ihr einzureden, er sei nur darum so erschüttert gewesen, weil er sie so krank gefunden. So blieb er bis gegen neun Uhr bei ihr, wo er die Ärzte rief, weil der Todeskampf begonnen hatte. Der eine Arzt riet der Königin, die Arme höher zu legen. „Das kann ich nicht", sagte sie. Er half ihr dabei, sie ließ sie einige Augenblicke so liegen, dann wieder sinken, und seufzte: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod." Der König, der am Bette saß, ergriff nun ihre rechte Hand; ihre jüngste Schwester, die auf der andern Seite kniete, faßte die linke. Das Haupt lehnte die Königin an die Brust der Frau von Berg. Plötzlich bog sie es zurück, schloß die Augen und sprach: „Herr Jesus, mach es kurz!" Fünf Minuten später hatte sie vollendet.

Der König, der nur gekommen war, um sie sterben zu sehen, sank von diesem härtesten Schlage gleichsam in sich zusammen. Dann raffte er sich auf und holte seine Söhne. Wie sie an der Leiche einer solchen Mutter weinten, braucht nicht geschildert zu werden. Einige Stunden später kamen noch zwei von den armen Kindern, die sie verwaist zurückließ: die Prinzessin Charlotte und der Prinz Karl. Sie fanden nur noch den Vater, den Segen der Mutter konnten sie nicht mehr empfangen.

Mit ihnen, mit dem königlichen Gatten und dem greisen fürstlichen Vater, trauerte das ganze Land. Was sie war und wie teuer sie allen

gewesen, das drückte Schleiermacher in seiner Trauerrede in warmer Weise aus.

„Wir wissen — sagte er — wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes festhält, Anteil genommen hat an allen großen Begebenheiten, wie sie eben durch ihre Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die teuern Kinder sich alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre, wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als die die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe vorherging."

Der Name „Luise" kann des Zusatzes „von Preußen" vollständig entbehren; sie war nicht bloß die Königin des einzelnen Landes, sie ist die deutsche Frau durch und für das ganze deutsche Land, sie ist der Genius des deutschen Volkes in einer harten, eisernen Zeit, sie ist das Vorbild treudeutscher Sitte und Zucht, das Muster deutscher Frauenstärke.

Wie sie mit ihrem warmen Herzen mitten im Volke stand und Hoch und Gering mit gleicher Liebe umfaßte, davon werden viele edle Züge erzählt, deren einige hier ein Plätzchen finden mögen.

Die Reise nach Königsberg zur Krönung im Jahre 1798, die ein wahrer Triumphzug war, bot dem Volke, wie der jungen Herrscherin, Gelegenheit, die gegenseitige Liebe zu beweisen. Damals war es, daß das königliche Paar in einem kleinen Städtchen Pommerns von neunzehn weißgekleideten Mädchen begrüßt wurde, mit denen Luise in ihrer gewohnten leutseligen Art sich unterhielt. Als die erste Schüchternheit der Kinder geschwunden, erzählten sie zutraulich, sie wären eigentlich zwanzig gewesen, aber die eine von ihnen wäre nach Hause geschickt worden, weil man fürchtete, sie könne durch ihre Häßlichkeit das Auge der Herrin beleidigen. Von Mitgefühl für die Arme ergriffen, die sich gewiß auf das Fest gefreut hatte und die wohl jetzt einsam zu Hause weinte, befahl Luise, das Mädchen herbeizuholen und beschenkte dasselbe zur Entschädigung reichlich vor den andern Kindern.

Einige Zeit später ereignete es sich, daß sie auf einem Balle, den sie besuchte, eine junge hübsche Dame bemerkte, die von den adeligen Herren der Gesellschaft auffallend vernachlässigt wurde. Auf

ihre Erkundigung erfuhr sie, daß die alleinige Ursache dieser Zurücksetzung die bürgerliche Abstammung derselben sei. Sofort veranlaßte sie in ihrer liebenswürdigen Weise den König, selbst mit der jungen Dame zu tanzen und durch diese Auszeichnung die Unhöflichkeit der andern zu verbessern und sie zu beschämen.

Als Königin wie als Kronprinzessin ging sie am liebsten zu Fuße, Arm in Arm mit dem verehrten Gatten, in den Straßen Berlins spazieren.

An einem Christmarkt war es, daß sie in Begleitung desselben in eine der Verkaufsbuden trat, um persönlich Einkäufe für ihre Kinder zu machen. Eine schlichte Frau, die sich daselbst befand, trat ehrfurchtsvoll vor dem königlichen Paare beiseite und legte das Spielzeug, um das sie eben gehandelt hatte, weg. Da sagte Luise in ihrer anmutig-freundlichen Weise: „Bleiben Sie, meine Liebe! Wir wollen doch den Verkäufern nicht die Käufer vertreiben!“ Im weiteren Gespräche mit der Frau erfuhr sie, daß dieselbe einen kleinen Knaben habe von dem Alter des Kronprinzen und sofort kaufte sie verschiedenes Spielzeug, das sie der hocherfreuten Mutter übergab, damit sie es im Namen des Kronprinzen ihrem Knaben beschere.

Ebenso liebenswürdig zeigte sich die Königin gegen eine schlichte Bürgersfrau, die bei Gelegenheit eines militärischen Kirchenfestes bei überfülltem Gotteshause zufällig in die königliche Loge geriet und dafür von dem Zeremonienmeister auf das heftigste gescholten wurde. Luise, die es erfuhr, sandte den Bischof Eylert zu ihr, ließ sie beruhigen über den Vorfall und sprach ihr, nachdem sie sich dieselbe hatte vorstellen lassen, persönlich ihr Bedauern aus.

Wie wenig sie auf den Adel der Geburt gab, beweist recht deutlich die Geschichte mit der bürgerlichen Majorsfrau, die auf die Frage der Königin, was sie für eine Geborene wäre, in ihrer Verwirrung und Verlegenheit die naive Antwort gab, sie sei gar keine Geborene.

Luise entgegnete darauf: „Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem Ausdruck: „von Geburt sein“, habe ich nie einen vernünftig sittlichen Begriff verbinden können, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll; denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Wert, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Ver-

dienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und gerade aus den untersten selbst sind oft die größten Wohltäter der Menschheit hervorgegangen. Äußere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen und wünsche Ihnen in der Ehe viel Glück, dessen Quelle nur in unserm Herzen liegt."

Königin Luise war eine Frau, in deren ganzem Wesen es lag, daß jeder von ihr sich angezogen fühlte und ihr Lobredner wurde. So äußert sich der Ritter v. Lang, ein keineswegs durch Liebenswürdigkeit hervorragender Mann mit scharfer Zunge: „Das war nun eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mußte, dieses lebendige Feenbild sei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in sie verliebt sein."

Sie war freilich auch eine Schönheit ersten Ranges, deren prachtvoller Wuchs, deren anmutsvolle Haltung und Bewegung jedem imponierten. Ob wir sie betrachten in der griechischen Gewandung, wie sie damals üblich war, das reiche blonde Haar in antike Knoten geschlungen, in der ganzen Frische ihrer Jugendreize, oder ob wir unsern Blick zu dem Bilde wenden, in dem der Ernst der Gattin, der Mutter, der Königin sich mischt mit der keuschen Lieblichkeit und der sinnigen Anmut der deutschen Frau, immer hat dieses Antlitz für uns etwas Sympathisches und Vertrauen Erweckendes, so daß man die Begeisterung der Zeitgenossen wohl zu begreifen vermag. Bei all ihrer Leutseligkeit und Freundlichkeit aber bewahrte sie stets den wahrhaft königlichen Anstand, die edle Würde, die wie bei allen großen Naturen am deutlichsten hervortrat, als das Unheil mit seiner Schwere auf ihr lastete. Als Napoleon ihr in ziemlich unhöflichem Tone die Frage vorlegte: „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?" da antwortete sie mit ungebeugtem Stolze und königlicher Ruhe: „Dem Ruhme des großen Friedrich war

es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben."

Und diesen erhabenen Stolz, diese heldenhafte Hoheit bewahrte sie, obwohl sie fühlte, wie ihr Herzblut tropfenweise verrann im Schmerz um ihr zertrümmertes, zerstücktes Preußenland, bis an ihren Tod. —

Was sie so vielen gewesen, das sollte, wenigstens der Gestalt nach, auch für spätere Geschlechter erhalten bleiben. Aus dem Dank und aus der Trauer seines Herzens schuf Rauch, dem sie das Künstlerwerden so lieblich mild erleichtert hatte, ihr wunderschönes Marmorbild. In Charlottenburg, dem Orte, der ihr stets so teuer gewesen, bezeichnet es die Stätte ihres Ruhens, an die nach der Schlacht bei Leipzig der siegreiche, aber durch den Sieg nicht getröstete Gatte ihr einen Lorbeerzweig brachte und an welcher der jugendliche Sänger von „Leier und Schwert", Theodor Körner, dessen Heldentod seinen hinreißenden Liedern die wahre Weihe gab, in ahnungsvollem Vorgefühle sang:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben:
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Jahre gingen dahin, Luises Andenken verging nicht mit ihnen. Ihre Kinder wurden Männer und Gattinnen, aber sie vergaßen der Mutter nicht. Der König ergraute allmählich: Luise war an der Grenze der Jugend von ihm geschieden — er sollte sie bis in das Greisenalter hinein überleben, aber mit ihm lebte die Erinnerung an die Gefährtin seiner glücklichsten und seiner schwersten Zeit unauslöschlich fort, selbst als er sich in Auguste, Gräfin von Harrach, nach ihrer

Vermählung Fürstin von Liegnitz genannt, eine Pflegerin und Freundin für den Abend seines Lebens gewählt hatte. Und als auch für ihn die Stunde geschlagen hatte, die die Erdenwanderer heimruft, da ließ er sich an die Seite der Unvergessenen betten, und Luise war wieder mit dem Gatten vereint, und, so weit etwas Irdisches dauern kann, „auf immer“.

Auch dem Volke blieb sie unvergeßlich, und, um so zu sagen, lebendig. Der Gedanke des deutschen fürstlichen Weibes war in ihr zur Erscheinung gekommen und wirkte fort auch auf das neue Geschlecht. Unsere Großeltern erzählten von ihr — sie hatten „den Engel“ gekannt; wir Kinder hörten von ihr mit Begier und Bewunderung, und es war uns, als müßte sie auch uns noch leben. Was uns widerfuhr an Schmach oder Ehre, wir wandten uns damit an sie, die über Preußen schwebte wie ein Stern, der sich verdunkelte oder erhellte, je nachdem er auf Schmach oder auf Ehre herableuchtete.

Und als in der Zeit der Rosenblüte und des Völkerfriedens, im Julimonat 1870, ein anderer Napoleon abermals den Rhein und die Vernichtung der deutschen Freiheit begehrte, da durften wir wohl nicht länger Preußen allein, sondern Deutschland so zu „unserer Königin“ reden lassen:

Heilige Königin,
Einst Preußens Stern,
Bete um Sieg für mich
Zum Schlachtenherrn.
Wieder am Rhein erhebt
Der Erbfeind sich —
Heilige Königin,
Bete für mich.

Du warst das lieblichste,
Deutscheste Weib,
Lauter an Seele und
Lauter an Leib.
Immer noch liebe ich
Dich mütterlich —
Himmlische Tochter mein,
Bete für mich.

Wer hat gekränket dich
Mit Gram und Schmach,
Bis daß des Jammers voll
Das Herz dir brach?

Wiederum drohet er,
Kämpfen will ich —
Deutsche Märtyrerin,
Bete für mich.

Am 30. März 1876 ward in Berlin und vielen anderen Städten des preußischen Staates der hundertjährige Geburtstag von Preußens edelster Frau festlich, in der königlichen Familie aber in aller Stille begangen. Unter den vielen Huldigungen, die damals der unvergeßlichen Dulderin dargebracht wurden, hat uns besonders angesprochen Th. Geskys Sonett, in dem es heißt:

Luise, hehre Königin der Frauen,
O wolle heut auf Preußens Königsthron,
Auf deinen vielgeliebten Heldensohn,
Auf Kaiser Wilhelm segnend niederschauen!

Als Wetterwolken türmten sich voll Grauen,
Und der Tyrann mit deutschem Recht trieb Hohn,
Hast du auf Erden wie ein Engel schon
Dein Volk getröstet voller Gottvertrauen.

Dir brach das edle Herz, vom Schmerz bezwungen,
Als Preußens Genius versank in Nacht —
Du sahst nicht mehr der Freiheitssonne Pracht.

Doch auf zum Himmel hast du dich geschwungen,
Von deinem Volk mit treuer Lieb' umschlungen,
Ein Schutzgeist, der ob Deutschlands Krone wacht.

Lady Hester Stanhope.

(Geb. 13. März 1776, gest. 23. Juni 1839.)

Königin von Tadmor, Zauberin, Prophetin, Patriarchin.
Philarète Chasles: Lady Stanhope, Revue des deux Mondes,
tome onzième, 1845.

„Mylady!

Da ich weiß, daß Besuche von Fremden Ihnen wenig willkommen sind, weil sie häufig nur durch müßige Neugier und bisweilen selbst durch noch schlimmere Beweggründe veranlaßt werden, so bekenne ich frei, daß ich nicht ohne Ängstlichkeit meinerseits um die Erlaubnis anhalte, Ihnen meine Huldigungen darbringen zu dürfen. Dennoch habe ich mir schon seit Jahren das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, in der Einbildung ausgemalt, und es wäre von Ihrer Seite eine wirkliche Grausamkeit, wenn Sie jetzt, wo der langersehnte Augenblick endlich gekommen, mir das Glück verweigern sollten, der Königin von Palmyra, der Nichte des großen Pitt, meine Ehrfurcht zu bezeigen.

„Außerdem, Madame, habe ich nach allem, was ich von Ihnen gehört, die Anmaßung, eine Übereinstimmung in unseren Charakteren anzunehmen, denn gleich Ihnen, Mylady, erwarte ich unser künftiges Heil vom Osten her, weil Völker, welche Gott und der Natur noch näher sind, die verrottete Zivilisation des abgelebten Europas allein zu erneuern vermögen, wo alles künstlich ist und wir binnen kurzer Zeit von einer neuen Art Barbarei bedroht sein werden, nicht der, mit welcher Staaten anfangen, aber der, mit welcher sie enden. Gleich Ihnen, Madame, glaube ich, daß die Sternkunde keine eitle, sondern nur eine verloren gegangene Wissenschaft ist. Gleich Ihnen, Madame, bin ich Aristokrat von Geburt und aus Grundsatz, indem ich in der ganzen Natur deutlich eine Aristokratie wahrnehme. Gleich Ihnen endlich, Madame, lieb' ich es, bei Tage zu schlafen und bei Nacht zu

wachen. Hier halt ich inne, denn in Geist, Energie des Charakters und in der seltsamen und würdevollen Lebensweise, die Sie führen, kann nicht wer will Lady Hester Stanhope gleichen.

„Ich schließe diesen Brief, der Ihnen bereits zu lang erscheinen muß, mit der Bitte, diese Äußerungen eines zwar alten, aber geraden und aufrichtigen Herzens nicht für Redensarten zu halten. Ich bin weder ein Engländer noch ein Franzose, sondern nur ein ehrlicher, schlichter Deutscher, dem man vielleicht zu viel Enthusiasmus, aber niemals Schmeichelei oder Verstellung vorwerfen kann."

Dieses Schreiben richtete am 20. März 1838 der Nestor unserer Touristen, Semilasso, der Verstorbene, kurz der Fürst von Pückler-Muskau, von Saïda aus an Hester Lucy Stanhope in ihrem Felsenschlosse von Dar Dschun. Wir waren bei der Mitteilung dieses Schriftstücks auf die englische Übersetzung angewiesen, die der Leibarzt der Lady Hester davon gibt; das Original hatten wir nicht, denn Pückler selbst teilt es nicht mit, sondern sagt in seiner „Rückkehr" nur: er habe der ihm als sehr exaltiert geschilderten Lady einen ziemlich wunderlichen, halb leidenschaftlichen, halb unterwürfigen Brief geschrieben. Trotz ihrer Exaltation war „die Lady" doch viel zu sehr Weltdame, um dem „schlichten, ehrlichen Deutschen" unbedingt zu trauen, nur wollte sie es mit ihm nicht verderben, „denn", sagte sie zu ihrem Doktor, „er hat solch eine Zunge und solch eine Feder!" — „O, aber, Doktor, sein Buch, sein Buch!" äußerte sie zehn Tage später, als sie noch immer so leidend war, daß Doktor Merion ihr vorschlug, des Fürsten Besuch ganz abzulehnen, und auf „sein Buch, sein Buch" hin wurde Semilasso schließlich angenommen. Lady Hester, die sich von Zeit zu Zeit gebärdete, als wäre sie eine deutsche Hausfrau, zählte Tischtücher, Servietten und Überzüge. Als sie mit der Wäsche in Ordnung war, kam sie in den Hof, setzte sich nieder und ließ den Inhalt des Porzellanschrankes vor sich ausbreiten. Es war schlecht darum bestellt: eine Teekanne, zwei Tassen und zwei Teller, von denen einer etwas schadhaft war, brachte sie von demselben blau und weißen Muster zusammen, mehr nicht. Doktor Merion drang in sie, bei diesem Besuch sein Frühstückservice aus weißem französischen Porzellan anzuwenden. „Nein", antwortete sie, „mag er sehen, wohin ich gekommen bin." Sie wollte nun noch zwei von ihren Dienern, die dem Fürsten aufwarten sollten, in die Geheimnisse des Tafeldeckens einweihen. Die

Tafel war der Fußboden: in ganz Dar Dschun gab es nur einen wirklichen Tisch, einen alten Spieltisch, der aus Lady Hesters Schlafzimmer in den Salon und aus diesem in jenes getragen wurde, je nachdem sie sich in einem oder dem andern Gemach aufhielt. Aber selbst auf dem Fußboden war es nicht möglich, den Leuten begreiflich zu machen, wie sie etwas zu stellen hatten, und von neuem wagte der Doktor seine Hilfe anzubieten. Er hatte einen Burschen, einen Türken von sechzehn Jahren, der zum Bedienen abgerichtet worden war — wollte Lady Hester es nicht mit dem versuchen? „Ich will erst sehen, ob er's kann", erklärte sie, und Mahmud, der sie nie gesehen und sie gleich vielen andern für irgend ein übernatürliches Wesen hielt, kam mit Zittern und Zagen an. Er machte indessen seine Sache gut, nur daß er die Suppenterrine in die Mitte der eingebildeten Tafel setzte. Das veranlaßte Lady Hester zu einem lauten Ausruf und zu einer eigenhändigen Beweisführung, wie in einem fashionablen Hause der Tisch gedeckt werden müsse. Übrigens wurden Mahmuds Dienste angenommen, der Weg vom Tor zum Fremdengarten war geebnet und neu gerollt, die Türen waren frisch angestrichen worden und Fürst Pückler-Muskau durfte kommen, um sich, wie es gebräuchlich war, wenn Lady Hester einen Besuch empfing, mit einer langen Pfeife auf ein Sofa gegenüber dem ihrigen niederzulassen.

Wie aber geschah es, daß der preußische Fürst von der englischen Lady nicht in einem Londoner Hause, nicht auf einem Familienlandsitz, nicht wenigstens in dem Putzzimmer einer Cottage erwartet wurde, sondern in der Einsamkeit eines syrischen Felsenschlosses? Die Beantwortung dieser Frage macht eine der seltsamsten Lebensgeschichten aus, die sich von einer Frau immer erzählen läßt.

Hester Stanhope war die älteste Tochter des Grafen von Stanhope und durch ihre Mutter, nach der sie genannt war, die Enkelin des großen Lord Chatham. Er starb bereits 1778, zwei Jahre nach ihrer Geburt, so daß sie ihn nur durch Hörensagen kannte; nichtsdestoweniger sprach sie viel von ihrer Ähnlichkeit mit ihm. „Das bin ich", äußerte sie wiederholentlich, als Doktor Merion ihr eine Charakterschilderung ihres Großvaters vorlas. Sie war überhaupt auf die Pitts stolzer, als auf die Stanhopes. Ich bin eine Pitt", pflegte sie zu sagen, wenn sie sich, wie sie es gar zu gern tat, über die

gesamte Menschheit stellen wollte. Eines Tages erzählte sie von einer Gelegenheit, bei der sie die höchste Rechtlichkeit bewiesen. „Eine Person von Grundsätzen konnte nicht anders handeln", meinte der Doktor, und glaubte ihr seine Anerkennung ausgedrückt zu haben. Aber er hatte es nicht getroffen. „Was, Grundsätze!" brauste sie auf; „ich bin eine Pitt." „Woraus man schließen konnte", moralisierte der Doktor, „daß ihrer Meinung nach für eine Pitt alle Grundsätze überflüssig wären."

Die Mutter, durch die sie eine Pitt war, starb schon im Sommer 1780, nachdem sie nur sechs Jahre verheiratet gewesen. Sie hinterließ ihrem Gatten, der damals erst Viscount Mahon war, außer Hester noch zwei Töchter: Griselda und Lucy. Seine zweite Frau, eine Grenville, schenkte ihm drei Söhne: Mahon, Charles, der bei Coruna fiel, und James, welcher später zu Caen-Wood, der Villa seines Schwiegervaters, des Grafen von Mansfield, starb.

Die Stiefmutter scheint gutmütig gewesen zu sein. Sie faßte Hester gern am Kinn und sagte: „Das Mädel ist wie eine Seifenkugel: man kann ihr nicht in die Backen kneifen." Ihrerseits verhalf Hester der Stiefmutter zu einer neuen Equipage, als Lord Stanhope, der den Demokraten und sogar den Republikaner spielte, plötzlich Wagen und Pferde abschaffte, weil er sie zu aristokratisch fand. Lady Stanhope war über diese Neuerung höchst unglücklich, die ganze Familie in der schlechtesten Stimmung — Hester wußte sich ein Paar Stelzen zu verschaffen und spazierte vergnüglich im Straßenschmutz umher. Als sie nach Hause kam, fragte der Vater „klein Mädchen", warum und auf was sie da einhergestiegen wäre? „O, Papa, da Ihr die Pferde abgeschafft habt, so macht' ich einen Spaziergang auf Stelzen — Ihr wißt, ich frage nicht nach Schmutz oder sonst etwas, aber die arme Lady Stanhope leidet von dergleichen; sie ist an ihren Wagen gewöhnt und ihre Gesundheit ist nicht die beste." Lord Stanhope blickte fort, dann fragte er: „Nun, klein Mädchen, was würdet Ihr sagen, wenn ich einen neuen Wagen für Lady Stanhope kaufte?" — „Ich würde sagen, Papa, daß es sehr gütig von Euch wäre." — „Gut, gut, wir wollen sehen, aber kein Wappen daran." Lord Stanhope hielt Wort, und Lady Stanhope war so zufrieden, wieder einen Wagen zu haben, daß sie höchst wahrscheinlich nicht nach dem mangelnden Wappen gefragt hat.

Auch für ihre Schwestern pflegte Hester zu sorgen. „Immer hieß es Hester, Hester, Hester", äußerte sie später, wenn sie erwähnte, was sie für Lucy und Griselda getan. Lucy war die hübscheste, dabei sanft und liebenswürdig; Griselda die gescheidteste, aber neidisch und herrschsüchtig. Damit kam sie nun gegen Hester nicht auf, denn wo Hester war, herrschte niemand anders. Die Schwestern wagten nie ihr Zimmer zu betreten, ohne daß sie vorher um Erlaubnis bitten ließen. Vom Vater und von William Pitt, dem Bruder ihrer Mutter, dem zweiten Sohne Lord Chathams, war Hester der entschiedene Liebling. Entwickelt, wie diese Männer waren, konnten sie mit dem noch halbkindischen Mädchen bereits plaudern und hörten Dinge, die Hester gedacht, nicht Wiederholungen dessen, was sie gelernt hatte. Hester lernte nicht viel, eigentlich lernte sie gar nicht — sie überraschte auch später ihre Zuhörer eben so sehr durch ihre Unwissenheit wie durch ihren natürlichen Geist. Selbst am Lesen fand sie kein Vergnügen, sie haßte sogar die Bücher. „Was mich betrifft", äußerte sie einst, „ich würde alle Bücher auf einmal vernichten." Personen, die sich durch Bücher beeinflussen ließen, schätzte sie unbeschreiblich gering. „Sie denken heute in Übereinstimmung mit einem Schriftsteller, und morgen in Übereinstimmung mit einem andern gerade das Gegenteil, ganz wie Teekannen, die aus dem Schnabel alles herauslaufen lassen, was man oben in sie hineingegossen hat."

Nicht weniger haßte Lady Hester alle Erzieherinnen. „Wenn ich Zeit hätte", sagte sie einmal in Syrien, „da wollte ich ein Buch über Schweizer Gouvernanten schreiben." Sie war, nebst ihren Schwestern, ihnen in ihrer Kindheit und ersten Mädchenzeit völlig überlassen worden, den Schweizer und französischen Gouvernanten, die den Eltern, dem Vater wenigstens, so gut wie unbekannt blieben. Eines Tages hob Lord Stanhope den Handschuh einer Frau auf, der er bis zur Tür seines Hauses in London gefolgt war. Es war die Gouvernante seiner Töchter, die er nicht erkannte, weil er sie noch nie gesehen hatte. Lucy Stanhope sagte häufig: sie würde auch ihre Stiefmutter nicht kennen, wenn sie ihr auf der Straße begegnete. Lady Standhope stand um Zehn auf, fuhr aus, kehrte zum Ankleiden zurück, fuhr zu Tische, dann in die Oper, dann in Gesellschaft und kam meistens erst mit Tagesanbruch wieder. Lord Stanhope betrieb Demokratie und philosophische Studien — wie hätte beiden irgend welche Zeit für ihre

Töchter bleiben sollen? Wozu wäre das auch nötig gewesen? Waren nicht die Gouvernanten da? Wurden die Ladies Hester, Lucy und Griselda nicht nach allen Regeln erzogen, oder wie Lady Hester es nannte: „gequält“? Lady Hester glaubte nicht an den wirklichen Nutzen der Erziehung. „Erziehung“, versicherte sie, „ist nichts als Anstrich — das Holz darunter wird in seiner Beschaffenheit nicht verändert, es gewinnt nur ein etwas besseres Ansehen. Die Natur bildet uns in einer bestimmten Art sowohl innerlich wie äußerlich, und es ist unnütz, sie umwandeln zu wollen. So wollten sie mich zu einer dünnen Miß zusammenpressen — ein Ding der Unmöglichkeit!“

Gewiß wäre es unmöglich gewesen. Hester Stanhope war zu keiner dünnen Miß bestimmt, sondern zu einer großartigen Erscheinung angelegt. Beinahe sechs Fuß hoch, breit und voll im Verhältnis, majestätisch von Ansehen, blendend weiß — man konnte die Perlen ihres Halsbandes nicht von ihrer Haut unterscheiden — von blühender Farbe, mit prächtig roten Lippen, mit blitzenden graublauen Augen, unter welchen dunkle Schatten lagen, so war Hester Stanhope, als sie das Haus ihres Vaters verließ und in dem ihres Oheims, des großen Staatsmannes, als Herrin auftrat.

Hester erklärte, sie habe diesen, für ihre Jugend immerhin auffallenden Schritt im Interesse ihrer Familie getan, um dem schädlichen Einfluß, den die politische Stellung ihres Vaters auf die Zukunft ihrer Geschwister haben könnte, durch die Gunst entgegenzuwirken, deren Pitt am Hofe genoß. Möglich, oder sogar wahrscheinlich ist es aber auch, daß ihrer herb aristokratischen Natur das demokratische väterliche Haus allmählich immer widerwärtiger geworden war, und daß sie beim Wechseln ihrer Stellung so gut an sich selbst dachte, wie an ihre Brüder und Schwestern.

Sie hatte für den Augenblick mindestens, das Rechte gewählt. Sie war im Salon des Ministers nicht weniger an ihrem Platze, als in seinem Kabinett. Hier seine Vertraute, seine Ratgeberin, oft seine Hand, war sie dort die glänzende, gefeierte Repräsentantin seiner geselligen, wie seiner politischen Stellung. Dazu kam das schöne, persönliche Verhältnis zwischen Onkel und Nichte. Er schätzte sie am höchsten nicht nur von allen Frauen, sondern von allen Menschen; sie hing zugleich mit höchster Anerkennung und tiefer Liebe an ihm. „Kein reinerer Engel trat je ins Leben, als er“, sagte sie in ihrer

emphatischen Art, als sie, selbst gebrochen und elend, ein Jahr vor ihrem Tode noch voll Mitleid von „poor Mr. Pitt" sprach.

Wenn sie, stolz und gebieterisch, wie sie war, während der Periode ihres Glanzes die Macht ihrer Stellung mißbrauchte, wenn sie ihrem Spott, ihrer rücksichtslosen Wahrheitsliebe ungehemmten Lauf ließ, den Doppelzüngigen ihre Verachtung, den Unbedeutenden ihre Geringschätzung zeigte, den Neidischen triumphierend Trotz bot und sich Feinde ohne Zahl erwarb, so kann man es für sie bedauern, sich darüber wundern kann man nicht. Es war erklärlich, daß sie ein wenig die Besinnung verlor. Ein unaufhörliches Konzert von Lobpreisungen umrauschte sie, wo sie nur erschien. Die große Welt versteht zu schmeicheln, wenn sie es der Mühe wert hält. Pitt sprach von seiner schönen und begabten Nichte stets wie von einem unvergleichlichen Wesen. Selbst der „gute alte König", wie sie Georg III. immer nannte, brachte ihr den Tribut seiner Huldigung dar. Eines Tages, als er mit sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen auf der Terrasse von Windsor spazieren ging, wandte er sich an seinen Minister, der Lady Hester am Arme hatte. „Pitt", sagte er, „ich habe einen neuen Minister an Eurer Stelle." Herr Pitt antwortete: „Wie es Ew. Majestät beliebt; ich werde mich glücklich fühlen, daß Ew. Majestät jemand gefunden hat, um mir die Last der Geschäfte abzunehmen." — „Einen bessern als Ihr", fuhr der König fort. „Ew. Majestät Wahl kann nur eine weise sein", entgegnete Herr Pitt. Der König wiederholte: „Ich werde einen bessern Minister als Ihr haben und was noch mehr ist, einen guten General." Pitt fing an, den königlichen Scherz rätselhaft zu finden und bat, Seine Majestät möge ihm den Namen seines Nachfolgers nennen. Da zeigte der König auf Lady Hester: „Das ist mein neuer Minister. In meinem Reich gibt es keinen Mann, der ein besserer Politiker wäre, als Lady Hester, und, ich sage es mit großem Vergnügen, auch keine Frau, die ihr Geschlecht mehr zierte. Und laßt es Euch sagen, Herr Pitt, Ihr habt nicht Ursache, stolz zu sein, weil Ihr ein Minister seid, denn viele sind es vor Euch gewesen und werden es nach Euch sein, aber Ihr habt Ursache, stolz auf sie zu sein, die alles, was groß ist, im Mann und im Weibe vereinigt." — „Doktor", setzte die Erzählerin hier hinzu, „Herrn Pitt kamen die Tränen in die Augen — — und wie die Hofdamen sich auf die Lippen bissen!"

Und dann stirbt Pitt erschöpft und verschuldet zu Putney, und Lady Hester verliert ihre Stütze und verschwindet von der Höhe, auf der sie geglänzt. Wie kann sie auch in der Dunkelheit leben? Sie kann es eben nicht. Sie ist arm, arm in ihrem Sinne wenigstens, und, wie sie es ausdrückt, „eine arme gentlewoman ist das Schlimmste in der Welt.“ Pitt hat auf seinem Sterbebett für sie um eine Pension von 1500 Pfd. gebeten, der König hat gesagt: „Gebt ihr die größte, die einer Frau gewährt werden kann.“ Fox hat ihr angeboten, er wolle ihr 2000 Pfd. durch Parlamentsbeschluß zusichern lassen. Obgleich persönlich ihm nicht feind, hat sie seine Großmut zurückgewiesen, denn er war Pitts Gegner. Die Pension, 1290 Pfd., hat sie angenommen, damit hält sie für ihre beiden jüngern Brüder Haus in „Mountague-Square“, wie sie beharrlich Montague-Square nennt. Die beiden jungen Männer sollen, wenn sie in „der Stadt“, d. h. in London, sind, ihre Freunde irgendwo empfangen können. Dieses „Irgendwo“ besteht in einem Schlafgemach und einem Frühstückszimmer für jeden von ihnen, und von neun Uhr früh bis um zwölf Uhr mittags bleibt das Frühstück: Tee, Kaffee, Huhn, Zunge, kaltes Fleisch und „alles das“ auf dem Tische. Man sieht, obgleich arm geworden, hat Lady Hester darum nicht sparen gelernt. Sie gibt auch „von Zeit zu Zeit ein Diner“; natürlich behält sie da nicht genug, um sich ein Reitpferd halten zu können, zumal sie bei „einem Pferde gleich ein zweites und auch einen Reitknecht haben muß.“ So bleibt sie lieber zu Hause, denn in einer Mietskutsche kann sie nicht fahren, darüber würde man reden; mit einem Bedienten ausgehen mag sie nicht, weil allerlei Personen einen hinter sich haben, und allein gehen — das ist geradeswegs unmöglich. So sitzt denn die „arme“ Lady Hester, gefesselt von allen diesen kleinen Rücksichten, wie ein Waldtier von Netzen, in „Mountague Square“, bis ihr Bruder in Spanien fällt und London ihr gänzlich verhaßt wird. Sie gibt ihren Hausstand auf und will in einer kleinen Cottage zu Builth „d'runten in Wales“ Einsiedlerin werden, die Armen kurieren, Kühe halten und Butter machen, aber die neugierige Londoner Welt kommt ihr nach und späht in ihre Einsamkeit hinein. Da wurde sie ungeduldig, wie nur solche Charaktere werden können, denen jeder auch noch so leichte Zwang schwerer fällt, als ein Unglück. Sie will zwischen sich und ihrem bisherigen Leben eine wirkliche Entfernung fühlen,

sie verläßt ihr Land und ihre Verwandtschaft, und geht nach dem Orient.

Der Orient war vor achtzig Jahren noch, wenn auch nicht ganz mehr, so doch halb noch, das Land von „Tausend und eine Nacht“. Es lag noch ein Zauber in seinem Namen; es war noch weit bis nach dem Libanon; Damaskus und Jerusalem waren noch keine alltäglichen Reisestationen; die Wüste hatte noch Rätsel. Wer sich in das Morgenland zurückzog, verschwand wie in einem Geheimnis, das gleich einem halbdurchsichtigen Nebel seine Gestalt allerdings nicht völlig verbarg, aber doch in phantastischen Umrissen erscheinen ließ.

Lady Hester Stanhope wurde zu einer solchen unbestimmten Erscheinung. Man sah in ihr eine „Alte vom Berge“, eine allverehrte Königin der Wüste, eine große Prophetin, die den Völkern weissagte, eine unumschränkte Herrscherin der Häuptlinge; man sah in ihrem Schicksal nichts als Seltsamkeit, in ihrem täglichen Leben nichts als Pracht; sie, mit allem, was sie umgab und was ihr angehörte, ward zu einer morgenländischen Sage.

Wie stand es um die Wirklichkeit? — — Im Jahre 1810 hatte sie England verlassen. Auf dem „Jason“ zog sie aus — ein bedeutungsvoller Name für ein Schiff, das sie trug. Wollte sie nicht auch ein goldenes Vließ erwerben? Ein ungewöhnliches Dasein für ihren unersättlichen Ehrgeiz?

Sie sagte später: „sie habe am meisten immer drei Dinge gefürchtet: nämlich Schiffbruch, Pest und Schulden.“ Schiffbruch erlitt sie auf der Reise, die Pest bekam sie im Orient, und was die Schulden betrifft, so muß man, leider, wohl sagen, daß sie an dem prosaischen Elend des Geldmangels zugrunde gegangen ist.

Sie hatte sich im Jahre 1813 fest in Syrien niedergelassen; 1822 mußte sie anfangen zu borgen; 1827 waren ihre Schulden bereits auf 10000 Pfund gestiegen. Dabei befand sie sich in der äußersten Not und hatte oft buchstäblich keinen Pfennig im Hause. Ihren besten Pelz mußte sie zum Versetzen nach Saïda schicken; vierzig Guineen, die sie bei ihrem Schiffbruch gerettet hatte, einem albanesischen Soldaten verkaufen. Einer ihrer Diener bezahlte aus seiner Tasche das Öl für den Verbrauch von drei Monaten, „weil es sich doch nicht paßte, daß Sitt Mylady das Öl gleich armen Leuten quartweise holen lasse.“ Eines Tages ging sie auf und ab und überlegte es sich, ob

sie nicht ihre Pferde totschießen solle, da sie länger kein Futter für sie hatte. Da hörte sie das Geläute von Kamelglocken, und ein Diener kam und meldete ihr, einige mit Gerste beladene Tiere hielten am Tore; Fremde, die von ihrer jammervollen Lage gehört hatten, sandten ihr diese Hilfe, und sie gab dem Treiber ihre letzte kleine Münze. „Wenn Miß Williams damals gestorben wäre“, setzte sie bei Erwähnung dieser Zeit hinzu, ich hätte sie nicht einmal begraben lassen können.“

Miß Williams war eine junge Person, die im Pittschen Hause erzogen worden war und Lady Hester begleitet hatte. Es ist die einzige Gesellschafterin gewesen, die die Einsiedlerin des Libanon je bei sich geduldet hat. Später wies sie alle Frauenbesuche und jede Frauenhilfe von sich. Wenn in ihrer letzten Krankheit Doktor Merion sie wieder und immer wieder bat, sich doch die Pflege seiner Frau, seiner Tochter oder der Gouvernante gefallen zu lassen, so gab es immer hundert Gründe zum Ablehnen. Wußte sie gar nicht mehr, welchen Vorwand sie gebrauchen sollte, so rief sie: „Ach, ich hasse alles Fränkische so!“ Allerdings müssen wir hier bemerken, daß sie gegen Mrs. Merion einen besonderen Widerwillen gefaßt hatte. Sie schrieb, nicht ohne Grund, der Frau des Doktors das Zögern zu, mit dem dieser der Einladung der Lady Hester gefolgt war, als sie ihn zum zweiten Male zu sich nach Syrien berief. Der kleine Krieg zwischen der autokratischen Pitt und der „respektvollen“, aber sehr bestimmt opponierenden Doktorsfrau liest sich wie eine burleske Szene in einer von Shakespeares historischen Tragödien. — Die „Prophetin des Libanon“ erscheint darin ganz wie eine Frau, die ihre Nebenbuhlerin so lange quält und ärgert, bis diese das Feld räumt. Auch als, durch ihre bittenden Aufforderungen und seine wirkliche Anhänglichkeit an sie bewogen, Doktor Merion im Juli 1837 zum dritten Male zu ihr kam, vermochte sie ihren Groll gegen seine Gattin nicht zu überwinden und hat sie nie wiedergesehen. Sie liebte überhaupt den Umgang mit ihrem Geschlecht nicht und hatte im allgemeinen die schlimmste Meinung von den Frauen. Selten pries sie die oder jene, und dann lauteten ihre Lobeserhebungen immer höchst eigentümlich. Ausnahmsweise bereitete sie sich mit großer Freude auf den Besuch von einer Baronin von Fériat vor, die sich einen Palast in „einem entfernten Teil von Amerika“ gebaut hatte und nun sowohl diesen, als auch ihre

großen Besitzungen dort, verkaufen wollte, um zu Lady Hester nach Dar Dschun zu ziehen. Auch eine Italienerin, die Merions seit Jahren gekannt hatten und von Livorno herüberkommen ließen, als Haushälterin anzunehmen, hatte Lady Hester eingewilligt. Unglücklicherweise bekam dieselbe gleich nach ihrer Ankunft eine Gehirnentzündung, und da die Herrin von Dar Dschun darauf bestand, sie nicht von Doktor Merion, sondern von einem Barbier aus Saïda behandeln zu lassen, so wurde sie bald begraben. Die Baronin erschien ebenfalls nicht, wahrscheinlich weil sie ihren Palast nicht nach Wunsch verkaufen konnte, und Lady Hester blieb nach wie vor ohne weibliche Gesellschaft.

Zu der Zeit als Miß Williams starb, also 1828, lag Lady Hester an demselber Fieber danieder, das die unglückliche Gesellschafterin hinraffte, und wahrscheinlich würde auch sie ihm erlegen sein, wäre nicht ein reicher Bauer ihr zu Hilfe gekommen. Er fand sie verlassen von ihren Dienerinnen, steif und kalt, wie jemand, der beinahe vor Hunger stirbt, gab ihr augenblicklich Nahrung und rettete so ihr Leben. Man kann sich nicht leicht eine hilflosere Lage denken, als die, in der Lady Hester sich während dieser Jahre befand. Ihre überreizten Nerven wirkten auf ihre Augen, so daß sie kaum genug sehen konnte, um Briefe zu entziffern und ihre Antworten zu Papier zu bringen, nicht gerechnet, daß alles Schreiben — es war nie sehr ihre Sache gewesen — sie für den nächsten Tag krank machte. Außerdem vergaß der Drusenhäuptling, der Emir Beschyr, einmal ganz und gar, wen er vor sich hatte, und ließ öffentlich ausrufen, daß niemand aus den benachbarten Dörfern der Lady Hester mehr die geringste Dienstleistung erweisen dürfe, ohne in schwere Strafe zu verfallen. Es war dieser Belagerungszustand hauptsächlich darum bedenklich, weil sie nicht nur alle Provisionen, sondern sogar das Wasser auf Maultieren die Höhe hinaufschaffen lassen mußte, wo sie wohnte. „Selbst Wasser aus dem Quell wollte das Beest mir nicht gönnen“, schrieb sie, aber ein gutes Wort gab sie ihm darum nicht. Der blutdürstige, wilde Häuptling mußte nachgeben, sie, „durch und durch eine Pitt“, behauptete ihren Platz und ihren langjährigen Groll gegen ihren Verfolger. Und was noch mehr war: sie behauptete ihre gute Laune. „Ich kann kaum kriechen“, schrieb sie an Doktor Merion, der sich damals in England befand, „und dennoch werde ich armes Ungetüm vorwärts kommen, denn Geist

und Herz sind unverändert." Dann erzählt sie, wie ein junger Reiter ganz hoch im Gebirg in einer Felsenhöhlung einen blinden Adler gefunden habe, der vor Alter die Federn verloren hatte. Eine Aaskrähe saß bei ihm und fütterte ihn, und Lady Hester zieht den Schluß: „Wenn der Allmächtige so für den blinden Adler sorgt, wird er auch mich nicht verlassen."

Von den Zügen der Größe, welche Lady Hesters Charakter bilden, springt diese Unbeugsamkeit am stärksten hervor. Hätte Lady Hester sich für ihren Ehrgeiz ein Ziel gesetzt, das innerhalb der Grenzen des Möglichen geblieben wäre, sie hätte, mit ihrer Energie und ihrer Tapferkeit, es glänzend erreicht, und ihre Eigenschaften wären nicht für sie und für andere zur Qual geworden. Aber so träumte sie sich eine Zukunft ohne Gehalt und Gestalt, eine Zukunft, von der sie stets nur in halben, mystischen Worten sprach. Ein Messias sollte kommen, und dann sollte Lady Hester zur Größe gelangen. Sie pflegte sogar ihre Dienerschaft, um sie zu mehr Gehorsam und Tätigkeit anzuspornen, auf diese Wunderzeit zu verweisen. Zwei Stuten, Lëila und Lulu, wurden jahraus, jahrein in Erwartung des Messias gefüttert und gepflegt. Die erste, die ein Dunkelfuchs und „gesattelt geboren war", sollte der Messias beim Einzug in Jerusalem besteigen; auf der zweiten, einem Grauschimmel, Lady Hester reiten, die doch natürlich bei dieser Feierlichkeit nicht fehlen durfte. Fürst Pückler sagt von diesen Stuten: das Gewächs auf Lëilas Rücken hätte wirklich einem orientalischen Sattel sehr ähnlich gesehen, beide wären schöne, edle Tiere gewesen, nur längst zu korpulent geworden. Als es ihm gestattet wurde, ihnen seinen ersten Besuch zu machen, fand er sie in ihrem Sommerquartier, einem offenen Schuppen in einem Garten, stehen. „Sie benahmen sich", sagt er, „seit langen Jahren an die Huldigungen begünstigter Fremden gewöhnt, ganz wie zwei alte Prinzessinnen, die eine ihnen langweilige Audienz erteilen müssen. Sich langsam zu uns wendend, betrachteten sie uns mit ruhig stolzem Blick und nur geringer Teilnahme." Kein Wunder, wenn die Stuten vornehm taten: Tiere wissen sehr gut, ob man sie wie alltägliche Wesen behandelt oder ungewöhnliche Umstände mit ihnen macht, und das geschah mit den Messiasstuten im Übermaße. Jede hatte ihren eigenen Stallknecht, der im Sommer des Morgens ihre Beine, Schwanz und Mähne mit Seife waschen und dann den Grund unter ihren Füßen bewässern mußte, um

ihn kühl zu erhalten. Mit dem Winter wurden sie in ihre Ställe gebracht und mit warmen Filzdecken umhüllt, und kein Besucher wurde zu ihnen gelassen, bevor Lady Hester sich nicht überzeugt hatte, daß sein Stern kein ihnen feindlicher sei. Lady Hester hielt viel von dem Einfluß der Sterne. Die instinktiven Sympathien und Antipathien, die vorläufig durch den natürlichen Magnetismus erklärt werden, erklärte sie als Wirkung übereinstimmender oder nicht übereinstimmender Sterne. Ihr Großvater Chatham und ihr Onkel Pitt hatten, wenn sie krank gewesen waren, gewisse Leute gern um sich gehabt, andere wiederum nicht aushalten können: ihr, als einer Pitt, ging es gerade so. Miß Williams z. B. hatte ihr beim leichtesten Unwohlsein die unangenehmsten Empfindungen erregt — ihre Sterne waren antagonistisch. Und da jedem Stern nicht nur zwei Menschen, sondern auch zwei Tiere, zwei Bäume, zwei Blumen, zwei Steine untergeordnet sein sollten, so mußte Lady Hester natürlich wissen, unter welchem Stern die Fremden geboren waren, die ihre Stuten zu sehen wünschten. Zum Glück bedurfte es dazu keiner großen wissenschaftlichen Untersuchung: Lady Hester sah jedem Menschen seinen Stern gleich bei dem ersten Blick an. Um von der Sache in einfachen Worten zu reden: sie besaß ein außerordentliches Talent, aus Äußerlichkeiten auf die Anlagen und Eigenschaften einer Person zu schließen.

Doch nicht bloß an die Sterne als Schicksalsmächte glaubte die „Königin von Tadmor", wie die Söhne der Wüste sie poetisch getauft hatten, sie glaubte auch an Überlieferungen, die sie im Lande gehört: von den Kreuzfahrern, die in den Waffen und Kleidern, die sie auf dem Schlachtfeld trugen, der ersten Auferstehung entgegenschlafen; von den vierzig Weisen, die hinter vierzig Türen, die alle mit einem Schlüssel aufgeschlossen werden können, die Ankunft des Messias erwarten; von einer klugen Schlange mit einem Menschengesichte, die eine Nachkommenschaft hinterließ, die allerdings keine Menschengesichter mehr hat, aber von den Einwohnern verschiedener Dörfer noch immer gefüttert werden müsse. Alle diese Dinge erzählte sie als die allerunträglichsten Wahrheiten dem unglücklichen Doktor, der immerfort seine zustimmende Überzeugung aussprechen sollte.

Ihre Gespräche mit ihm, oder vielmehr ihre Monologe, denen er oft bis um drei Uhr Morgens volle sieben Stunden lang zuhören mußte, bieten das wunderlichste Gemisch von Anekdoten und Prophe-

zeiungen dar. Die Anekdoten wurden von der vornehmen Engländerin erzählt, die Prophezeiungen von der fanatischen Orientalin ausgesprochen. Lady Hester war bald die eine, bald die andere. Man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob sie wirklich je die Orientalin gewesen, der der Vampirismus, das böse Auge, die Wahrsagungen aus Kaffee und die weissagenden Träume Glaubensartikel waren. Möglich, daß die Einbildungskraft, von der sich in ihrem nüchternen, politischen Jugendleben nicht die leiseste Spur entdecken läßt, sich in der Einsamkeit ihrer späteren Jahre entwickelt hat; möglich aber auch, daß sie, an Intrigen gewöhnt und Meisterin im Effektmachen, alle diese Phantastereien nur angenommen hat, um sich aus ihnen eine Erscheinung zusammenzusetzen, durch die sie auf die Orientalen zu wirken meinte. Was diese Annahme begünstigen könnte, das ist die grenzenlose Leichtgläubigkeit der Lady Hester selbst. Wer andere gern täuscht, wird selbst leicht getäuscht, und zwar gerade von Wesen, die er am geringsten achtet, wie Lady Hester von ihren Untergebenen und Sklaven. Sie gestand ihnen sämtlich kaum Menschennatur zu, sie hielt sie eigentlich für Tiere, und sie diente ihnen zum Spielball, daß es ein Erbarmen war. Sie benutzten ihren wirklichen oder angenommenen Wunderglauben, sie benutzten eben so geschickt die Selbstüberschätzung der Gebieterin. Wenn sie von ihnen hörte: „Keiner hoffe jetzt noch auf den Sultan, oder auf Mehemed Ali, auf Ibrahim Pascha oder auf den Emir Beschyr, sondern nur noch auf die Sitt", so glaubte sie es. Kam einer ihrer Agenten von einer Fahrt zurück und log ihr vor: „wohin er gekommen sei, in Konstantinopel, in Italien, in Frankreich, überall spräche man nur von der Sitt; er habe mit keiner Person geredet, ohne daß sie nicht den Wunsch ausgesprochen hätte, die Sitt kennen zu lernen —" wagte er ihr das ernsthaft ins Gesicht zu sagen, so äußerte sie zufrieden. „Der Mensch ist mir anhänglich."

Lady Hester war mit Lamartine, als er sie besuchte, sehr unzufrieden gewesen. Eitelkeit war ihr bei andern äußerst zuwider, und sie machte sich über die, die Lamartine so naiv zeigte, nicht wenig lustig. Auch hielt sie ihn, „obwohl er elegant versifizierte", für keinen Dichter, indem ihm die Erhabenheit in den Ideen abginge, und endlich hatte er die Hände in die Hosentaschen gesteckt und mitten im Gespräch mit ihr sich zu seinem Windspiel gewendet und es geküßt und geliebkost. Trotz dieser Verstöße jedoch hätte sie ihm dankbar sein sollen,

denn seine Erwähnung ihrer in der „Reise in den Orient“ hatte von neuem die Neugier auf sie gelenkt. Leider nahm sie das Bekanntsein für Ruhm, glaubte sich eine Macht, während sie bloß eine Merkwürdigkeit war, und wurde herrischer und hochmütiger als je. Zugleich wuchsen auch ihre Erwartungen von der Zukunft immer höher. „Hunderte und Tausende von bedrängten Menschen werden bei mir Beistand und Hilfe suchen“, sagte sie einst, als sie wieder den Messias verkündigte; „ich werde bis dahin (bis an den Gürtel) in Blut waten müssen, aber es ist Gottes Wille, und ich werde mich nicht fürchten.“ Die ganze Bauart ihres Wohnsitzes war auf diese Ereignisse berechnet, d. h. auf die daraus entspringende Notwendigkeit, Verfolgten Schutz zu gewähren. Im Anfang hatte sie in Dayr Mar Elias gewohnt, einem kleinen Kloster in dem Dorfe Abra, ungefähr eine Stunde weit von Saïda, das, auf das Ansuchen des Emir Beschyr, der Bischof der schismatischen Griechen, Macarius, der zugleich Patriarch von Antiochien war, für sie geräumt hatte. Sie fand es jedoch für ihre Bedürfnisse zu wenig geräumig, und mietete für 1000 Piaster von einem Kaufmann aus Damaskus ein Haus, das auf einer Höhe über dem Dorfe Dschun gelegen war und deshalb Dar Dschun genannt wurde, denn „Dar“ bedeutet jedes Haus, sowohl Hütte wie Palast. Hier legte sie einen Garten an, von dessen späterer Rosenfülle Fürst Pückler eine schöne Schilderung gibt, und dann baute sie rund um das Haus eine Menge einzelner Gelasse, die durch Höfe, Gänge, Mauern und Gärten eines von dem andern so völlig abgesondert waren, daß verschiedene Personen sehr gut zu gleicher Zeit in Dar Dschun wohnen konnten, ohne einander je zu begegnen. Dieses Labyrinth, in dem es, damit der Romantik ihr volles Recht geschähe, weder an Falltüren, noch an unterirdischen Gemächern fehlte, war in einem länglichen Viereck von starken Mauern umschlossen und dadurch gleichsam zu einer Festung gemacht.

Nur zwei Torwege führten zu Ladys Behausung, der eine für Besucher und die männliche Dienerschaft, der andere für die Frauen und alle Personen, die im geheimen zu Lady Hester gebracht werden sollten. Sie hielt nämlich sowohl geheime Unterhändler, wie Spione; wie hätte sie ohne solche Werkzeuge ihre Machtrolle spielen können? Daß diese Macht, die sie sich, wie zu Tage liegt, doch lediglich angemaßt hatte, ohne auch nur ein Atom von Berechtigung zu haben, daß

diese Macht von Ibrahim Pascha so gut wie von Emir Beschyr stillschweigend anerkannt wurde, daß Lady Hester nach der Einnahme von St. Jean d'Acre den Anhängern des Abdallah Pascha, nach der Schlacht von Navarin den geängstigten Franken Schutz gewähren konnte, daß ihre Diener sämtlich von der Militärpflicht frei blieben, daß die Sicherheit ihres Hauses nicht ein einziges Mal verletzt wurde, beweist, daß Lady Hester zum Herrschen geboren war. Denn wem von Natur nicht die Gewalt gegeben ist, der unterwirft sich die andern nicht. Diese Gabe macht, wenn sie durch Selbstbeschränkung geregelt wird, den Regenten und Gesetzgeber; wenn sie ohne Zügel bleibt, den Despoten und Tyrannen aus. Lady Hester war durch und durch Despotin, und konnte, war ihr Zorn gerade gereizt, so tyrannisch sein, als wäre sie, anstatt im freien England, in irgend einem Sklaven- oder Leibeigenenlande groß geworden.

Im Anfange, als sie nach dem Orient kam, zeigte sie sich in der Behandlung ihrer Dienerschaft noch als Engländerin, aber sehr bald nahm sie die orientalische Art an. Sie blieb großmütig und freigebig und sorgte wie eine Mutter nicht nur für ihre Untergebenen selbst, sondern auch füc deren Familien, aber in ihrem persönlichen Verfahren war sie Tyrannin. Merion erschrak nicht wenig, als er eines Tages im hinteren Hofe zwei Pfähle fand, wie sie zum Spießen von Verbrechern üblich sind. „Ach ja", sagte Lady Hester, die er darum befragte, „ich habe sie einmal einschlagen lassen, als sie (ihre Leute) mich links und rechts bestahlen. Ich sagte kein Wort über den Grund zu meinem Befehle, aber wenn Sie den Schrecken gesehen hätten! Ich komme nie in jenen Hof, und so hatte ich die Pfähle vergessen, aber da sie nun einmal stehen, mögen sie auch bleiben."

Angewandt wenigstens sind die Pfähle nie worden, um so fleißiger dagegen handhabte sie ihren Stock. Ein scharfer Schlag über die Schultern strafte im Augenblick ein Versehen, eine Dummheit oder eine Lüge, und wenn es gerade eine ausnahmsweise scharfe Strafpredigt zu halten gab, so ergriff sie eine Keule, die am oberen Ende mit Eisenspitzen versehen war. Auch einen Dolch und eine stählerne Streitart hatte sie stets bei sich; ihre bevorzugte Waffe jedoch war die Keule, und vor einem Schlage mit dieser wichen selbst ihre männlichen Diener voll Angst zurück.

Man kann wohl sagen, daß diese begabte Frau die letzten fünf-

zehn oder zwanzig Jahre ihres Lebens ausschließlich mit der törichten Anstrengung verloren hat, „these nasty black beasts“ (diese garstigen schwarzen Bestien), ihre Diener und Sklaven, dahin zu bringen, daß sie einigermaßen die Karikatur eines europäischen Haushaltes darstellen möchten. Sie konnten es nicht. Wäsche plätten, Brotlaibe backen, Messer putzen, Töpfe scheuern, Löcher zuflicken usw. waren alles Dinge, die ihnen weder in den Kopf noch in die Hände wollten. Ihre beklagenswerte Herrin raste, tobte, verfluchte und verwünschte sie — umsonst, sie blieben, was sie waren, und der unglückliche Doktor war in Verzweiflung, denn Lady Hester richtete sich mit dem ewigen Ärger zugrunde, und er konnte sie nicht halten und nicht hindern.

Wo waren die Zeiten, da sie, in prachtvoller Tracht, auf feurigem Pferde, mit glänzendem Gefolge zu den Häuptlingen ritt, um sie zu besuchen? Jetzt hätten die Frauen sie nicht mehr für einen jungen reichen Türken gehalten. Abgezehrt bis zum Gerippe, lag sie auf ihrem niedrigen Bette und jammerte nach Luft, die ihrer kranken Brust mehr undr mehr mangelte. Sie streckte ihren magern Arm aus und betrachtete ihn wehmütig: „ach, sonst war er so weiß und fest!“ — „Wenn ich an die Zeit denke“, sagte sie eines Tages, „wo der Herzog von Buckingham keinen Diener schicken wollte, um mir ein Eis zu bestellen, sondern selbst danach ging, und jetzt!“ —

Auch an Chevening, ihres Vaters Haus, dachte sie oft, und als einst am letzten Tage des Jahres diese Erinnerungen so recht anschaulich vor sie hintraten, da stürzte sie sich gleichsam aus ihrem elenden Schlafzimmer hinaus und weinte bitterlich. Es war schauerlich, sie zu hören, wenn sie weinte: es klang mehr wie ein wildes Heulen, als wie ein weibliches Weinen. Doch waren diese Stunden, in denen sie den Mut, und damit, um so zu sagen, sich selbst verlor, immer nur einzelne. Für gewöhnlich war sie, ließ die Krankheit ihr einigermaßen Ruhe, voll Tätigkeit und Leben wie nur je, schnitt Kleider für ihre Dienstboten zu, machte Geschenkbündel für alle möglichen Leute zurecht, und besonders sprach sie fast ohne Aufhören, während sie auf ihrem Bett lag und eine Pfeife nach der andern rauchte. Über preußische Schneider und Bonaparte, über Josephine und Kinderzucht, über Aristokratie und die Impertinenz der Dandies, der damaligen Elegants, über alles in England und alles im Orient sprach sie und sprach, immer originell, oft äußerst treffend, nie langweilig, und der Doktor saß

und hörte zu, und die glühende Asche fiel aus dem Kopfe ihrer Pfeife und brannte Löcher in die wollenen Decken, unter denen sie ruhte.

Wenn ihre Verhältnisse sich nur nicht so verzweifelt verwirrt und verwickelt hätten! Sie hatte häufig nicht mehr als zwanzig Pfund im Hause, sämtliche Ausgaben während zweier Monate sollten von dieser armen Summe bestritten werden, und dabei gab Lady Hester, wie sie sprach: unaufhörlich, unablässig. Umsonst wagte Doktor Merion Vorstellungen. Sie fuhr auf und hieß ihn sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Mit ihrem Gelde könne sie hoffentlich machen, was sie wolle? meinte sie. Man bekam „ihr Geld" weniger und weniger zu sehen, aber sie erwartete voll Zuversicht stets neue Zuschüsse. Wie sie sich einst hatte einreden lassen, die Freimaurer wollten ihre Schulden bezahlen, so hatte sie sich zuletzt eingebildet, es wären ihr in Irland von irgend jemand bedeutende Besitzungen hinterlassen worden, aber ihre Familie hielte sie darüber in Ungewißheit, um sie zur Rückkehr nach England zu zwingen. Sie erwartete hierüber bestimmte, natürlich bejahende Auskunft, und war infolge dieser Erwartung besonders heftig aufgeregt, als statt des erhofften Briefes einer von dem englischen Konsul aus Kairo eintraf, durch den sie zur Bezahlung einer lange ausstehenden Schuld aufgefordert wurde, widrigenfalls ihre Pension zurückbehalten werden würde. Gegen alle Voraussicht nahm sie diesen harten Schlag mit ruhiger Würde auf. „Mein Großvater und Mr. Pitt", sagte sie, „haben, wie mir dünkt, einiges dazu beigetragen, um das Haus Braunschweig auf dem Throne zu erhalten, und die Enkeltochter des alten Königs beraubt mich meiner Pension in einem fremden Lande, wo ich verhungern könnte." Vielleicht war diese Erfahrung ihr um so bitterer, weil sie für alles, was die junge Königin anging, selbst für das Unbedeutendste, immer ein reges Interesse gezeigt und alle Stellen, die dieselbe in „Galignani's Messenger" betrafen, eifrig zu hören gewünscht hatte. Jetzt änderte ihre Gesinnung sich selbstverständlich. Sie schrieb an die Königin, gab ihre Pension zum besten ihrer Gläubiger auf und entsagte zugleich dem Namen einer britischen Untertanin. Dem Fürsten Pückler vertraute sie die bei dieser Veranlassung gewechselten Briefe an; er sollte sie in den Zeitungen abdrucken lassen und so Lady Hesters Beschwerde über das ihr Widerfahrene vor das Gericht der öffentlichen Meinung bringen. Von dieser, hoffte sie, würde dann die britische Regierung gezwungen

werden, ihr Genugtuung zu gewähren. Fürst Pückler veröffentlichte die Papiere nicht; er fand sie respektwidrig gegen die Königin. Lord Palmerston schrieb an Lady Hester, aber sein Brief befriedigte sie in keiner Weise. Sie antwortete scharf und drohte, wenn ihr nicht Recht widerführe, sich einzumauern und so lange gleichsam lebendig begraben zu bleiben, bis die Regierung ihre Ehre öffentlich wieder herstelle. „Die, welche Pitt blood (das Blut der Pitts) in ihren Adern haben, lassen über Redlichkeit mit sich nicht scherzen", schrieb sie.

Ihre Drohung wegen des Einmauerns wurde in so weit ausgeführt, als sie vor den Torweg eine Mauer ziehen und seitwärts nur noch so viel Raum offen ließ, daß eine Kuh hinaus und ein Esel mit Wasser hineingetrieben werden konnte. Dann verabschiedete sie bis auf die allernötigsten Leute ihren ganzen Hausstand und schickte den Doktor nach Europa. Er sollte tun, was Fürst Pückler nicht getan hatte. Ohne einen einzigen Europäer in ihrer Umgebung blieb diese wunderbar trotzige Frau mitten in dem fernen, fremden Lande zurück, wo eben ein Aufstand der Drusen wütete. Sie fürchtete nichts, ja, sie hoffte noch immer alles, langes Leben, Wiederherstellung ihrer Gesundheit, endgültigen Triumph für den Sultan, der wieder unumschränkter Herr in Ägypten werden sollte, endgültigen Triumph auch für sich selbst.

Dieser Glorienzeit entgegensehend, den Messias erwartend, ist sie gestorben. Kein Freund stand an ihrem Bette, kein Landsmann drückte ihr die Augen zu. Der englische Konsul, den sie haßte, kam von Beirut, um sie in ihrem Garten begraben zu lassen. Was sie noch besaß, wurde die Beute der „schwarzen Bestien", die sie in ihren letzten Stunden umgaben. Wie, in welcher Verzweiflung, allein mit ihnen und ihnen gänzlich preisgegeben, sie geendet hat — wer hat danach gefragt? Wer fragte nach ihr? Ihr Tod war eine Neuigkeit, nichts mehr. Dar Dschun ist kein Pilgerort geworden, zu dem man zieht, um der Frau zu gedenken, die dort ein bizarres und nutzloses Dasein geführt hat. Das Leben und hauptsächlich das Ende von Hester Lucy Stanhope enthält eine große Lehre: das Weib soll sich nicht von den Ihrigen losreißen und allein hinstellen; es soll nicht verlassen, damit es nicht verlassen werde.

Helene, Herzogin von Orleans.

(Geb. 1814, gest. 1858.)

Von Ida Klokow.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell."
Schiller.

Man meint, daß sich der innere Kern eines Menschen in dem Wesen des Kindes voll und rein darlege, so daß wahre Liebenswürdigkeit ebenso wenig anerzogen werden könne, als die Begabung. Und wenn man die begeisterten Schilderungen, die Persönlichkeiten hinterließen, die das Erwachen des Geistes der mecklenburgischen Prinzessin Helene beobachten konnten, mit den Lobpreisungen vergleicht, die die Vorzüge der Herzogin von Orleans fanden, so gewahrt man, trotz aller äußeren Unterschiede zwischen dem Morgen und dem Mittag des Lebens eine vollendete Harmonie. Der deutsche Gemütston, auf den das Wiegenlied gestimmt war, haftete an der Seele und blieb ihr treu, obwohl ihr der Zug des Herzens in Frankreich eine neue, zweite Heimat eröffnen sollte.

Helene war eine Tochter des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, eines Mannes von gewinnender Erscheinung und edler Gesinnung. Nach einer durch den frühen Tod der Gemahlin gelösten Ehe mit der Zarentochter Helene Paulowna, die ihm in dem Prinzen Paul Friedrich den nachmaligen Thronerben und eine Tochter Prinzessin Maria hinterlassen, hatte er sich zum zweiten Male zu einer Vermählung entschlossen. Die Erwählte war die feingebildete kluge Tochter des geistvollen Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar: Karoline Luise.

Aus „Ilm-Athen" war in Karoline nach dem „Lande der Obotriten" eine Frau gekommen, der man dort um ihrer hohen Bildung willen, an der unter den Geistesheroen deutscher Dichtkunst auch Gott-

fried Herder ein verdienstlich Teil hatte, mit Bedenken entgegensah. Bald aber gewann man sie lieb, und ihr Schwiegervater, der regierende Herzog Friedrich Franz wußte scherzend zu sagen: „Über die eine Schulter guckt ihr Goethe, über die andere Wieland."

Karoline wurde im Februar 1812 Mutter eines Knaben, des Prinzen Albrecht, und erfreute das herzogliche Haus am 24. Januar 1814 durch die Geburt einer Tochter, die der beglückte Vater Erbprinz Friedrich Ludwig in Erinnerung an seine erste Frau „Helene" taufen ließ. Nach der Geburt eines dritten Kindes, das man in den Sarg zu betten hatte, erlitt Karoline das betrübende Schicksal der ihr vorangegangenen fürstlichen Gattin. Auch sie erkrankte und schied in der Blüte des Lebens dahin. Vier Tage bevor sie das zweite Lebensjahr vollendet, am 20. Januar 1816, hatte die liebliche kleine Prinzessin ihre zärtliche Mutter verloren.

Im Vorgefühl des ihr nahenden Endes und in Sorge um die geliebten Kinder, die sie verwaist hinterlassen sollte, hatte die leidende Frau indessen noch ihrem Manne den Wunsch anvertraut, daß er sich, falls sie ihn verlassen müsse, um ihre Freundin, die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg bewerben möge. Jene werde es verstehen, ihm die rechte Lebensgefährtin zu werden und den Kindern eine Mutter zu sein, die ihr ganzes Herz für sie hingäbe.

So geschah es, daß sich Friedrich Ludwig, der, wie beiläufig bemerkt sei, seit 1815, wo die Großherzogswürde an das Haus seiner Väter gelangte, den Titel Erbgroßherzog führte, zu einer dritten Ehe entschloß. Es soll schweren Herzens geschehen sein, und auch Prinzessin Auguste soll sich erst nach reiflichem Bedenken zu der Lebensaufgabe, die ihrer harrte, bereit gefunden haben. Die sterbende Erbgroßherzogin Karoline aber hatte in ihrem Ahnungsvermögen recht gesehen; ihre Freundin besaß wie kaum irgend eine andere die edlen Herzenseigenschaften und die vornehmen Geistesgaben einer mütterlichen Erzieherin. Sie sollte indessen nicht nur berufen sein, den Kindern die Mutter zu ersetzen; sie sollte auch bald für den Vater eintreten. Kurze Zeit nach der dritten Hochzeit am 29. November 1819, inmitten besten Mannesalters, starb Erbgroßherzog Friedrich Ludwig und ließ die kaum Vermählte als trauernde Witwe zurück.

Frühzeitig hatte Seelenschmerz das Herz des jüngsten Kindes, das ihrer Obhut anvertraut war, bewegt; schon empfand Helene den Ver-

lust, der sie und ihre Geschwister betroffen, aber die Vorsehung hatte es dennoch gut mit dem Kinde gemeint. Die vorzügliche Veranlagung fand zu ihrem Gedeihen eine wahrhaft rühmenswerte Entwicklung und war sie nicht der ureigene Herzensssprößling, der ihr „gestifteten" Mutter Hoheit Auguste, so wuchs sie in ihrem kindlichen Gemüt in deren Herz noch hinein; konnte doch später, als sich Helenens Schicksal erfüllt hatte und sich der Name des königlichen Hauses Orleans mit dem ihren verknüpfte, von Auguste geschrieben werden: „Sie war die Stiefmutter, das heißt eine von Gott selbst für die junge Seele dieser Tochter gestiftete und geweihte Mutter, nachdem die natürliche, leibliche Mutter so frühe ins Grab gesunken war."

Die vortrefflichsten Lehrkräfte wurden herbeigerufen, um die verwaisten Kinder zu unterrichten. Dem Naturphilosophen Gotthilf Heinrich von Schubert, der mehrere Jahre in dem Schlosse zu Ludwigslust, wo Helene geboren wurde, als Erzieher geweilt, folgte der Theologe Koch, in dem, wie Professor von Schubert urteilt, der Johanneisch-sanfte mit dem Petrinisch-feurigen Geist „zur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele" auf das innigste vereint war. So war es denn natürlich, daß eine tiefe Religiosität gepflegt wurde. Wunderbarerweise sollte diese Religiosität aber eine solche werden, die für die verschiedenen Zweige des christlichen Bekenntnisses jene Duldsamkeit, die später für sie bedeutsam wurde, vorbereitete.

Waren Koch und sein späterer Nachfolger, der Lehrer Dr. Rennecke, überzeugungstreue Lutheraner, so gehörte die aus Genf stammende Gouvernante Nancy Salomon der reformierten Konfession an, während deren Freundin, die Hofdame der Erbgroßherzogin Fräulein Goustavie von Sinclair, geboren zu Paris, sich zum Katholizismus bekannte. Auch Fräulein von der Tann, die ehemalige Hofdame der verstorbenen Mutter, die die kleine Helene zuerst in ihres Herzens Obhut genommen hatte, war eine fromme Anhängerin der römisch-christlichen Kirche. Der gute Ton, auf den die Erbgroßherzogin-Witwe hielt, ließ es nie dazu kommen, daß sich ein Zwiespalt der Gesinnungen geltend gemacht hätte. Man las in Luthers Schriften, lernte „die heilsame Lehre" der Calvinisten kennen und verschmähte es nicht, in die Schriften eines Fénélon, Fr. Leop. Stolberg und andrer Glaubenslehrer Einsicht zu nehmen. Auf solche Weise sollte ein in sich selbst gefestigter Charakter gebildet werden.

Bald konnte man die leichte Auffassungsgabe der Schülerin, ihren Freimut und ihre Sicherheit bewundern. „Es kam alles wie aus Inspiration mit der ganzen Fülle und Frische eines jugendlichen Herzens zum Vorschein, und ein rührendes Wohlwollen war in allem spürbar, was sie redete, urteilte und tat. Man hätte denken können, daß bei dieser Freiheit des Gemütes, bei dieser Entschiedenheit ihres ganzen Wesens eine gewisse Selbstzufriedenheit zum Grunde liege, aber dies war durchaus nicht der Fall." — „Sie hatte das Geheimnis der Selbsterziehung schon frühe gefunden: es bestand bei ihr in dem treuen Aufmerken nicht auf das, was Menschen ihr einreden wollten, sondern auf das, was die Stimme in ihrem Gewissen sagte von dem, was wohlgefällig sei vor Gott und vor Menschen recht."

So schrieb eine der Persönlichkeiten, die Prinzessin Helene in den Erziehungsjahren beobachten konnte. Groß war ihre Liebe zur Natur. Der Aufblick zu dem gestirnten Himmel veranlaßte sie zu wißbegierigen Fragen; die freundliche Umgebung des Schlosses Ludwigslust, in dem sie aufwuchs, erfreute ihre Augen, die sich mit sinnigem Blick auf alles Schöne der Erde richteten. An Gespielinnen gebrach es ihr nicht. Unter ihnen war ihr Ida von Bassewitz die liebste Freundin, und befand sie sich in Gesellschaft dieses anmutigen liebreizenden Kindes, so zeigte sich die ganze Fröhlichkeit und Munterkeit ihrer Natur. Als sie bemerkt hatte, daß ärmere Kinder vieles entbehren mußten, was ihr reichlich gegönnt war, regte sich ihre lebhafte Teilnahme an deren Ergehen. Sie wirkte sich bei der Mutter aus, die Kinder der Dienerschaft an einigen Tagen der Woche unterrichten zu dürfen und belohnte freudig ihren Fleiß mit Geschenken aus den Schätzen der eigenen Kinderstube. Sie half und gab gern und wenn sie sich die Erlaubnis dazu erbat, stimmte die gute Erbgroßherzogin wohlgefällig zu: „Tue, mein Kind, was dein Herz dir eingibt."

Eine erhebende Freude bereitete Prinzessin Helene eine Reise nach der Schweiz, wo sich ihr Bruder Albrecht zu Studienzwecken aufhielt. Aber über die Erhabenheit und Großartigkeit der Natur, die sich ihren für das Schöne empfänglichen Augen dort offenbarte, vergaß sie nicht der heimischen Fluren. Aus dieser Zeit stammen ihre ersten Verse, in denen sich des damals dreizehnjährigen Kindes innige Heimatliebe ausprägt:

Seid mir gegrüßt ihr lachenden Hügel
Herrlich gekrönt mit grünendem Laub;
Wild umweht von Zephyrs Flügel
Werdet ihr keines Sturmes Raub.

Sei mir gegrüßt, o ruhiges Meer,
Brandende Wogen am einsamen Strand,
Spiegel dem nächtlichen Sternenheer,
Sei mir gegrüßt, mein Jugendland!

Teure Bilder verflossener Freuden,
Verschwunden sind sie nach kurzem Spiel;
Möge der Schmerz vom irdischen Scheiden
Wenden das Auge zum seligen Ziel.

Die Freude an der Heimkehr sollte leider getrübt werden. Die jugendliche Gräfin Ida von Bassewitz, in der Helene eine Wahlverwandte sah, der sie in Briefen voll glühender Begeisterung die Eindrücke ihrer herrlichen Reise in die Gebirgswelt geschildert hatte, an der sie mit der ganzen Vertrauensseligkeit eines kindlichen Gemütes hing, fand plötzlich einen frühen Tod. Am 6. September 1829 verschied sie und Helene grämte sich derart, daß sie in ein Nervenfieber verfiel.

Als sie genesen war, kehrte zwar der Frohmut der Jugend zurück, aber oft mischte sich ein Zug von Wehmut hinein, so daß man das französische Sprichwort: „Die Traurigkeit wohnt im Herzen, die Fröhlichkeit steckt im Geist" auf sie anwenden mochte. Diese Eigenart des Wesens soll ihr fortan in allen Wechselfällen des Lebens geblieben sein.

Im folgenden Jahre, am 30. Mai 1830, wurde die Prinzessin in der Stadtkirche zu Ludwigslust konfirmiert. Mit tiefem Ernst empfand sie die weihevolle Handlung, in der die Kindheit von uns Abschied nimmt und die Lebensaufgaben von uns erfaßt werden sollen. Jugendträume zogen durch ihre Seele und liebliche Schwanengesänge fand ihre Muse, als sie unter den Buchen Doberans, in der Nähe des Ostseegestades verweilte:

Könnte meines Herzens Sehnen, könnte meine süße Lust
Durch der Sprache leises Tönen dringen aus der vollen Brust!

Mächtig treibt in mir ein Wehen, das die Seele mir belebt,
Unaufhaltsam im Entstehen ist die Macht, die mich durchbebt.

Mit des Stromes Silberwogen sehn' ich mich — wer weiß wohin? —
Wie von mag'scher Kraft gezogen Schwäne in die Ferne ziehn.

Doch es tönen Zauberklänge tief im Innersten mir zu,
Eines Engelschors Gesänge wiegen mich in süße Ruh:

„Glücklich bist du, Kind der Träume, dem das Leben froh erscheint,
Schwingst den Geist in freie Räume, wo das Auge nie geweint.

„Wie mit goldnen Adlersschwingen schwebst du durch der Lüfte Blau,
Läßt dein Lied schon früh erklingen mit dem hellen Morgentau.

„Horch', des Weltalls goldne Leier tönet süße Harmonie
Und sie stimmt zu stiller Feier deine sel'ge Phantasie.

„Und die ew'gen Lustgestalten, deren Reize nie verblühn,
Deinem Auge sich entfalten, möchtest gern mit ihnen ziehn!"

Unsere fürstliche Dichterin zählte um diese Zeit sechzehn Lenze. In der „Friedensburg", einem einfachen Landhause in der Nähe des Ludwigsluster Schlosses, hatte man sie dem gesellschaftlichen Leben und Treiben bisher fürsorglich fern gehalten. Erst vom folgenden Jahre ab sollte sich die große Welt ihr eröffnen. Ihre Schwester Marie war dem Herzog Georg von Altenburg vermählt und um sie in ihrem Wohnsitze zu Eisenberg zu besuchen, führte der Weg über Berlin, wo sie ihr geliebter Bruder Herzog Albrecht mit den herrlichen Kunstschätzen des Museums bekannt werden ließ. Das machte auf die, auch für die bildende Kunst beanlagte Natur einen mächtigen Eindruck. Ungemein erhebend aber wirkte es auf ihr Gemüt, auch Weimar, wo noch die Hand Goethes segnend auf ihrem Haupte geruht hatte, als sie es auf der Schweizerreise besuchte, wieder zu sehen.

Von ihrer auf festes Gottvertrauen gegründeten Unerschrockenheit, die sie 1848 in dem bedeutungsvollsten Moment ihres Lebens zu zeigen wußte, ein Beispiel zu geben, war ihr auf dieser Reise bereits vorbehalten. Die damals dem Tode überreiche Ernte bereitende, aus Asien stammende Seuche hatte Mecklenburg so stark heimgesucht, daß sich mit der Schreckenskunde auch die Nachricht von bevorstehender Absperrung der Landesgrenze verbreitete. Erbgroßherzogin Auguste und Prinzessin Helene hätten sich glücklich schätzen können, wohlbewahrt bei lieben Verwandten zu weilen, aber sie fühlten die Verpflichtung, jetzt eilend zurückzukehren. Keine wohlgemeinte Vorstellung hielt Helene zurück, und ihr Herz fühlte sich erst wieder erleichtert und gehoben, als sie heimatliche Erde unter den Füßen wußte. Glücklicherweise soll der

Sensenmann, der zu jener Zeit umging, immer eine besondre, ihn fern haltende Hochachtung vor den Furchtlosen besessen haben.

Dennoch schien sich bald nachher ein Schatten von Trauer und Herzeleid über ihren Weg breiten zu wollen. Die ihr als wahre Mutter geltende edle Frau erkrankte so schwer, daß man allgemein annahm, jede Hoffnung auf ihre Genesung sei aufzugeben. Nur Helene hielt die Zuversicht aufrecht. Tag und Nacht opferte sie der Pflege der anscheinend Sterbenden und endlich hatte sie wirklich die freudige Genugtuung, die geliebte Mutter sich vom Krankenlager erheben zu sehen. Eine Reise nach Teplitz kam in Vorschlag. Der Weg war weit und beschwerlich, die Kranke noch sehr schwach, und wieder war es nur die treue Pflegerin, die die entscheidende Entschlossenheit für das Reiseunternehmen besaß.

„Ich werde die Mutter dahin geleiten; es muß versucht werden", erklärte sie. Erst als das Reiseziel erreicht war und der günstige Erfolg des Bades sich zeigte, wurde ihr klar, wie Schweres sie glücklich durchgekämpft hatte. „Der", schrieb sie einer Freundin, welcher sich meiner gnädig annahm, schenkte mir einen kindlichen Mut, dem die Blindheit eigen ist, und lüftete jetzt erst den Schleier, den er selbst meinen Blicken verliehen. Jetzt lebt alles in mir wieder auf; meine Berge, meine lieben schönen Berge singen mit mir ein Freudenlied."

Ihr selbst unbewußt sollte sich in dem böhmischen Kurort ihre Zukunft entscheiden.

Unter den Fürstlichkeiten, die im Sommer 1833 daselbst weilten, befand sich König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Er hatte es nicht vergessen, daß er an der Seite einer mecklenburgischen Fürstentochter das höchste Glück des Lebens gefunden hatte, und die jüngste Tochter der edlen Königin Luise Prinzessin Alexandrine war seit elf Jahren mit dem ältesten Bruder Helenens Erbgroßherzog Paul Friedrich vermählt. Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen aber war die Schwester der leidenden Erbgroßherzogin Auguste. So war ein verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Verkehr schnell herbeigeführt. Es wirkte rührend, wenn man die junge, durch den Pflegedienst bleiche Prinzessin ihre genesende Mutter geleiten sah, und es nahm ungemein für sie ein, wenn man sie in ihrem vornehmen Anstand und ihrer weiblichen Zurückhaltung kennen lernte. Der durch die Julirevolution von Frankreich vertriebene König Karl X. und seine Familie nahmen hier

ebenfalls Gelegenheit zu einer freundlichen Annäherung, ohne zu bemerken, daß sich auch die Aufmerksamkeit des französischen Gesandten Bresson auf sie gelenkt hatte. Der Diplomat meinte in dieser weiblichen Persönlichkeit von Bildung und Geist die für den französischen Kronprinzen Ferdinand Herzog von Orleans passende Gemahlin gefunden zu haben. Sie selbst ahnte nichts von dem Eindruck, den sie geweckt hatte. Neue schöne Reisen nach Stätten der Kunst und der Wissenschaft durch Sachsen und Thüringen erfreuten sie, bis dann plötzlich wieder ein tiefes Leid sie berührte.

Den jüngsten Bruder, mit dem sie sich eins wußte im Erbe des mütterlichen Geistes, hatte ein schwerer Unfall getroffen. Ein Sturz vom Pferde führte sein schmerzvolles Siechtum und seinen Tod herbei. Wieder wurde sie Pflegerin und Trostspenderin am Bett eines Kranken. In einem Briefe an Professor von Schubert, seinem Lehrer, dem wir viele dieser Aufzeichnungen verdanken, sprach sie von Seelenschmerzen als von den Läuterungsprozessen des Lebens. Aber während sie den Blick auf das Jenseits richtete, flutete das Diesseits mit wechselnden Tagen vorüber und bereitete glänzende Feste.

Dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum ihres Großvaters im April 1835 konnte auch Prinzessin Helene nicht fern bleiben. Hierbei trat sie wieder in den Kreis hoher Fürstlichkeiten, die aus allen Zonen Europas herbeigeeilt waren, oder ihre Gesandten beauftragt hatten, dem greisen Großherzog Friedrich Franz eine ehrenvolle Huldigung zu erweisen. Ihre feinsinnige Liebenswürdigkeit machte sich wiederum geltend und besonders angenehm empfand es die Gesellschaft, daß sie mit ihrem reichen Wissen niemals zu glänzen suchte.

Inzwischen bereitete sich die Ausführung des Gedankens, der in Teplitz im Kopfe des französischen Gesandten am Berliner Hofe geweckt war, auf dem Wege der Diplomatie heimlich vor. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten war dem Hause Orleans abgeneigt, um so mehr durfte König Ludwig Philipp daran liegen, eine deutsche Fürstentochter an seinen Hof zu ziehen. Die streng katholischen Damen des französischen Hofes waren zwar von Vorurteilen gegen die Protestantin erfüllt, aber alles was über Prinzessin Helene zu berichten war und Herr Bresson in seinem Enthusiasmus mitteilte, wirkte derart empfehlend, daß der Herzog von Orleans sich bereit fand nach Berlin zu reisen und sich die Gunst des preußischen Königs für den Heiratsplan zu er-

werben. Im Mai 1836 langte er mit seinem Bruder Herzog von Nemours in Berlin an, und seine Ritterlichkeit, wie auch seine ausgezeichnete Bildung überwand all die Voreingenommenheit, die hier wider ihn herrschte. Man konnte sagen, „er kam, sah und siegte".

Bei seinem Abschied gewann er sich die Zuneigung König Friedrich Wilhelms III., der ihm die Hand, die er küssen wollte, in der ihm eigenen Bescheidenheit entzog, noch besonders durch die herzlichen Worte:

„Der König, mein Vater, hat mir befohlen, nicht eher heimzukehren, als bis ich die wohltätige Hand geküßt, die seit zwanzig Jahren dem durch Kriege erschöpften Europa die Wohltat des Friedens bescherte."

Erst bei dem erneuten Aufenthalte in Teplitz im Sommer 1836 erfuhr Helene von der Bewerbung des französischen Kronprinzen um ihre Hand. Herr Bresson hatte sich den Damen vorstellen lassen und König Friedrich Wilhelm III. selbst war der Brautwerber. Durch seine Vermittlung wurde auch die Zustimmung ihres Großvaters gewonnen. Dennoch schien es, als solle die Verbindung niemals zustande kommen. Helene erkrankte auf ihrer Reise, und Großherzog Friedrich Franz schied anfangs des Jahres 1837 aus dem Leben. Ihr Halbbruder Paul Friedrich, der jetzt zur Regierung gelangte, aber war ein solcher Feind des Hauses Orleans, daß ihn selbst die Fürsprache seines königlichen Schwiegervaters nicht dazu bewegen konnte, zu dieser Heirat seine Einwilligung zu geben.

Helene hatte jedoch in ihrer Genesung von schmerzhaft bedenklicher Krankheit ein Zeichen dafür gesehen, daß sie zu dem Lose der Lebensgefährtin des schönen Prinzen, von dem sie so viel des Rühmens gehört, ausersehen sei. Ihre lebhafte Phantasie malte ihn als die ideale Persönlichkeit aus, auf die sie gehofft und seine Briefe hatten ihn ganz so gezeigt. Zudem waren die hochherzige Prinzessin Marianne, die ihn in Berlin schätzen und bewundern gelernt, sowie ihre liebevolle Mutter, deren Schwester, auf seiten der Fürsprecher. So half denn kein Einwand. Aus politischen Rücksichten übertrug endlich der zürnende Großherzog die Rechte als Haupt der Familie auf die Erbgroßherzogin-Witwe, mithin stand einem stillen Auszug der königlichen Braut aus der Heimat wenigstens nichts mehr entgegen. Jede Feierlichkeit war untersagt.

Jetzt aber zeigte sich auf das schönste, wie große Liebe und Ver-

ehrung sich die Scheidende im mecklenburgischen Volke errungen hatte; selbst die Gefahr, Amt und Brot zu verlieren, hielt die Leute nicht ab, öffentliche Kundgebungen ihrer treuen Gesinnung zu geben. Ein großartiger Fackelzug wurde veranstaltet. Wider Befehl gab ihr General von Both in seiner Uniform das Ehrengeleit, um nach seiner Rückkehr seinen Degen und seine militärische Würde zu den Füßen des jungen Großherzogs niederzulegen. Mit Blumen und Girlanden schmückten die adligen Fräulein zu Ludwigslust ihren Wagen und in die jubelnden Zurufe mischte sich das Schluchzen tiefbewegter Menschen, die sie lieb hatten.

An der preußischen Grenze war ihr eine Ehrenpforte errichtet und wohin sie mit ihrer treuen mütterlichen Gefährtin kam, wurde sie mit Freudenrufen empfangen. Besonders festlich gestaltete sich ihr Empfang in Potsdam, wo sie ihrer Cousine, der nachmaligen Kaiserin Augusta, begegnete. In Fulda harrte der Reisenden eine glänzende französische Gesandtschaft, an ihrer Spitze Herzog von Broglie, einer der gebildetsten Männer Frankreichs, und darum vor allen Kavalieren würdig befunden, sie dorthin zu geleiten.

An einem herrlichen Frühlingstage, am 25. Mai 1837, betrat Prinzessin Helene zwischen Saarbrücken und Forbach das französische Reich. Die beiden Schwadronen preußischer Kavallerie, die sie an die Vaterlandsgrenze begleitet hatten, begrüßten sich hier kameradschaftlich mit der Königsbraut entgegenjubelndem französischem Militär. Ihre Freundlichkeit machte den gewinnendsten Eindruck auf das erwartungsvolle Volk, das sich an dem für sie errichteten Triumphbogen versammelt hatte und in Scharen die Chaussee säumte, auf der ihr Wagen dahinrollte.

Noch hatten sich die Verlobten nicht gesehen. Erst in Fontainebleau sollte der feierliche Akt des offiziellen Empfanges durch die königliche Familie vollzogen werden. Aber den genialen Bräutigam, der es mit Beachtung der strengen Hofförmlichkeiten nicht allzu ernst nehmen mochte, trieb es, der Braut schon zu einer überraschenden früheren Begegnung nach Chalons sur Marne entgegen zu eilen. Man hat von ihm gesagt, daß er „schön wie ein Gott und männlich wie ein Held" gewesen sei, und auch ihr waren die äußeren Reize verliehen, die so bezaubernd auf das Auge wirken und die Seele gefangen nehmen, wenn die Schönheit von Herzenswärme erfüllt ist. Dienern zuvorkommend und den Wagenschlag öffnend, hatte er sich ihr mit dem Aus=

ruf „Hélène, ma chère Hélène!“ zu erkennen gegeben und dieser Augenblick hatte beiden die Gewißheit gewährt, daß ihnen das hohe Glück einer innigen, aufrichtigen Liebe beschieden sei. Der Glanz der Verklärung hatte sich bei dieser Begrüßung über ihre feinen Züge gebreitet, herzgewinnender denn je zuvor zog sie in Fontainebleau, wohin ihr der nunmehr wahrhaft glückliche Verlobte auf schnellem Rosse vorauseilte, ein.

Ein Empfang war ihr bereitet, wie ihn sich die Phantasie nicht glänzender vorzustellen vermochte, und der Einholung entsprach die am 30. Mai daselbst stattfindende Vermählungsfeier, so daß der greise Talleyrand, der noch die prunkenden Festlichkeiten unter Napoleon I. gesehen hatte, sich dahin aussprach, daß er sich keiner ähnlichen Prachtentfaltung entsinnen könne. Der zivilrechtlichen Trauung folgten die weihevollen Akte der katholischen und protestantischen Einsegnung der Ehe. Das Bekenntnis, auf das die mecklenburgische Fürstentochter die Taufe empfangen, hatte sich die Herzogin von Orleans vorbehalten. So hielt sie denn auch später in Paris daran fest, sonntäglich die lutherische Kirche zu besuchen.

Bei den Festlichkeiten zu Ehren der Neuvermählten, die in Paris veranstaltet wurden, ging es leider nicht ohne Zwischenfälle zu, die in den Jubel nicht auch die Trauer gemischt hätten. Bei einem Feuerwerk wurden so viele Personen erdrückt, daß die Behörde Bedenken trug, die richtige Zahl anzugeben. Indessen hatte selbst in der Stadt der Spötter über germanisches Wesen niemand seine Stimme wider die Mecklenburgerin laut werden lassen. „Von allen Eroberungen, die wir in Frankreich gemacht haben“, schrieb ein Herr aus dem Hofstaat der Königin Marie Amalie, „ist dieses die kostbarste und, Gott sei Dank! sie **wird** uns bleiben! Sie besitzt alle die Eigenschaften, die bei uns für eine Prinzeß unerläßlich und mehr wert sind, als die größeste Schönheit. Es ist unmöglich, mehr ungezwungenen Anstand, mehr Geistesgegenwart, mehr Verstand, mehr Grazie, mehr jungfräuliche Bescheidenheit mit höherer fürstlicher Würde gepaart zu sehen.“

Herzog Ferdinand von Orleans (geb. 3. Sept. 1810 zu Palermo) stand im 27. Lebensjahre, als er Helene als seine Gemahlin heimgeführt hatte. Er war die Hoffnung des französischen Volkes, die Arbeiter schätzten seine Menschenfreundlichkeit, den Gelehrten stand er nahe durch Wissen und Geist, die Armee achtete in ihm einen kriegs-

kundigen mutvollen Befehlshaber. Seinem Vater König Ludwig Philipp war er ein einsichtsvoller Freund. Mit diesem seltenen Manne mußte Helene glücklich werden und in dem Hochgefühl der vollsten Sicherheit an seiner Seite durften ihr trübe Ahnungen, gegründet auf grauenvolle Erinnerungen aus den Blättern der Geschichte Frankreichs, fern bleiben.

Hierzu kam, daß sie in eine Familie aufgenommen wurde, in der sich eine innige Zusammengehörigkeit aller Glieder geltend machte. „Wenn ich", schrieb ihre, oft in ihrer Nähe verweilende Mutter, „in der ganzen europäischen Welt für Helene einen Familienkreis gesucht hätte, in dem ich sie wohl verwahrt und glücklich geschätzt haben würde, ihm angehören zu dürfen, so wäre es dieser allein gewesen."

König Ludwig Philipp hatte in seinen entbehrungsreichen Jugendjahren dem Thron Frankreichs fern stehen müssen; die Krone war nach der Entthronung Karls X. wie durch ein Wunder an ihn gelangt, und so hatte er seines Lebens Glück bei stiller Zurückgezogenheit auf die Familie gegründet. Es ist bekannt, daß er dafür mehr Tugenden besaß, als für die Behauptung des Thrones durch eine weise tatkräftige Regierung. Fand hierin Helene zunächst hohes Glück, so mußte es doch später sehr verhängnisvoll für sie werden.

Sie hatte es für eine ernste Pflicht erachtet, sich mit der Geschichte Frankreichs vertraut zu machen. Schon Briefe aus frühen Jahren zeigen, daß sie ein Verständnis für Politik und eine rege Teilnahme für die Ereignisse der großen Welt besaß. Jetzt wies ihr das Leben über alles Erwarten seine heiteren und gemütvollen Seiten. Die fromme Königin Marie Amalie pflegte ihre Töchter, die Prinzessinnen Luise, Marie und Clementine und ihre Schwiegertöchter jeden Nachmittag um einen großen Tisch, in dessen Schubladen sie Handarbeiten bewahrten, zu versammeln!

Die jungen Prinzen, Herzog Ludwig von Nemours, Franz von Joinville, Heinrich von Aumale, sowie Anton von Montpensier, fanden sich gelegentlich dazu ein, und es vergingen im frohen Geplauder manche Stunden in den Tuilerien, bei deren Erwähnung der Fernstehende meist an große Momente der Geschichte denkt.

Den Honigmond seiner glücklichen Ehe verlebte das junge Paar auf einem Schlosse bei Neuilly, wo die Familie König Ludwig Philipps ihren Sommersitz hatte. Ein idyllisches Leben wurde hier geführt. Herzog Ferdinand besaß für seine liebliche Gemahlin die zärtlichste

Sorgfalt; mit eigener Hand schnitt er die Blumen, mit welchen er sie geschmückt sehen wollte. Ihr Verstand und ihre Kenntnisse erfüllten ihn mit stolzer Freude; in weiblicher Demut aber blickte sie zu der geistigen Höhe empor, auf der sie den Mann sah, mit dem sie sich eins fühlte. In der Mildtätigkeit war sie seine freigebige Schatzmeisterin.

Es ist rührend, welch ein trauliches Glück Helene in den Briefen an ihre treue Mutter, die im Herbst in die deutsche Heimat zurückkehrte, zu schildern hatte. Es war ihr schwer geworden, sich von der edlen Frau, deren Hand sie geleitet und gesegnet, zu trennen. In dankbares Erinnern mischte sich indessen auch die Freude an die ernsten Aufgaben des Lebens, denen sie fortan entgegen zu gehen meinte.

Zu dem Höhepunkt ihres Lebensglückes gelangte Helene am 24. August 1838. An demselben Datum war etwa zweieinhalb Jahrhundert früher die furchtbare Bartholomäusnacht mit unauslöschlicher Blutschrift in die Geschichte Frankreichs eingetragen worden; jetzt schenkte eine Protestantin in den Tuilerien zu Paris einem Knaben das Dasein, der die Aussicht hatte, dereinst König von Frankreich zu werden. Das zärtliche Elternpaar dachte nicht an die Schatten, die über ihrem Haupt schwebten. Der Knabe wurde in der Kathedrale von Paris Notre-Dame auf die Namen Louis Philipp Albert getauft und erhielt vom König den Titel Graf von Paris.

Zwei Jahre später, am 9. November 1840, wurde der Herzogin das Mutterglück zum zweiten Male bereitet. Der Knabe, dessen sie genas, erhielt den Namen Robert und den Titel Herzog von Chartres.

Zwischen die Geburt der beiden Prinzen fiel ein Feldzug, der Herzog Ferdinand an die Spitze französischer Truppen nach Algerien berief. Helene begleitete ihn durch das südliche Frankreich und die Pyrenäen bis an das Meer. Als sie von ihm zu Port Vendre bewegten Herzens Abschied genommen, eilte sie zu ihrem, Gott und der großelterlichen Familie empfohlenen Kinde zurück, um einzig diesem in stiller Zurückgezogenheit sich zu widmen. „Eine Kinderseele“, schrieb sie in einem Briefe, „öffnet sich weit leichter, wenn man allein mit ihr ist; ich suche auch deshalb so viel als möglich allein mit meinem Sohne zu sein. Heute habe ich ihn von Neuilly zurückgebracht; er schlief in meinen Armen ein; ich legte ihn darauf in sein Bettchen und leistete ihm tausend kleine Dienste. Sie hätten sehen sollen, wie zärtlich er mich liebkoste. Ach, eine Mutter aus dem Bürgerstande ist doch sehr glücklich!“

Am 10. Juni 1840 konnte sie ihrer Mutter schreiben:

Meine teure Engelsmama! Heute hast Du durch meinen Brief erfahren, daß gestern der selige Tag erscheinen sollte, an welchem mein Herzog nach neunwöchentlicher Prüfungszeit uns wieder geschenkt werden würde — und heute bestätige ich Dir diese Nachricht. Ich glaube, noch niemals hat mein Herz so tief das Dankgefühl, den Lobgesang empfunden, als gestern; ich war wie auf Flügeln der Seligkeit — — ich kann den Tag nur mit der Geburt des Kleinen vergleichen. Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, dem Herrn genug zu danken für die Gnade, die er uns erwiesen — er hat ihn nicht allein vor den feindlichen Kugeln geschützt, er hat ihn auch in Medeah aus einem heftigen und sehr gefährlichen Leiden errettet! Er hat indessen den Kleinen und mich in der Krankheit bewahrt, und uns alle wieder so froh und selig zusammen geführt. — Ach, wie schön war es, als gestern die ganze Familie im Zimmer des Königs wieder vereinigt war, nach so viel Gefahren!"

Als sich zeigte, daß das afrikanische Klima und die Anstrengungen des Feldzugs der Gesundheit des Herzogs geschadet hatten, war sie ihm eine liebreiche Pflegerin. Mit Begeisterung empfing man beide nach seiner Genesung auf einer Reise durch das Land. Seine Popularität war im Zunehmen und man begann Helene, gerade wegen ihres Festhaltens an dem, in Frankreich noch immer wenig angesehenen Glaubensbekenntnis, zu schätzen. Herzlich freute sie sich, daß der König den Kronprinzen immer mehr mit öffentlichen Geschäften betraute.

So schrieb sie: „Der Herzog sieht zu meiner Freude seine Geschäfte sich von Tag zu Tag mehren, — ich sage zu meiner Freude, obgleich sie mich oft von ihm trennen, denn ich habe für ihn einen großen Ehrgeiz und sehe ich, wie ihm alle Dinge glücken, die er beginnt, wie sein Vertrauen in sich selbst, seine Weisheit in der Beurteilung immer mehr zunimmt und der König ihm alles überträgt, was ihm so recht am Herzen liegt, so fühle ich mich stolz und das muß mich zuweilen über seine Abwesenheit schadlos halten."

Die Gesundheit der jungen Frau war leider keine sonderlich feste. Die Sorge war ihr keineswegs fern geblieben. Mordversuche auf das Leben des Königs hatten ihre Nerven tief erschüttert, sehr weh hatte 1840 ihr der plötzliche Tod ihrer Schwägerin Marie nach kurzer Ehe mit dem Herzog Alexander von Württemberg getan. Auch der am

7. März 1842 eingetretene Tod ihres Halbbruders, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, dem sie seine Härte längst vergeben hatte, war ihrem Gemüt nahe gegangen. Ärzte, die sie leidend befanden, hatten ihr daher eine Badekur dringend empfohlen. Es hielt schwer, sie dazu zu bewegen; denn was hoffte sie von einer Reise, die eine Trennung von den geliebten Kindern nötig werden ließ. — In seiner zarten Fürsorge entschloß sich indessen der Herzog, sie selbst an das Ziel der Reise, Plombières im Elsaß, zu geleiten, und so nahm sie am 3. Juli 1842 von ihren kleinen Söhnen einen herzbewegten Abschied.

An seiner Seite gewannen die tränenfeuchten blauen Augen schnell wieder ihren lichtvollen Glanz. Als sie jedoch an einem Friedhof vorüberfuhren, sollte sie das tiefe Wehgefühl nochmals empfinden. Man bemerkte zu beiden Seiten der Straße die kleinen Läden mit Kränzen, Kreuzen und allerlei Sargzieraten, worauf der Herzog in seiner lebhaften Weise ausrief, „ich hasse dieses Volk, das auf den Gram spekuliert. Sieh, sie haben an jedes Lebensalter gedacht; hier sind Gewinde für junge Mädchen und dort für kleine Kinder". Er hatte nicht gefühlt, wie schmerzlich seine Worte das Mutterherz berühren würden, und als er es an Helenens wiederum hervorbrechenden Tränen wahrnahm, suchte er einzulenken, berührte sie durch eine neue unbedachte Bemerkung aber nur noch empfindlicher. Sein Ausruf, „nein, nein, die Trauerkronen sind nicht für kleine Kinder, vielleicht eher für einen Mann von zweiunddreißig Jahren", ließ sie bis ins tiefste Innere erbeben. Trotzdem hatte er im Ernst nicht an sich gedacht. Des kleinen Zwischenfalls wurde auch bald wieder vergessen.

In den Vogesen war die Freude über das Erscheinen des kronprinzlichen Paares so groß, daß sie die Bevölkerung mit Jubel empfing. Man hatte es sich nicht nehmen lassen, Ehrenpforten zu errichten und der Eindruck war ein so günstiger, daß ungetrübtes Wohlbehagen eintreten mußte. Die reizvolle romantische Natur von Plombières erquickte sie vollends. Auf einem Spaziergange im Tal von Saint-Loup pflückte er ihr einen Strauß Wald- und Wiesenblumen; sie aber blickte zu dem klaren Himmel über ihren Häuptern empor und rief aus: „Wie bin ich doch reich gesegnet!"

Als der Herzog in der Frühe des siebenten Juli abreiste, um sich eilend in das Manöver bei St. Omer zu begeben, sagte er bewegt,

„unsre Trennung wird glücklicherweise nicht lang sein; der erste Moment der Abreise ist aber stets schmerzvoll.“

Es war das letzte Mal, daß sie ihm ins Auge blicken und die Wärme seines Herzens empfinden sollte! — Am 25. Juli wollten sie zu einem gemeinsamen achttägigen Aufenthalte in der elsässischen Hauptstadt, in Straßburg, zusammentreffen, und während sie noch in freudiger Hoffnung daran dachte, hatte ihn der Tod bereits mit jähem Schrecken ereilt. —

Bei einer Fahrt nach Neuilly waren ihm die Pferde durchgegangen. Der Herzog hatte vermutet, daß der Kutscher ihrer nicht Herr werden würde, und sich durch einen Sprung aus dem Wagen zu bergen gesucht. Hierbei war er so unglücklich an einen Stein geschleudert, daß er eine Nervenerschütterung erlitt, aus der er nicht mehr zum Bewußtsein gelangte und nach wenigen Stunden verschied. — —

Die königliche Familie hatte noch an das Sterbelager des Verunglückten zu eilen vermocht; „wäre ich es doch!“ hatte der König in seinem heißen Schmerz ausgerufen, und in tiefer Bekümmernis hatte man der fernweilenden Gattin gedacht, die in dem Entseelten mehr verlor, als alle, die sich schluchzend und erschüttert um ihn versammelten.

Ahnungslos weilte sie während dieser furchtbaren Stunden des 13. Juli in dem Tal von Gérarmé, wo sie eine Bauernfamilie besuchte, in der sich von Geschlecht zu Geschlecht eine nicht unbedeutende musikalische Anlage vererbt hatte. Gedanken, wie sich die sehr rückständige Bildung des französischen Landvolkes verbessern lasse, hatten sie beschäftigt und mit ihrer Begleitung hatte sie von Plänen für die Zukunft gesprochen.

Hier das Idyll — dort die Tragödie! —

Hatten die Hirten den Besuch der hohen Dame erst mit befangener Scheu aufgenommen, so hatte ihre Leutseligkeit sie doch bald zutraulich werden lassen. Man hatte ihr auf der Zither vorgespielt und ländliche Weisen dazu gesungen, schließlich hatte sie selbst in harmloser Heiterkeit zu dem Saiteninstrument gegriffen und die den bescheidenen Landleuten abgelauschten Weisen nachgespielt und gesungen. Herzen waren ihr gewonnen, hochbeglückt und vertrauensvoll hatte man zu ihr aufgesehen, und reiche Geschenke zurücklassend, war sie mit dem Versprechen geschieden, bald wieder zurückkehren zu wollen, um noch andere Liederweisen zu lernen. — Im vollen Glanze hatte während



Helene, Herzogin von Orleans.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



der Fahrt die Sonne am Himmel gestanden und kein Wölkchen den Äther getrübt.

Und nun, welch ein Gegensatz! — Für das Mahl, zu dem einige Gäste eingeladen gewesen, hatte man sich in Plombières etwas verspätet. Die Herzogin hatte sich infolgedessen eilig in ihre Zimmer begeben, um Toilette zu machen, ebenso ihre Hofdame Gräfin von Montesquiou. Doch kaum hatte jene ihren Hut abgenommen, als ein Diener, der seine Tränen mühsam zurückhielt, eintrat und sie ersuchte sofort zum General Baudrand, dem ehemaligen Erzieher des Herzogs, zu kommen.

„Mein Gott, Monnier, was ist denn vorgefallen?“ rief die Gräfin, „Sie sehen ja ganz bestürzt aus. Ist der König — — —?“ „Nein — nein“, stammelte der Diener, „noch Schlimmeres ist geschehen! Doch bitte, gehen Frau Gräfin leise hinunter, damit“ — er wies nach den anstoßenden Zimmern der Herzogin — „es nicht gehört wird.“

Als die Gräfin in das Zimmer des General Baudrand trat, fand sie den alten Soldaten wie gelähmt in einen Fauteuil gesunken. Unfähig zu sprechen, hielt er ihr eine telegraphische Depesche entgegen, welche nur die Worte enthielt: „Der Kronprinz ist tot.“ —

Keine Silbe über die Art seines Todes. War er einer Krankheit erlegen? — Hatten ihn Meuchelmörder getötet? Für jede Greueltat gab es ja der Beispiele genug in der Geschichte Frankreichs! — Was war zu tun, was sollte man der Herzogin sagen? —

Wie ein Lauffeuer hatte sich indessen die unheilvolle Kunde schon im Hause verbreitet. Bestürzt tritt der Leibarzt der Herzogin mit dem Präfekten von Plombières herein. Der letztere erklärt die augenblickliche Benachrichtigung der Herzogin für unerläßlich, während der Arzt ausruft: „Es handelt sich dabei um ein zweites Leben. Ich nehme die Verantwortung nicht auf mich!“ — Man einigt sich endlich dahin, daß der Präfekt eine andre, gefälschte Depesche übergeben solle, in welcher von einer bedenklichen Erkrankung des Kronprinzen die Rede sei. Während er dieses Schriftstück aufsetzt, schleppt sich die arme Gräfin mühevoll die Stufen hinan, zu den Gemächern der Herzogin. Sie blickt durch eine Glastür und sieht, wie Helene soeben ihren Anzug vollendet, um reich geschmückt nach dem Speisesaal hinauszutreten. Da fällt auch der Herzogin Blick auf die Gräfin, und rasch die Tür öffnend, sagt sie ahnungslos: „Wie, liebe Montesquiou, noch nicht an-

gekleidet? Aber ich glaube, es ist die höchste Zeit, unsre Gäste werden bereits warten."

Jetzt erst gewahrt die Fürstin die verstörte Miene der Gräfin und voll Teilnahme auf sie zueilend ruft sie hastig: „Aber mein Gott, was ist Ihnen? Haben Sie schlechte Nachrichten von Ihrer Familie? — Sind Sie unwohl?" — „Nein, königliche Hoheit", stammelt die Gräfin, „in meiner Familie ist kein Unglück geschehen, aber — — aber — —"

„Großer Gott!" stößt die Herzogin angstvoll heraus, „der König? — Meine Kinder?" — —

„Ach, Madame, der Kronprinz ist in bedenklicher Weise erkrankt!"

Nur leise waren die Worte über die Lippen der Sprecherin gekommen, aber sie waren gehört worden, der Schlag hatte getroffen.

„O, mein Gott, er ist tot, gewiß, er ist tot, ich weiß es!" ruft Helene in gellendem Aufschrei. Dann sinkt sie wie gebrochen in die Kniee und ringt die Hände: „Nein, es kann nicht sein, hab Erbarmen, mein Gott, und laß ihn nicht sterben! — Das kannst du nicht tun, das nicht! — Du weißt, ich überlebe ihn nicht!" —

Dann schien sie für einen Moment in stilles Gebet versunken zu sein, richtete sich auf und verlangte die Depesche zu sehen. Kaum vermochte sie die Zeile zu lesen; ein Tränenstrom überwältigte sie, gab ihr aber auch die Selbstbeherrschung zurück.

„Ich reise augenblicklich ab, bitte, bereiten sie das Nötigste vor", sagte sie zur Gräfin Montesquiou, und mit einer Verbeugung gegen die hinzugetretenen Herren, zog sie sich schweigend in ihr Gemach zurück.

Um acht Uhr abends meldete man, daß die Wagen vorgefahren seien, und eilenden Schrittes, als gälte es, mit Sekunden zu geizen, flog Helene die Treppe hinab. Doch als sie unten anlangte, schien der Mut sie wieder verlassen zu wollen. Gar wunderlich mengten sich da die reich geschmückten Gäste der herzoglichen Tafel unter die schlichten Bürgersleute. Der Schmerz war in allen diesen Gesichtern derselbe, und bei dem Anblick all der weinenden Augen schien die Herzogin nochmals von dem furchtbaren Zweifel, ob man sie nicht getäuscht habe, befallen zu werden.

In heftiges Schluchzen ausbrechend, stützte sie sich auf den Arm des ehrwürdigen Generals Baudrand, und rasch herbei eilende Diener mußten sie in den Wagen heben, der mit der halb Bewußtlosen davon rollte.

Als der Wagen Epinal passierte, wo die Pferde gewechselt wurden, schlug es Mitternacht. Trotz der späten Stunde war eine große Menschenmenge in den Straßen. Man bedauerte allgemein den Tod des jugendlichen Herzogs von Orleans, der mit seinem ritterlichen und freisinnigen Wesen der Liebling des Volkes gewesen war. Die Gräfin von Montesquiou hatte das Wagenfenster sorglich geschlossen, in Angst, daß irgend ein Ausruf der Herzogin die schreckliche Tatsache verkünden könne. Aber die Menschen verhielten sich ruhig. Mit abgezogenen Hüten und gefalteten Händen umstanden sie lautlos den Wagen der hohen Frau.

Um ein Uhr nachts meldeten die Vorreiter, daß ein königliches Fuhrwerk herannahe. „Öffnet, öffnet!" rief die Herzogin und wollte aus dem Wagen springen. Aber die Gräfin hielt sie zurück. An dem geöffneten Schlage standen gleich darauf zwei Gestalten, in deren einer sie den berühmten Leibarzt des Königs erkannte.

„Herr Chomel! — O Gott — der Prinz?" rief sie aus.

„Königliche Hoheit, der Prinz lebt nicht mehr", klang es mit furchtbarer Deutlichkeit durch die Stille der Nacht.

Der Schrecken schien sie niederschmettern zu wollen. Der Arzt stieg zu ihr in den Wagen und berichtete mit weicher, oft vor Erregung zitternder Stimme die näheren Umstände des Unglücksfalles. Er schloß mit einer Bemerkung, die in ihrer rührenden Einfachheit dem gebrochenen Herzen Helenens mehr wohl tat, als es irgend ein Trostwort hätte tun können: „Des Herzogs letzte Worte", sagte er, „sind deutsche Worte gewesen. Seine Umgebung vermochte leider nur den Namen ‚Helene' zu verstehen." —

Also mit einem Gruß an sie, mit einem Gruß in ihrer Muttersprache war er geschieden! Helene gab keine Antwort. Sie faltete die Hände, und nur die unaufhaltsam über ihr Antlitz herabrollenden Tränen bewiesen, daß diese todbleiche Gestalt noch von Leben erfüllt war.

Im Morgengrauen des 16. Juli erreichte man Schloß Neuilly, wo die trauernde Königsfamilie um den geliebten Toten versammelt war: Der König schreitet seiner unglücklichen Schwiegertochter entgegen und empfängt sie am Fuß der Treppe in seinen Armen, wie vor fünf Jahren in Fontainebleau, und als er die Wankende die Stufen hinan geleitet, da breitet ihr — auch wie damals — eine liebreiche Mutter ihre Arme entgegen. Aber statt des glänzenden Schmuckes umfließen

schwarze Trauergewänder die gebeugte Gestalt der Königin. Helenen ihre beiden Söhnchen zuführend, stammelt die edle Frau schluchzend: „Helene, mein geliebtes Kind, du hast noch große Pflichten auf dieser Erde; sieh, das ist sein Vermächtnis!“

Und Helene eilt aus den Armen der Schwiegermutter auf die Kinder zu, kniet hin zu ihnen und umschlingt mit leidenschaftlicher Heftigkeit die so lange Entbehrten.

Ja, große Pflichten waren ihr noch geblieben, nur das Glück der Erde — das Glück war ihr geraubt — für immer! —

Den Sarg ihres Gatten fand Helene schon geschlossen, und als sie, aufgelöst in unnennbarem Weh, daran kniete, da sah sie nicht die entstellten Züge des Verunglückten; nur das wohlbekannte Antlitz ihres Ferdinand lächelte ihrem geistigen Auge entgegen, in seiner ganzen Jugendschöne und Lebensfülle. —

Die betagte Erbgroßherzogin Auguste, die wie zu den Geburten der Kinder, auch bei der Trauerbotschaft den Weg nach Frankreich angetreten hatte, konnte sie nach einigen Monaten mit dem schmerzlichen Trost im Herzen verlassen, daß ihre geliebte Helene noch immer festen Auges und gläubigen Herzens „auf ihrem Posten“ stehe. Das Trauergewand wollte sie nie wieder ablegen, und von den Festlichkeiten der großen Welt zog sich die junge Witwe vollständig zurück. So lebte sie einige Jahre fast einzig der Pflege und Erziehung ihrer geliebten Kinder. Von deren Entwicklung und Fortschritten schrieb sie in all ihren Briefen. Dem kleinen Grafen von Paris die Schüchternheit zu benehmen, entschloß sie sich endlich, auch wieder etwas hervorzutreten. Um ihrer Kinder willen lernte sie von neuem zu lächeln.

Als Vormund der verwaisten Knaben war deren Oheim Herzog von Nemours ernannt worden, an dessen Gattin, Prinzessin Viktoria, Tochter des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, die Witwe Helene eine besonders treue Freundin fand. Sie entwarf die Studienpläne für ihre Söhne und wachte mit peinlicher Genauigkeit über deren Ausführung.

Ihre Kraft schien zu wachsen mit der Größe ihrer Aufgaben, dennoch weilten ihr Sinnen und Sehnen mehr in den Regionen der Seligen als auf irdischem Boden. Frühzeitig schon hatte sie ein Verständnis für Dantes „Göttliche Komödie“ gewonnen und sich dann gern in das Altargemälde des deutschen Malers Peter Cornelius, das dieser zu

Paris für die Ludwigskirche malte und auf die Dichtung zurückführte, vertieft. Religiöse Stoffe der bildenden Kunst zogen sie jetzt nur noch mehr an, und so besaß sie das feinste Empfinden für die Gemälde Ary Scheffers. Zu seinem Bilde des St. Augustin, das zugleich des Heiligen Mutter Monica in einer überirdischen Verklärung darstellte, erhob sie andachtsvoll ihre Augen. Eine Mutter wie jenes erhabene Vorbild christlicher Frauen hätte sie sein mögen.

So war das verhängnisvolle Jahr 1848 herangekommen. Überall regte sich im Volke der Geist der Unzufriedenheit. Als Helene von den Bewegungen in Deutschland gehört, hatte sie ihrem niemals vergessenen ersten Lehrer Professor von Schubert geschrieben: „Gott wolle den deutschen Sinn in seiner Reinheit aus all diesen Wirren wieder hervorgehen lassen und dem deutschen Volk den Genuß derjenigen Freiheiten schenken, welche zum Fortschritt des Geistes und der Wahrheit in unserer Zeit förderlich sind." Daß der Boden unter ihren eigenen Füßen schwankte, ahnte sie kaum.

Ludwig Philipp, „der König der Franzosen", wie man ihn ursprünglich nach der Julirevolution 1830 betitelte, war ja ein liberaler Fürst. Allerdings hatte sich das Fehlen seines freimütigen klugen Beraters fühlbar gemacht und waren politische Fehler von ihm begangen worden, die ihn der Gunst des Volkes beraubten. Hatte er ganz Paris mit Festungswerken umschlossen, war er acht Meuchelmordversuchen wider seine Person wie durch ein Wunder entgangen, so sollte doch der Tag kommen, wo er erfahren mußte:

Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn.

Die Familie des Königs wandelte an einem Abgrund, ohne es zu bemerken. Nur einige wenige sahen das Ereignis voraus, unter ihnen ein paar bekannte deutsche Schriftsteller. „Unter zehn Menschen, die man reden hört", schrieb Devrient in Briefen aus Paris, „ist gewiß nur einer, der dem Könige und dem Prinzip der Mäßigung anhängt. Das Königshaus hat überhaupt eine ganz wunderliche isolierte Stellung. Jedermann gesteht dir die großen geistigen Eigenschaften des Königs willig zu, läßt seinem Mute, seiner Ausdauer volle Gerechtigkeit widerfahren; die Königin ist ihnen la femme la plus respectable; daß die Prinzen sich überall brav gezeigt, stellt niemand in Abrede; von der Herzogin von Orleans ist man enchantiert — dennoch ist das

Königshaus nicht geliebt, und nach allem, was ich hier sehe und höre, scheint mir das Königtum in Frankreich allen Boden verloren zu haben."

Ähnliche Urteile fällten Karl Gutzkow und Heinrich Laube.

In dem Kreise seiner sorglosen Familie las der König zu jener Zeit „Die Girondisten" von Lamartine vor und versetzte sich damit in die Schreckenszeit seiner Jugend zurück. Dem aufregenden Werk des Schriftstellers fügte er eigene Schilderungen hinzu. Das war wahrlich nicht geeignet, den Mut zu beleben. Und der Mut fehlte ihm, als am 24. Februar der Schrecken einer neuen Revolution über ihn und sein Haus hereinbrach und die es umdrohenden Gefahren zu einem schnellen Entschluß drängten.

Die Nacht, die dem Tage voranging, war furchtbar gewesen: Die Glocken läuteten Sturm, Kanonendonner erschütterte die Luft; ganz Paris war in Aufruhr. Der Morgen fand die ganze Familie in den Tuilerien im Zimmer des Königs versammelt. Niemand wußte, was kommen werde. In der Frühe bestieg der König noch einmal sein Roß und nahm über die Nationalgarde, die im Hofe des Palastes und auf dem Carrouselplatze Aufstellung genommen hatte, eine Revue ab. Als er aber hörte, daß das „Vive le roi!" nur vereinzelt, „Vive la réforme!" mehrstimmig erschallte, kehrte er in bedrückter Stimmung zurück und gab es auf, sich zu dem Befehl einer entschiedenen Verteidigung, die ihn noch hätte retten können, aufzuraffen. Die Königin und Helene von Orleans wußten es nicht zu fassen und waren auf das bitterste enttäuscht, als sie seine Erklärung vernahmen: „Ich danke ab."

Helene warf sich, in Tränen ausbrechend, vor ihm nieder, küßte seine Hände und beschwor ihn, von diesem Gedanken zu lassen. Umsonst! — Ludwig Philipp begab sich in sein Kabinett, wohin ihm die Seinigen angsterfüllt folgten. Dort setzte er sich an seinen Schreibtisch und warf die Abdankungsurkunde auf das Papier. Er entsagte der Krone zugunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, und schloß mit dem Wunsche, daß derselbe der großen Aufgabe, zu der dieser Tag ihn verpflichte, gewachsen sein möge.

„Möge er seinem Großvater gleichen!" rief die Königin tiefbewegt aus, als Ludwig Philipp die Urkunde mit fester Stimme verlas. Auch in diesem erschütternden Augenblick sah die fromme Frau in ihrem Gatten den bewundernswürdigen Helden. Zögernd legte er noch Orden

und Degen auf den Tisch nieder, bot dann der Königin seinen Arm, um mit ihr das Schloß zu verlassen.

An der Schwelle seines Kabinetts wandte er sich noch einmal an die Herzogin, die ihm mit den anderen Damen folgen wollte, „Helene, du bleibst!“ sagte er.

Sie hatte sich noch nicht in ihre neue Lage, die ein Federzug von des Königs Hand entschieden, zu finden gewußt, warf sich ihm von neuem zu Füßen und flehte ihn an, sie und ihre Kinder mit sich zu nehmen.

„Nein, Helene“, erwiderte der König mild, aber fest, „das Gesetz verleiht die Krone meinem Enkel, und du, seine Mutter, mußt die Regentschaft für ihn übernehmen.“

Schluchzend neigte die Herzogin das Haupt und blieb auf ihren Knieen liegen, bis die Königsfamilie das Zimmer verlassen hatte.

Man hörte die Wagen davon rollen. Die Fenster des Schlosses erklirrten von fernen Kanonenschüssen. Einsam zurückgeblieben, hielt die Herzogin ihre zitternden Knaben an das Herz gedrückt. Da trat Dupin, der frühere Präsident der Deputiertenkammer, herein. Die Herzogin eilte ihm entgegen: „Was haben Sie mir zu sagen?“ rief sie angstvoll.

„Ich habe Ihnen zu sagen, Madame“, erwiderte Dupin in festem Tone, „daß Ihnen die Rolle einer zweiten Maria Theresia zugedacht ist.“

„Dann müssen Sie mein Ratgeber sein, Dupin“, sprach die Herzogin, indem plötzlich ein schönes Feuer in ihren Augen erglühte. „Sagen Sie mir, was zu tun ist; mein Leben gehört der französischen Nation und meinen Kindern.“

„Gut, Madame, es ist kein Augenblick zu verlieren. Folgen Sie mir in die Deputiertenkammer.“

Jetzt öffnete sich die Tür, und der Herzog von Nemours, dem die brüllende Menge draußen die Regierung des Landes anbot, trat herein. Durch wenige Worte Dupins verständigt, bot er Helene seinen Arm, und man machte sich auf den Weg. Die Herzogin führte den kleinen Grafen Paris an der Hand. Ein getreuer Freund folgte mit dem Herzog von Chartres auf seinen Armen, Nemours hatte sich in die große Generalsuniform geworfen, nachdem er seine Gattin mit den Kindern glücklich hinausgeleitet. Jetzt war er gekommen, mit allen seinen Kräften einzustehen für die Rechte dieser verwaisten Knaben, dieser

hilflosen Frau an seiner Seite, ein herrliches Vorbild der Treue gegen den verstorbenen Bruder!

In der Deputiertenkammer war es indessen stürmisch hergegangen. Ein Teil der Abgeordneten verlangte den Grafen von Paris zum König und seine Mutter als Regentin. Man trug Lamartine bei dieser neuen Regierung einen Ministerposten an, der — sozusagen — die eigentliche Herrschaft in sich begriff.

Ein anderer Teil der Deputierten hielt an der Partei des Herzogs von Nemours fest und verlangte ihn als Regenten für den minderjährigen König. Die dritte Partei wollte eine provisorische Regierung von fünf Männern eingesetzt, die Königsfamilie aber ganz und gar entfernt wissen.

Soeben hatte Lamartine in einer langen begeisterten Rede das Anerbieten seiner Mitbürger dankend abgelehnt und zu beweisen gesucht, daß nur einzig die Republik eine für Frankreich geeignete Regierungsform sei, da betritt ein Offizier eilig den Saal und flüstert dem Präsidenten, Herrn Sauzet, einige Worte ins Ohr.

Tiefes Schweigen lagert sich plötzlich auf die eben noch so bewegte Versammlung, und in gespannter Erwartung richten sich aller Blicke nach dem Eingang des Saales.

Die breite Flügeltür gegenüber der Tribüne öffnet sich, und es tritt eine junge, in tiefe Trauer gekleidete Frau herein. Ihr halb über den Hut zurückgeworfener Schleier läßt ein Antlitz sehen, dessen Jugend und Schönheit durch den Ausdruck mächtiger Erregung noch erhöht wird. An ihren bleichen Wangen glänzen Tränen, sie blickt mit einer Art schüchternem Flehen umher, und unter all diesen wetterharten Männern ist nicht einer, der nicht bei diesem Anblick in Rührung erzitterte. „Die Herzogin!“ „Es ist die Herzogin von Orleans!“ flüstert und summt es durch alle Räume des Saales, und plötzlich bricht ein Donnersturm des Beifalls los.

Leichte Röte flammt auf im Antlitz der Herzogin, mit ihren sanften blauen Augen überblickt sie die Versammlung, verneigt sich dankend und schreitet, an jeder Hand einen ihrer Knaben, zu dem Fuße der Rednertribüne, wo drei Fauteuils für den hohen Besuch hingestellt werden.

Tiefe Stille herrscht nunmehr im Saal; man scheint eine Ansprache zu erwarten. Wer aber ist berufen, das Wort zu ergreifen? — Das mißliebig gewordene Ministerium Guizot war gestürzt; Thiers hatte die

an ihn ergangene Berufung abgelehnt; ein neues Ministerium war noch nicht gebildet, ein Minister konnte demnach nicht das Recht der Krone vertreten. — Da erhebt sich ein Deputierter aus der Bretagne und verlangt, daß Herr Dupin das Wort bekomme.

Das war gut gemeint, mußte aber die Opposition herausfordern; galt doch Dupin für einen persönlichen Freund und Vertrauten des Königs. „Ich habe das Wort nicht verlangt", sagt er zögernd, indem er die Tribüne besteigt. Zunächst verkündet er der Kammer die Abdankung Ludwig Philipps und, nachdem er etwas Stimmung für sich gewonnen, fährt er fort:

„Meine Herren, diese für den neuen König und für die Frau Regentin so kostbaren Zeichen von Anhänglichkeit sind nicht die ersten, die sie willkommen geheißen haben. Die Herzogin von Orleans hat zu Fuß die Tuilerien verlassen und den Eintrachtsplatz durchschritten, umgeben und geleitet vom Volke, das ihrer Regentschaft zujauchzte. Da sie nun nach den Regungen ihres tiefsten Herzens die Verwaltung so zu beginnen gedenkt, daß einzig das öffentliche Wohl, der Wunsch der Allgemeinheit und der Ruhm und das Glück Frankreichs ihr Augenmerk sein werden, so beantrage ich, daß man Akt nehme von dem Vertrauen und dem Beifall, mit dem man ihrer Regentschaft entgegenkommt."

Nach diesen Worten fängt man an, in dem Vorgehen eine Komödie zu sehen; die Zustimmung schwächt sich ab, nur einige Beifallsrufe lassen sich hören; die Sache des Königtums beginnt von neuem zu wanken.

Sauzet macht einen Versuch, den ersterbenden Funken der Begeisterung wieder anzufachen: „Meine Herren", nimmt er das Wort, „es scheint mir, daß ihr einstimmiger Zuruf" — — —

Man läßt ihn nicht ausreden. Ein ungewohnter Lärm erschallt. Die Tür zur Linken der Rednertribüne erdröhnt unter Kolbenschlägen. Nationalgardisten bemühen sich vergeblich, andrängendes bewaffnetes Volk zurückzuhalten, und endlich wälzt sich die Menge in den Saal. Der Herzog von Nemours, der hinter dem Fauteuil der Herzogin gestanden hatte, tritt schützend vor sie hin. Man schreit ihn an und sucht auch ihn zurückzudrängen, darauf umringen einige Deputierte die Glieder des Königshauses, um mit ihrem Körper ein Bollwerk für die Prinzessin zu bilden.

Ein neuer Redner meldet sich zum Worte, Herr Odilon-Barrot.

Sein Antlitz ist marmorbleich, seine Augenbrauen sind zusammengezogen, sein Auge leuchtet in düsterem Feuer. Niemand kann an der Gewissenhaftigkeit, an der Entschlossenheit dieses Mannes zweifeln, der sich wohl bewußt scheint, wie die Worte, die er jetzt sprechen wird, den Inhalt seines ganzen Lebens klar legen und dieses Leben aufs äußerste gefährden werden.

„Mitbürger", spricht er, „nie haben wir mehr kaltes Blut und Vorsicht nötig gehabt, als in diesem Augenblick. O, möchtet ihr doch alle in einem Punkt einig sein, in dem Streben, das Land vor der fluchwürdigsten aller Geißeln, vor dem Bürgerkriege zu retten! Unsere Pflicht ist uns genau und deutlich vorgezeichnet. Sie ist so einfach, daß man blind sein muß, um sie nicht zu erkennen. Sie wendet sich an das edelste und hochherzigste Gefühl der Nation, sie wendet sich an ihren Mut und ihre Ehre. Seht da, ihr Freunde, die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes. Schützt dieses Kind; das ist alles, was euch Pflicht, Ehre und Gewissen vorschreiben in dieser ernsten Stunde!"

Das Zentrum der Versammlung, wo die Freunde der Dynastie sitzen, begrüßt diese Worte mit rasendem Beifall. Der Herzog von Nemours sagt seiner Schwägerin ein paar Worte und drückt ihr einen Zettel in die Hand. Die Herzogin wirft einen Blick darauf und erhebt sich, um zu danken, und der Graf von Paris folgt einem Winke seiner Mutter, um sich ebenfalls zu erheben und dorthin zu verneigen, von wo die begeisterten Zurufe erschollen waren. Sie bewegt das Papier in der Luft und begehrt zu den Repräsentanten des Volkes zu sprechen.

Noch ein Gegner des Hauses Orleans erhebt seine Stimme, ehe man die zarte Frau im Kreise der Männer vernommen, und er endet, indem er sich ihren Anhängern zuwendet, mit dem verächtlichen Wort:

„Jetzt seid ihr nichts mehr!"

Republikaner gewinnen mehr und mehr Boden, in dem, was sie reden; da erhebt sich neues verworrenes Geräusch vor den Pforten, Waffengeklirr, Geschrei und Verwünschungen. Alle Anwesenden erheben sich bestürzt, und gleich einer verheerenden Flut stürmt der Pöbel durch die geborstenen Türen. Männer mit aufgestreiften Ärmeln, Bajonette, Säbel, Eisenstangen und zerrissene Fahnen über ihren Köpfen schwingend, drängen mit Gewalt auf den Halbkreis der wenigen tapferen Männer zu, die sich noch um die Herzogin geschart haben. Ihr Anführer Lagrange springt auf eine Bank und ruft mit Donnerstimme:

„Nieder mit der Regentschaft. Republik wollen wir haben, Republik!“ — Ihm folgt Ledru-Rollin. „Seit zwei Tagen schlagen wir uns für unser Recht“, ruft er; „dreitausend Brüder liegen tot da draußen. Ich protestiere gegen jede, wie immer heißende Regentschaft, ich protestiere im Namen dieser Opfer gegen jede Usurpation!“

Bei diesen Worten stürzt ein Metzgergeselle mit blutiger Schürze, ein großes Schlachtmesser in der Hand schwingend, gegen die Stufen, welche zum Sitze der Herzogin führen.

„Da muß ein Ende gemacht werden!“ brüllt der Wütende. Herr von Morney, ein Mann der Opposition, aber hochherzig und unerschrocken, hält den Fleischer am Arm zurück. Die Deputierten versperren ihm den Weg, und es gelingt, ihn zu entwaffnen. Aber neue Scharen stürzen herein, Gewehrfeuer knattert. Die wenigen Braven, die noch bei der Herzogin stand gehalten haben, werden mit fortgerissen. Die unglückliche Frau und ihre Kinder geraten in das Gedränge der Stürmer. Mit knapper Not entgeht sie, sowie die Kinder dem Tode des Erstickens, des Zermalmtwerdens. Zuletzt drängt man sie besinnungslos an eine Glastür, deren Scheiben in Splitter gehen. Da, endlich haben sich einige ihrer Beschützer wieder bis zu ihr durchgekämpft; man schleppt die Bewußtlose durch jene Glastür in den Garten und von da nach dem Palais des Präsidenten.

Welch ein Erwachen sollte es sein, als sich die Bedauernswerte von ihren Kindern getrennt sah! — In Verzweiflung ausbrechend, wollte sie wieder nach dem Schreckensorte zurückeilen, aber da trug man den Grafen von Paris schon gerettet herbei. Lebensgefahren, in denen die Kinder geschwebt, und die schon in der Vorstellung ein Mutterherz in seinem tiefsten Grunde hätten erbeben lassen, waren beide glücklich entrissen.

Der Herzog von Nemours war nur wie durch ein Wunder den Wütenden entkommen.

Die Männer: Dupont, Arago, Marie, Garnier-Payès, Ledru-Rollin, Cremieux und Lamartine, dessen Geschichte der Revolution von 1848 hier unserer Schilderung zugrunde liegt, vereinigten sich endlich, um eine provisorische Regierung zu bilden. — In dem Augenblick, als Helene bewußtlos aus der Deputiertenkammer getragen wurde, verlosch die letzte Hoffnung für die Dynastie der Orleans. Dessen ungeachtet erhielt sich die persönliche Sympathie für die edle Frau selbst inmitten des blutigen Getümmels. Als die Plünderer der Tuilerien an

den Pavillon Marsan, die Wohnung der Herzogin, kamen, stellten sie aus ihrer Mitte Wachen auf und schrieben mit Kreide in Riesenbuchstaben an die Türen: „Kirchengut". „Unverletzlich." Während im übrigen Schlosse kein Möbelstück ganz blieb, konnte die Herzogin später ihre Kammerfrau, Kleider und Wäsche zu holen, nach dem Pavillon Marsan entsenden, wo dieselbe alles in dem Zustande wiederfand, wie man es bei der Flucht verlassen hatte.

Der nächste Aufenthalt der Flüchtlinge war das Invalidenhotel. Von dort begaben sie sich nach dem Palais des Grafen Anatole von Montesquiou, dessen Sohn Léon den Flüchtigen bald darauf, um sie besser zu sichern, in seinem Schlosse Bligny unweit von Paris Aufenthalt bot. Als sie in dunkler Nacht des Grafen Wagen über Barrikaden dahintrug, erregte das Gefährt Verdacht, und eine bewaffnete Schar befahl dem Kutscher, zu halten. Dieser aber — einer der getreuen Edelleute selbst — hieb nur um so heftiger in die Pferde ein, und während die Kugeln der Blusenmänner hinterher pfiffen, jagte er in gestrecktem Galopp zur Stadt hinaus. Bei Fortsetzung der Reise in der Nacht zum Sonntag des 27. Februar hinderte ein strömender Regen in Versailles ihr Erkennen. Das Verbleiben in Frankreich, auf das die Herzogin zuerst noch gehofft, wurde von Stunde zu Stunde gefährlicher. Auf der Eisenbahn, mit der sie über Lille weiterreiste, befanden sich im Nebenabteil die Abgesandten von Paris, die in den nördlichen Departements die Republik ausrufen sollten. — So verließ die Herzogin von Orleans das Land, dessen Krone ihr zugedacht war, um es nie im Leben wieder zu betreten.

Als sie in Veviers belgischen Boden erreicht hatte, durfte sie sich im Gefühl der Sicherheit Rast gönnen. Von hier schrieb sie an ihre geliebte Mutter, nach der sie sich sehnte. Sie unterzeichnete jenen Brief als: „Gräfin Dreux", wie sie sich nach der Familiengruft der Orleans, wo Herzog Ferdinand seine letzte Ruhestätte gefunden, zu nennen beliebte.

Die siebzigjährige Greisin war bereits unterwegs, sie zu suchen und traf endlich am 8. März in Ems mit ihr zusammen. Welch ein schmerzliches Wiedersehn! — — — Glücklicherweise hatte sie in all den Lebensprüfungen eins nicht verloren, das Gottvertrauen. Es gab keine Menschenklasse und kein Land, in dem sie persönliche Feinde besaß. Von den verschiedensten deutschen Höfen wurde der Verbannten freundlichst ein Asyl angeboten. Sie wählte Eisenach aus, wo ihr der

Großherzog, ihr Oheim, einen Teil des Schlosses zur Verfügung stellte. Hier war sie in einem gewissen Sinne wiederum in eine „Friedensburg", wie das Haus, in dem sie ihre Jugend verlebte, gern genannt wurde, zurückversetzt. Schlichte deutsche Einfachheit trat an die Stelle des prunkvollen Luxus, den sie in den Schlössern von Frankreich kennen gelernt, und das historische Weltbild verblaßte hinter dem Stillleben einer geräuschlosen Gegenwart. Gleich jener heiligen Elisabeth auf der Wartburg, an die das Thüringerland dauernde Erinnerung bewahrt, konnte sie hier als gütige Wohltäterin leben.

Es war ihr ein Trost, sich mehr denn je der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Da sie die Hoffnung auf eine günstige Wendung der Verhältnisse nie ganz aufgeben mochte, so wollte sie den Grafen von Paris wenigstens so erziehen, daß sein Haupt einer Krone würdig sei.

Sie beklagte, daß er keinen Sinn für Musik habe; denn sie liebte die Musik und insbesondere die Kunst Ludwig Beethovens. Ja, sie war nicht nur eine vorzügliche Klavierspielerin; selbst in der Tondichtung hatte sie sich versucht, wie es durch das Stück „Carmes d'exil, rêverie musicale de la Duchesse d'Orleans" bekannt ist. So schrieb sie ja auch die Verse:

„Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Vertraulichkeit;
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele tausend Herzen hoch erfreut."

Vor einer Reise nach England zur Firmelung des Grafen von Paris besuchte sie noch einmal ihre mecklenburgische Heimat, herzlich empfangen von ihrer Schwägerin Alexandrine, die inzwischen ihren Vater, König Friedrich Wilhelm III., und ihren Gemahl verloren hatte. Großherzog Paul Friedrich, der über ihre Herzenswahl so erzürnt gewesen und den Fall des Hauses Orleans vorausgesehen hatte, konnte ihr nicht mehr die Hand zur Versöhnung bieten, und mit dem stolzen Gefühl, daß er unrecht gehabt habe, konnte die Tiefgebeugte nicht zu seinem Denkmal in Schwerin aufblicken.

In England hatte der entthronte König Ludwig Philipp und seine treue Gemahlin bekanntlich freundliche Aufnahme gefunden und sein Enkel sollte in derselben Kapelle, wo er als verbannter Prinz seine Andacht gehalten, im Kreise der Familie die Weihe des ersten Abendmahles empfangen. Auch hier gab es ein Wiedersehn, das neben der

Freude schmerzliche Empfindungen brachte. Im weiteren Wechsel der Tage des Jahres 1850 folgte ein herzbewegender Trauerfall dem andern. Helenens geliebte Schwägerin Luise, die edle Königin der Belgier, verschied bald nach der Konfirmation des Grafen von Paris, und Ludwig Philipp folgte der Tochter am 26. August in den Tod. Dem Verscheiden des gütigen Oheims in Weimar folgte das des Schwagers in Altenburg.

„Halten wir nun doppelt fest zusammen, nach dem militärischen Kommandowort, das an einem Schlachttage ausgegeben wird, der viele Opfer gefordert hat:

„Serrons les rangs!" schrieb Helene in einem Gefühl von Bitterkeit und Ergebenheit an ihre Freundin Bontems.

Der schwerste Schlag, der sie noch treffen sollte, wurde ihr ein Jahr nach diesen Todesfällen bereitet. Der Staatsstreich vom 2. Dezember, durch den sich Napoleon III. der Krone Frankreichs bemächtigte, traf sie wie ein niederschmetternder Blitz. Damit waren all die vom Mutterherzen in verborgener heißglühender Sehnsucht gewahrten Hoffnungen plötzlich vernichtet.

„Alles tut mir weh", schrieb sie einer Freundin, „selbst die stille Ergebung unserer anbetungswürdigen Königin. Es erregt mich, sie nicht ebenso empört zu sehen, wie ich es bin. Sie — hat für alles ein Wort der Entschuldigung, des Trostes, ich — o mein Gott, ich kann keines mehr finden!" —

Allerdings lag es in ihrem gottesfürchtigen Gemüt, sich endlich doch zu beruhigen. „Ach, es ist recht demütigend in die Tiefen seines ‚Selbst' zu sehen", schrieb sie vierzehn Tage später. „Ich habe hineingeblickt und gefunden, daß nichts darin herrschte, als der brennende Ehrgeiz einer Mutter. Da ging mir plötzlich ein Leuchten auf, wie völliges Losreißen vom nichtigen Irdischen. Und jetzt wohnt wieder mein Gott in der Tiefe meiner Seele, ich fürchte mich nicht mehr hinabzublicken, um ihn darin zu suchen."

Als nach England, wo sie damals noch weilte, die Kunde kam, daß Louis Napoleon die Konfiskation der Güter des Hauses Orleans anbefohlen habe, fühlte sie sich wenig davon berührt. Ihre Klagen waren verstummt. Aber all die Ereignisse, die über sie hereingebrochen waren, hatten den Lebensnerv so ergriffen, daß die Kräfte zu versagen begannen. Auf Anraten der Ärzte sollte die trübe Nebelatmosphäre

Englands mit der erquickenden Höhenluft der Alpen gewechselt werden. Und die Herzogin freute sich, daß sie jetzt ihren Söhnen die erhebenden Gefühle bereiten sollte, die sie in ihrer Kindheit beim Anblick der majestätischen Berge empfunden.

In Lausanne schien ihr nochmals ein folgenschweres Unglück zu drohen: Der Reisewagen glitt in das Wasser. Die in allen körperlichen Übungen gewandten Brüder retteten sich durch ihre Schwimmkunst, aber die Mutter war anscheinend in die Fluten versunken. Da entdeckten die entsetzten jungen Prinzen ihr über den Wellen schwimmendes braunes Haar und ihren vereinigten Anstrengungen gelang es die Mutter zu retten.

In die beseligende Freude wiedergewonnenen Lebens mischte sich leider der Schmerz einer körperlichen Verletzung, von der erst nach Wochen die Heilung erfolgte.

Einer vom Herzog von Nemours angestrebten Verbindung mit dem Haupte der Bourbons gegenüber verhielt sich die Herzogin ablehnend. Sie war viel zu sehr von dem Glauben an das Recht der Orleans durchdrungen, um noch dem Grafen Chambord huldigen und der Ansprüche auf den Thron Frankreichs zu gunsten des Legitimisten entsagen zu können. Als Mutter meinte sie einzig das Recht ihres Sohnes wahrnehmen zu müssen.

Am Krimkriege nahmen sie und ihre Söhne lebhaften Anteil. Von „unserer Armee" und „unseren Truppen" sprachen die Verbannten und was die kämpfenden Franzosen betraf, das fühlten sie mit. Der Kampfplatz, jedes Fort um Sebastopol, jede Stellung der Armee stand den Prinzen vor Augen. Am Teetisch zu Eisenach wurde eifrig Scharpie gezupft und die Herzogin fühlte sich dabei tätig im Dienste der Menschheit, für die in umfassenderer Weise auf dem Throne wirken zu können sie einstmals gehofft hatte.

„Geben und immer geben, das ist der einzige Luxus, den sie sich erlaubt", schrieb eine englische Dame, die sie in ihrem häuslichen Walten beobachten konnte.

In Eisenach hatte die Bevölkerung, so oft sie nach ihren Reisen dorthin zurückgekehrt war, ihre Pfade mit Blumen bestreut, dennoch zog es sie immer wieder nach dem Asyl des Hauses Orleans in England. Gemeinsames Leid schlingt um vornehme Naturen ein sehr festes Band und das Alter der viel geprüften Königin-Mutter gemahnte an den Tag des Endes allen irdischen Daseins. Zwischen Claremont, wo die hohe

Frau ihren Wohnsitz hatte, und Twickenham, dem Besitztum des Herzogs von Aumale, wohnte sie in einem Landhause des Fleckens Richmond.

Hier erfüllte sie im November 1857 der plötzliche Tod ihrer geliebten Schwägerin Viktoria, Herzogin von Nemours mit tiefer Trauer. Wieder hatte der Tod unerwartet angepocht und wiederum kam über Helene das Sehnsuchtsgefühl nach den Gefilden der Seligen. Da mahnte sie eine schwere Erkrankung ihres jüngsten Sohnes des Herzogs von Chartres an das Recht der Jugend auf dieses Leben mit seinen Kämpfen und Freuden und das Mutterherz bebte und meinte, ihn von Gott losbitten zu müssen. Wider Erwarten genas der achtzehnjährige Prinz, aber in die gequälte Brust der Herzogin hatte sich inzwischen der Todeskeim gesenkt. Während der Sohn sich vom Krankenlager erhob und die Lenzluft von neuem genießen konnte, sank die Mutter darauf hin. In wenigen Tagen des Maimonds 1858 erlosch ihre letzte Kraft und am Abend des 17. Mai endete ein sanfter Schlummer den Leidensweg, auf den so viel Tränen gesäet, auf dem so viel Hoffnungen enttäuscht und so viel Enttäuschungen mit der Heldenkraft der Seele überwunden waren.

Nur Worte der Fürsorge und Güte hatte sie noch am letzten Tage gesprochen, ihre Träume aber hatten die Bilder ihrer Toten erfüllt und leise hatte sie geklagt: „Alle, alle begraben in gekaufter Erde!"

Als die schmerzliche Kunde von dem Verscheiden der Herzogin von Orleans in die Welt drang, versäumte keines der öffentlichen Blätter ihr Andenken durch erhebende Worte der Trauer zu ehren. Wie frisch sich dasselbe während der zehnjährigen Verbannung in Frankreich erhalten hatte, das sollte die kaiserliche Regierung zu ihrer recht unangenehmen Überraschung erfahren, als im Mai 1858 mehr als 2000 Franzosen Pässe nach England verlangten, um dem Leichenbegängnisse der Herzogin Helene von Orleans beizuwohnen.

Rührend erzählt Ludwig Brunier, der über die mecklenburgische Fürstentochter ein Buch schrieb, wie dieses Leichenbegängnis ihrem ergebensten Verehrer, dem berühmten Maler Ary Scheffer, dem sie gewesen, was Vittoria Colonna dem genialen Michel Angelo war, den Tod bereitete.

Die edle Erbgroßherzogin Auguste, die ihr eine so liebevolle Mutter gewesen, erlebte noch die Tage, wo auch die Herrschaft Napoleons III in Frankreich ihr Ende gefunden hatte. Im 96. Lebensjahre folgte sie am 1. April 1871 ihrer Helene in den ewigen Frieden.

Clara Schumann.

(Geb. 1819, gest. 1896.)

Ein Lebensbild von Dr. Viktor Joß.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tauchten nacheinander Mendelssohn, Chopin, Liszt, Thalberg, Kullak, Döhler u. a. als leuchtende Gestirne am musikalischen Horizonte auf und beherrschten eine Zeitlang das gesamte tonkünstlerische Leben. Neben dem rauschenden Ruhm, mit dem sie die Welt erfüllten, muten die Namen selbst eines Kalkbrenner, Moscheles und Herz wie der matte Nachklang einer weit zurückliegenden Epoche an. Und doch vermochte sich neben ihnen ein „bleiches, geistig-blickendes, schmächtiges" Mädchen in Ehren zu behaupten: Clara Wieck, die Tochter und Schülerin des vortrefflichen Musikpädagogen Friedrich Wieck. Ihr Spiel muß faszinierend gewesen sein, von einer Innigkeit und Wärme des Ausdrucks, von denen wir uns heute kaum mehr eine rechte Vorstellung machen können. Schillers Satz vom Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flechte, gilt von den Vertretern der reproduzierenden Kunst überhaupt und findet auch auf Clara Schumann-Wieck seine Anwendung. Aber die große Künstlerin hat im Gefühl der Würdigsten und Besten ein lebend Denkmal sich erbaut; sie hat den Besten ihrer Zeit genug getan und drum gelebt für alle Zeiten: keine Geringeren als Goethe und Grillparzer fühlten sich von der Kunst der jugendlichen Pianistin mächtig ergriffen und zollten ihr aufrichtige Bewunderung. Ja selbst die Konkurrenten, unter ihnen Liszt, fanden der Lobesworte nicht genug. Letzterer äußert sich in einem Briefe aus Wien über Claras Spiel*):

„Ich hatte noch das Glück, die junge und höchst interessante Pianistin Clara Wieck kennen zu lernen, die im verflossenen Winter ebenso verdientes als außerordentliches Aufsehen hier gemacht hatte. Ihr Talent ent-

---

*) „Clara Schumann". I. Bd. Mädchenjahre (1819—1840). Von Berth. Litzmann. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

zückte mich: vollendete technische Beherrschung, Tiefe und Wahrheit des Gefühls und durchaus edle Haltung ist es, was sie besonders auszeichnet . . ."

Seit der Verbindung mit Robert Schumann erfuhr Claras künstlerisches Ansehen noch eine erhebliche Steigerung. Von da ab galt die Künstlerin als die unerreichte, gleichsam klassische Repräsentantin des Klaviervirtuosentums. Und dieses Bild hat sich auch der Nachwelt eingeprägt.

Clara Josephine Wieck wurde am 13. September 1819 zu Leipzig als die Tochter des Klavierpädagogen und Gesangstheoretikers Friedrich Wieck und seiner Gattin Marianne Wieck-Tromlitz, geboren. Das musikalische Talent hatte Clara von Vater und Mutter geerbt; denn auch diese, eine Kantorstochter, war von ungewöhnlicher Begabung und konnte sich, zumal nachdem sie den Unterricht ihres Gatten genossen, in den Leipziger Gewandhauskonzerten mit Erfolg hören lassen. Indes hatte das Kind an der Mutter keinerlei Stütze; es war kaum fünf Jahre alt (1824), als sich der Vater genötigt sah, von seiner Gattin sich scheiden zu lassen, worauf diese den Berliner Musiklehrer Bargiel, zu dem sie schon vorher in Beziehungen gestanden, heiratete.*)

Auch Wieck, dessen erster Ehe drei Kinder entstammten — außer Clara hatte ihm Marianne die Söhne Albin und Gustav geschenkt — schloß einen zweiten Liebesbund; nach dreijähriger Überlegung ehelichte er Clementine Fechner, die Tochter des Pastors Samuel Traugott Fechner, die Schwester des angesehenen Malers Eduard Fechner und des berühmten Philosophen Theodor Fechner. Obgleich Clementine bei ihrer Verehelichung erst 23 Jahre zählte, faßte sie doch die Pflichten, die ihr die neuen Verhältnisse boten, sehr ernst auf und ward dem Gatten eine ebenso zärtliche Lebensgefährtin, wie den Stiefkindern eine liebevolle Mutter.**)

Als Clara fünf Jahre alt geworden, setzte Wieck mit dem Musikunterricht ein. Das Mädchen ließ anfangs keinerlei Anzeichen einer Wundernatur erkennen, aber sie entwickelte sich unter dem wohltätigen

---

*) Sieh: „Der Musikpädagoge Friedrich Wieck und seine Familie." Von Dr. Viktor Joß. (Dresden, Oscar Damm.)

**) Auch der zweiten Ehe Wiecks entsprossen drei Kinder: Clemens, der bereits im zweiten Lebensjahre starb, Marie, die noch heute lebende hohenzollernsche Hof- und Kammerpianistin, und Cäcilie.

Einflusse der gediegenen, auf dem Prinzip der Individualitätsberücksichtigung fußenden Methode ihres Vaters in musikalischer Beziehung kraftvoll bewußt zur echten Künstlerin. Seit seiner zweiten Verehelichung betrieb Wieck die Ausbildung seiner Tochter mit großem Eifer, so daß Clara bereits im Alter von neun Jahren, am 20. Oktober 1828, als Pianistin öffentlich auftreten konnte: sie spielte in dem Konzerte, das die „Pianofortespielerin aus Graz in Steiermark", Caroline Perthaler, im Saale des Gewandhauses veranstaltete, mit Emilie Reichhold, gleichfalls einer Schülerin Wiecks, die Variationen von Kalkbrenner über einen Marsch aus Moses zu vier Händen. Der große Erfolg dieses Debuts veranlaßte den Vater, das Mädchen auch in der Komposition unterweisen zu lassen. Der Lehrer Richard Wagners, Kantor Theodor Weinlig, ward auch Claras erster Kompositionslehrer; später wurde das Mädchen von Krupsch und Heinrich Dorn in die Geheimnisse der Tonkunst eingeführt. In Leipzig hatte man anfangs das Talent der jugendlichen Künstlerin unterschätzt; doch wußte diese gar bald alle Zweifel zu zerstreuen: das Wiecksche Haus, das der Sammelpunkt der Leipziger musikalischen Welt geworden war, bot Clara wiederholt Gelegenheit, sich vor einem verständnisvollen Auditorium hören zu lassen, und überdies veranstaltete sie mehrere selbständige Konzerte, die ihren Namen und das Lob ihrer Kunst in die weitesten Kreise trugen. Auch Nicolo Paganini zählte damals zu den Bewunderern der jugendlichen Pianistin, die er in ihrer Heimatstadt kennen gelernt hatte.

Die erste Konzertreise unternahm Clara im elften Lebensjahr: Papa Wieck ging damals mit ihr nach Dresden, wo sie nicht nur öffentlich spielte, sondern auch den Soireen des Hochadels künstlerischen Reiz verlieh. Die Prinzessin Luise, Gemahlin des Prinzen Max, und Graf Baudissin luden sie zu sich und steigerten dadurch das Interesse des Publikums für die kindliche Virtuosin. In drolliger Weise berichtet Wieck in einem Briefe an seine Gattin über diesen Dresdner Aufenthalt:

„Es ist nicht zu beschreiben, welches Aufsehen Deine beiden Affen aus der Leipziger Menagerie hier machen. Daß Clara auch komponieren könnte, wollte niemand glauben, ebenso geriet alles in Entzücken, als sie über ein aufgegebenes Thema phantasierte. Man versichert uns, daß Deine beiden Affen das allgemeine Hof- und Stadtgespräch seien. Nur einige Anekdoten will ich Dir von Clara erzählen, z. B.: Gestern ladet sie der Graf Kospoth ein, nächsten Montag mit seiner Frau, welche zu den ersten Klavierspielerinnen

Dresdens gehört, vierhändig zu spielen. Sie antwortet: „Kommen will ich wohl, aber kann denn Ihre Frau auch spielen?“ „Ja wohl“, erwiderte er; „nun so führen Sie mich zu ihr, ich will ihre Bekanntschaft machen!“ Was ist das Mädchen abgeschmatzt worden; indessen es bekommt ihr, sie sieht wohler aus als je. Gestern spielten wir vierhändig in einer großen Gesellschaft; obgleich der Flügel sich ungewöhnlich schwer spielen ließ, brachte sie so gut als eben möglich die Variationen von Herz durch. Nach dem Schluß klatschte die ganze Gesellschaft. Sie stand ruhig und ernst auf und sagte: „Da klatscht Ihr nun, und ich weiß doch, daß ich schlecht gespielt habe“; ja sie weinte sogar. Das ist das einzige Mal, wo sie bis jetzt geweint hat.“

An diesen außerordentlichen Dresdner Erfolg schloß sich eine Ära des Ruhms, die den Pädagogen Wieck in nicht geringe Aufregung versetzte. Schon aus Dresden hatte er seiner Gattin geschrieben, er sei ängstlich, „daß die Ehren und Auszeichnungen auf Clara einen schlimmen Einfluß üben könnten“ . . . er sei „zu stolz auf ihre Anspruchslosigkeit und vertausche dieselbe um keine Ehre der Welt“. Dennoch aber setzte er die einmal begonnene Tournee, die dem großen Talent seiner Tochter und seinem musikpädagogischen Verständnis den verdienten Lorbeer bringen sollte, fort. In Weimar rief Claras Erscheinen eine förmliche Revolution unter den Pianisten hervor „und zwar ohne Kommunalgarde“, wie Wieck witzig berichtet. Konzertmeister Eberwein, dessen Sohn Klaviervirtuose war, und Hummel hatten es durchzusetzen verstanden, daß der jugendlichen Konkurrentin die angesuchte Bewilligung zur Veranstaltung eines Konzertes in der Kapelle und im Theater nicht erteilt wurde; doch der Adel stellte der Künstlerin nicht weniger als fünf Säle zur Verfügung und verhalf ihr zu einem Erfolge, der von ganz Weimar diskutiert wurde. „Die Aufnahme der Clara hier kann ich dir gar nicht beschreiben“, meldet Wieck seiner Gattin; „man nennt sie die Göttin des Klavierspiels.“ Den Glanzpunkt des Weimaraner Aufenthaltes bildete indes Claras und ihres Vaters Bekanntschaft mit Altmeister Goethe. In dem bereits erwähnten Schreiben*) berichtet Papa Wieck hierüber:

„Am Sonnabend Mittag 12 Uhr hatten wir eine Audienz bei Goethe, wo Clara zweimal gespielt. Was Goethe alles mit mir gesprochen, wie er die Clara aufgenommen, ihr selbst ein Kissen aus dem Vorsaal geholt und auf den Stuhl untergelegt — ja sogar sagte, Claras Spiel macht die Kom-

*) Sieh: „Friedrich Wieck, ein Lebens- und Künstlerbild“ von Adolf **Kohut**. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) S. 56, 57.

position vergessen, alles dies ausführlich mündlich, wenn uns der Allmächtige wieder in deine Nähe führt . . . . .

Soeben schickt Goethe der Clara sein Brustbild-Medaillon mit seiner Überschrift:

„Der geistreichen Clara Wieck.
Goethe."

In ihr Stammbuch:

„Zum freundlichen Erinnern des 9. Okt. 1831.
W. Goethe."

Für mich:

„Für die meisterliche musikalische Unterhaltung verpflichtet.
J. W. Goethe."

Von da ging's nach Kassel und Frankfurt a. M., wo man das Wundermädchen mit Beweisen der Verehrung geradezu überhäufte, und von Frankfurt nach Paris. Hier war Wiecks Schwager, der namhafte Maler Eduard Fechner, bemüht, das öffentliche Interesse für die Kunst seiner jugendlichen Nichte zu erwecken. Er führte die halbwüchsige Virtuosin und ihren Vater in die ersten Kreise ein und machte in der Gesellschaft für die „jeune pianiste allemande, âgeé de 12 ans" eine ausgiebige, wirksame Propaganda, die indes beinah überflüssig erscheinen muß; der große Alexander von Humboldt, Mendelssohn, Meyerbeer, Chopin, Herz u. a. waren von Claras Spiel bezaubert, und Kalkbrenner, der sich damals in der französischen Hauptstadt noch eines bedeutenden Rufes als Klavierspieler erfreute, äußerte sich über sie in den schmeichelhaften Worten: „C'est le plus grand talent!" Clara spielte in einem öffentlichen Konzert und in mehreren Soireen. Doch die Choleraepidemie zwang sie, Paris vorzeitig zu verlassen, und so finden wir sie nicht lange darnach wieder in Leipzig, mit dem Studium der Meisterwerke Bachs und Beethovens beschäftigt. Der gewissenhafte Vater, der einen besondern Scharfblick für neue Erscheinungen besaß und im Gegensatze zur Rückständigkeit seiner zeitgenössischen Landsleute dem Fortschritt huldigte, wies indes seine Tochter auch an, den Tondichtungen Chopins und des jungen Schumann ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Mit diesem Repertoire trat dann die geniale Pianistin ihre neue Konzerttournee an.

Zunächst wandte sie sich nach Magdeburg, dann nach Berlin, Hannover, Prag und Wien, überallhin von ihrem fürsorglichen Vater und Lehrmeister begleitet. In Hannover nahm der Komponist Heinrich Marschner sich der jungen Kollegin wärmstens an, und seine Bemühun-

gen wurden durch den Enthusiasmus, den Claras Spiel überall erweckte, hinlänglich belohnt. Trotzdem der Tondichter auf eine Anfrage hin Wieck mitgeteilt hatte, daß sich der Hof seit einiger Zeit Künstlern gegenüber reserviert verhalte, gelang es Clara doch, die Gunst der Prinzessin Auguste von Hannover in so reichem Maße zu erringen, daß die hohe Frau die Künstlerin an die Prinzessin Charlotte von Hessen weiter empfahl. Das originelle Briefchen*) lautet:

„A Son Altesse Royale, Madame la Princesse Guillaume de Hesse, née Princesse de Danemarck à Copenhague.

Han., den 7. Febr. 1835.

Beste Lotte! Du weißt, ich komme nicht gerne und nicht oft mit Rekommandationsbriefen, allein diese Clara Wieck ist solch ein ausgezeichnetes Talent, daß Du es mir gern vergeben wirst, wenn Du sie hörtest! Ich bitte Dich auch nur, sie zu rekommandieren bei dem König und Deinen Brüdern, da sie herrlich Klavier spielt; hier stellt man sie über Moscheles, sie ist charmant und Vergnügen muß sie machen, also bestes Lottchen sei ihre gütige Beschützerin, darum bittet Dich Deine treueste Auguste. Du selbst brauchst nichts für sie bei dir zu geben, da sie teuer ist, seulement votre protection ma chère.“

Die größten Triumphe feierte die Kunst der jugendlichen Klaviervirtuosin in Wien: hier gab es keinen Musiker, den Claras poesievolles Spiel nicht begeistert hätte. Ihr Vortrag der Beethovenschen f-moll-Sonate erregte allgemeine Bewunderung, und selbst eine Künstlerin von der Bedeutung der Baronin Erdmann, die fast ein Vierteljahrhundert als berufene Beethoveninterpretin galt, äußerte sich, wie der alte Wieck hochbeglückt seiner Gattin berichtet, diese Sonate sei „in Wien noch nie so geistreich und großartig vorgetragen worden.“

Claras geniale Auffassung dieser Sonate inspirierte auch den großen österreichischen Dichter Franz Grillparzer zu einem Poem, das Robert Schumann als das schönste überhaupt bezeichnet, was je über seine nachmalige Gattin geschrieben wurde. „Da kam mir wieder“, heißt es in dem Schumannschen Briefe, „der Stand des Dichters so göttlich vor, ders Rechte trifft mit so wenigen Worten, für alle Zeiten gültig.“ Der Dichter vergleicht die kindliche Künstlerin mit einem Schäfermädchen, das sinnvoll-gedankenlos einen Zauberschatz hebt, nach dem die Menschen hastig, doch vergeblich suchen:

---

*) Zum ersten Male gedruckt in dem Buche „Friedrich Wieck und seine Familie“ von Dr. Viktor Joß.

„Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab,
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen, wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberuf'nen Jagd.
Sinnvoll — gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut
Und faßt und hebt und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen.
Der Schlüssel paßt. Der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt."

Die jugendliche Künstlerin wußte den Wert dieser Auszeichnung wohl zu würdigen: sie schätzte sie höher als ihre Ernennung zum Mitgliede der „Gesellschaft der Musikfreunde", ja stellte sie sogar über den Titel einer Kammervirtuosin, der ihr von der Kaiserin verliehen wurde.

In rührenden Worten voll kindlicher Dankbarkeit schreibt sie Grillparzer:

„Hochzuverehrender Herr!

Sie haben mich hoch erhoben und hoch beglückt — darf ich Ihnen dies sagen und von ganzer Seele dafür danken? — hätte ich ein zweites Leben ich könnte es in Ihrem Wien auch für meine Kunst geben, ich meine für mein Streben, denn was und wie ich's will — ich kann's doch nimmermehr. Ihr Name schon wäre mir ein Paß für ganz Europa — aber Ihr Spruch! — Ihr Bild! — ich könnte weinen, daß ich so ein armes Instrument spiele, so fühle ich mich erhoben. Vieles möchte ich noch schreiben, aber es kommt alles so ungeschickt vor Ihnen heraus — eine ganze Stunde möchte ich Ihnen vorphantasieren, aber ich würde auch befangen sein; mit einem Worte: ich muß schließen.

In diesen Tagen spiele ich mehreren Kennern den Carnaval von Robert Schumann vor, ein schönes lebendiges Bild in Tönen, darf ich Sie dazu einladen und Ihnen nächster Tage das Nähere bestimmen? Beglücken Sie mich mit Ihrer Gegenwart.

Ihre dankbare

Clara Wieck." *)

---

*) Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. I. Bd.

Um diese Zeit beschäftigte Robert Schumann das aufblühende Mädchen nicht nur als Komponist; seine sympathische Gesamterscheinung hatte das unschuldsvolle Wesen ganz gefesselt und es mit dem Zauber der ersten Liebe erfüllt. Im Jahre 1828 war der 18jährige Jüngling nach Leipzig gekommen, um an der dortigen Universität Rechtswissenschaft zu studieren. Hier lernte er Friedrich Wieck kennen, dessen eifriger Schüler er bald wurde. Zwar ging Schumann im Mai des Jahres 1829 nach Heidelberg, um sich auf Wunsch der Mutter mit größerer Gewissenhaftigkeit der Jurisprudenz zu widmen, doch hielt es ihn da nicht lange; schon nach einem Jahre kehrte er nach Leipzig zurück, diesmal mit dem Vorsatze, sich ausschließlich der Musik zuzuwenden. Die Mutter hatte ihre Zustimmung gegeben, nachdem ihr Wieck eine erfreuliche Perspektive hinsichtlich der Zukunft des jungen Mannes eröffnet hatte. Schumanns leicht empfängliches Herz überquoll von Dankbarkeit für den Lehrer, der seine Befähigung erkannt hatte: „Nehmen Sie meine Hand", schrieb er ihm, „ich folge, wohin Sie wollen, und will mir die Binde vom Auge rücken, damit es nicht vom Glanz geblendet werde. Ich wollte, Sie könnten jetzt in mich sehen; es ist still darinnen, und um die ganze Welt haucht jetzt ein leiser, leichter Morgenduft." Das Band der Freundschaft, das Schüler und Lehrer umschlang, ward enger geknüpft, als Schumann eine freistehende Wohnung im Wieckschen Hause, Grimmaische Straße 36, bezog. Schon damals trat der schwärmerische junge Musiker Clara näher, und obgleich das Mädchen erst im zwölften Lebensjahre stand, entspann sich zwischen den beiden ein inniges Verhältnis herzlichster Sympathie, das in einem Briefe Schumanns aus dem Jahre 1831*) beredten Ausdruck fand. „Ich denke oft an Sie", heißt es dort, „nicht wie der Bruder an seine Schwester oder der Freund an seine Freundin, sondern wie der Pilgrim an das ferne Altarbild." Nach einer Schilderung des Hofkapellmeisters Heinrich Dorn**) war Clara um diese Zeit ein reizender Backfisch von zierlicher Gestalt, blühender Gesichtsfarbe, zarten, weißen Händchen, üppigem schwarzen Haar, klugen, glutvollen Augen. „Alles war an ihr appetitlich", setzt er hinzu, „und ich habe es meinem Schüler, dem jugendlichen Robert Schumann, nie verdacht, daß er schon drei Jahre später für die liebliche

*) Schumann richtete dieses Schreiben an Clara, als sie in Frankfurt a. M. konzertierte.

**) Dresdner Journal 1864.



Clara Schumann.

Erscheinung, seine ehemalige Mitschülerin und spätere Gemahlin, im schönsten Entzücken schwärmte."

Clara hatte auf ihrer Tournee reiche Ehren errungen, doch auch Schumann durch den Vortrag seiner Tondichtungen zu Popularität und Ansehen verholfen. Als sie nach Leipzig zurückkehrte, begann für sie zunächst ein idyllisches Leben, das hauptsächlich der körperlichen Erholung und der Beschäftigung mit aktuellen musikalischen Fragen gewidmet war. Schumann, der infolge einer Sehnenzerrung, die er sich durch eine kühne Fingerübung zugezogen, dem Virtuosenberufe hatte entsagen müssen, wandte sich nun vollends der Komposition zu und gründete 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik", die bald alle fortschrittlich gesinnten Musiker Leipzigs zu Mitarbeitern zählte und einen weit über die Grenzen der Stadt hinausreichenden, achtunggebietenden Ruf genoß. In dieser Zeit spielte sich auch jene Liebesepisode zwischen Schumann und Ernestine von Fricken ab, die so viele psychologische Rätsel bietet und in ihrem Ausgang bis heute unaufgeklärt ist. Ernestine, die Adoptivtochter des Hauptmannes Freiherrn v. Fricken aus Asch (Böhmen) wohnte als Pensionärin im Wieckschen Hause. Sie war eine reizvolle Mädchenerscheinung von jugendlicher Frische, und es erscheint nur zu begreiflich, daß der leicht empfängliche geniale Künstler von ihr gefesselt ward und über seiner Liebe die weniger reife, kindliche Clara vergessen konnte. Hingegen läßt sich der Abbruch dieser Herzensbeziehungen, der zu Beginn des Jahres 1836 erfolgte, nicht ohne weiteres erklären. Schumann hat dieses Liebesintermezzo später seinen „Sommernachtstraum" genannt und Clara gegenüber erklärt: „Du bist meine älteste Liebe. Ernestine mußte kommen, damit wir vereint wurden." Und in einem Briefe aus dem Jahre 1838 suchte er diese seelische Wandlung aus seinem „sonderbaren Wesen" zu erklären. Das hochinteressante Schreiben*), das vom 11. Februar datiert ist, lautet:

„Mein holdes, geliebtes Mädchen, nun setze Dich zu mir, lege Deinen Kopf ein wenig auf die rechte Seite, wo Du so lieb aussiehst, und lasse Dir Manches erzählen.

So glücklich bin ich seit einiger Zeit, wie fast nie vorher. Es muß Dir ein schönes Bewußtsein [sein], einen Menschen, den Jahre lang die fürchter-

*) Clara Schumann. Von Otto Leßmann („Allg. Musik-Zeitung", Charlottenburg-Berlin, XXIX. Jahrg. Nr. 50, 51).

**) Clara Schumann. Von Otto Leßmann.

lichsten Gedanken zernagt, der mit einer Meisterschaft die schwarzen Seiten aller Dinge herauszufinden wußte, vor der er jetzt selbst erschrickt, der das Leben wie einen Heller hätte wegwerfen mögen, daß Du diesen dem hellen frohen Tag wiedergegeben hast. Mein Innerstes will ich Dir offenbaren, wie ich es noch niemandem gezeigt habe. Du mußt alles wissen, Du mein Liebstes neben Gott.

Mein eigentliches Leben fängt erst da an, wo ich über mich und mein Talent klar geworden, mich für die Kunst entschieden, meinen Kräften eine wirkliche Richtung gegeben hatte. Also vom Jahre 1830 an. Du warst damals ein kleines eignes Mädchen mit einem Trotzkopf, einem Paar schöner Augen, und Kirschen waren Dein Höchstes. Sonst hatte ich niemanden als meine Rosalie.*) Ein paar Jahre vergingen. Schon damals um 1833 fing sich ein Trübsinn einzustellen an, von dem ich mich wohl hütete mir Rechenschaft abzulegen; es waren die Täuschungen, die jeder Künstler an sich erfährt, wenn nicht alles so schnell geht, wie er sich's träumte. Anerkennung fand ich nur wenig; dazu kam der Verlust meiner rechten Hand zum Spielen.**) Zwischen allen diesen dunkeln Gedanken und Bildern hüpfte mir nun und allein Deines entgegen; Du bist es, ohne es zu wollen und zu wissen, die mich so gar eigentlich schon seit langen Jahren von allem Umgang mit weiblichen Wesen abgehalten. Wohl dämmerte mir schon damals der Gedanke auf, ob denn Du vielleicht gar mein Weib werden könntest; aber es lag noch alles in zu weiter Zukunft; wie dem sei, ich liebte Dich von jeher so herzlich, wie es unser Alter mit sich brachte. Viel anderer Natur war die Liebe zu meiner unvergeßlichen Rosalie; wir waren gleichaltrig; sie war mir mehr als Schwester, aber von einer Liebe konnte nicht die Rede sein. Sie sorgte für mich, sprach stets zu meinem Besten, munterte mich auf, kurz, hielt große Stücke auf mich. Und so ruhten denn meine Gedanken am liebsten auch auf ihrem Bilde aus. Dies war im Sommer 1833. Dennoch fühlte ich mich nur selten glücklich; es fehlte mir etwas; die Melancholie, durch den Tod eines lieben Bruders noch mehr über mich herrschend, nahm auch noch immer zu. Und so sah es in meinem Herzen aus, als ich den Tod von Rosalien erfuhr. — Nur wenige Worte hierüber, — — in der Nacht vom 17ten zum 18ten Oktober 1833 kam mir auf einmal der fürchterlichste Gedanke, den je ein Mensch haben kann, — der fürchterlichste, mit dem der Himmel strafen kann — der, „den Verstand zu verlieren" — er bemächtigte sich meiner aber mit so einer Heftigkeit, daß aller Trost, alles Gebet wie Hohn und Spott dagegen verstummte. — Diese Angst aber trieb mich von Ort zu Ort — der Atem verging mir beim Gedanken, „wenn es (? unleserlich) würde, daß du nicht mehr denken könntest" — Clara, der kennt keine Leiden, keine Krankheit, keine Verzweiflung, der einmal so vernichtet war — damals lief ich denn auch in einer ewigen fürchterlichen Aufregung zu einem Arzt — sagte ihm alles, daß mir die Sinne oft vergingen,

*) Gattin seines Bruders Karl, die 1833 gestorben war.
**) Infolge Lähmung seines Mittelfingers.

daß ich nicht wüßte, wohin vor Angst, ja daß ich nicht dafür einstehen könnte, daß ich in so einem Zustande der äußersten Hilflosigkeit Hand an mein Leben lege. Entsetze Dich nicht, mein Engel Du vom Himmel; aber höre nun, der Arzt tröstete mich liebreich und sagte endlich lächelnd, „Medizin hülfe hier nichts; suchen Sie sich eine Frau, die kuriert Sie gleich." Es wurde mir leichter; ich dachte, das ginge wohl; Du kümmertest Dich dazumal wenig um mich, warst auch auf dem Scheidewege vom Kind zum Mädchen. — Da nun kam Ernestine — ein Mädchen, so gut, wie die Welt je eines getragen — Die, dachte ich, ist es; die wird dich retten. Ich wollte mich mit aller Gewalt an ein weibliches Wesen anklammern. Es wurde mir auch wohler — sie liebte mich, das sah ich — Du weißt alles — die Trennung, daß wir uns geschrieben haben, uns Du genannt u. s. w. Es war im Winter 1834. Als sie nun aber fort war, und ich zu sinnen anfing, wie das wohl enden könne, als ich ihre Armut erfuhr, ich selbst, so fleißig ich auch war, nur wenig vor mir brachte, so fing es mich an wie Fesseln zu drücken — ich sah kein Ziel, keine Hilfe — noch dazu hörte ich von unglücklichen Familienverwicklungen, in denen Ernestine stand und was ich ihr allerdings übelnahm, daß sie mir es so lange verschwiegen hatte. Dies alles zusammengenommen — verdammt mich — ich muß es gestehen, ich wurde kälter; meine Künstlerlaufbahn schien mir verrückt; das Bild, an das ich mich zu retten klammerte, verfolgte mich nun in meine Träume wie ein Gespenst; ich sollte fürs tägliche Brot wie ein Handwerker nur arbeiten; Ernestine konnte sich nichts verdienen; ich sprach noch mit meiner Mutter darüber und wir kamen überein, daß dies nach vielen Sorgen nur wieder zu neuen führen würde."

Ernestine v. Fricken war zu Michaelis 1834 nach Hause zurückgekehrt, und obgleich Schumann mit ihr in brieflichem Verkehr blieb, erkaltete sein Interesse für das Mädchen zusehends: schon im August 1835 schreibt der „etwas launige, störrische, aber noble, herrliche, schwärmerische, hochbegabte, bis ins tiefste geistig ausgebildete, geniale Tonsetzer und Schriftsteller", wie Friedrich Wieck seinen zukünftigen Schwiegersohn nennt, aus seiner Heimatstadt Zwickau: „Mitten unter all den Herbstfesten und sonstigen Freudenhimmeln guckt immer ein Engelskopf hindurch, der dem einer mir sehr wohlbekannten Clara aufs Haar gleicht." Und am 13. Februar 1836 erklärt er in einem an Clara gerichteten Briefe: „Wir sind vom Schicksal schon für einander bestimmt: schon lange wußte ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, Dir es früher zu sagen und von Dir verstanden zu werden."

Als Schumann dann im folgenden Jahre offiziell um die Hand der Geliebten anhielt, wurde er von Wieck kalt abgewiesen. Und nun begann eine Zeit des inneren Zwiespalts für das gemütvolle Mädchen, das

einerseits zu wahr und aufrichtig liebte, um seine Gefühle materiellen Rücksichten opfern zu können und anderseits voll kindlicher Neigung und Dankbarkeit am Vater hing. Schumann beschwor die Erwählte seines Herzens, ihm noch einmal bei ihrer Seligkeit zu beeiden, daß sie den Mut habe, die Prüfungen, die ihnen auferlegt seien, zu bestehen, und Clara beantwortet sein Schreiben mit einem Briefe, der ihren Charakter, ihre unerschütterliche Treue und die Innigkeit ihres Empfindens in das günstigste Licht rückt:

„Zweifeln Sie noch an mir? Ich verzeih' es Ihnen. Bin ich doch ein schwaches Mädchen! ja schwach: aber eine starke Seele hab' ich — ein Herz, das fest und unveränderlich ist. Dies sei Ihnen genug, um jeden Zweifel zu unterdrücken. Bis jetzt war ich immer sehr unglücklich, doch schreiben Sie mir ein Wort der Beruhigung unter diese Zeilen und ich werde sorglos in die weite Welt hinausgehen. Vater habe ich versprochen, heiter zu sein und noch einige Jahre der Kunst und der Welt zu leben. So manches werden Sie von mir hören, mancher Zweifel wird sich bei Ihnen regen, wenn Sie dies oder jenes erfahren, doch dann denken Sie — alles das tut sie ja für mich! Könnten Sie jemals wanken? nun, so hätten Sie ein Herz gebrochen, das nur einmal liebte."

Clara konzertierte nun wieder in zahlreichen Städten Deutschlands und des Auslandes mit größtem Erfolge, aber ihr Sinnen und Trachten blieb fortab auf die Vereinigung mit Schumann gerichtet. Wiederholt versuchte sie den Vater, der dieser Verbindung feindlich gegenüberstand, umzustimmen, aber ihre Bemühungen scheiterten an seinem hartnäckigen Widerstande. Zwar erklärte er sich bereit, seine Einwilligung zu geben, diktierte dem Paare aber so harte Bedingungen, daß sein Konsens als Danaergeschenk erscheinen mußte: 1. So lange er lebte, sollte das Paar nicht in Sachsen leben, Schumann aber müßte sich trotzdem auswärts eben so viel erwerben als ihm in Leipzig eine von ihm redigierte Zeitschrift einbrächte; 2. wollte Wieck Claras Vermögen an sich behalten, mit 4% verzinsen und erst nach fünf Jahren auszahlen; 3. dürfte Schumann um keine mündliche oder schriftliche Unterredung mit ihm eher ansuchen, als bis er selbst sie wünschte; 4. sollte Clara nie Anspruch darauf machen, nach seinem Tode etwas von ihm zu erben; 5. sollten sie sich schon zu Michaelis 1839 verehelichen.

Es ist offenbar, daß Wieck die Verbindung seiner Tochter mit Schumann vereiteln wollte, weil er von ihr die Zerstörung seiner schönsten Zukunftsträume befürchtete. Auch mochte Schumanns besorgniserregen-

der Gesundheitszustand dazu beigetragen haben, den liebevollen Vater der Heirat abgeneigt zu machen. Kurz, es kam zwischen Wieck und den Liebenden zum offenen Bruche; das von Schumann so heiß ersehnte, erlösende Wort: „Nun, so habt Euch!“ wurde nicht gesprochen, und darum führte das Paar gegen den unerbittlichen Gegner einen Prozeß, der von Juli 1839 bis Ende August 1840 dauerte. Während dieser Zeit aber widmete sich Clara ganz ihrer Kunst. Die Triumphe, die sie in den verschiedenen Musikzentren feierte, hoben wohl ihr Selbstbewußtsein und ihren Lebensmut, ließen sie indes den eigenen Wert nicht überschätzen und raubten ihr keineswegs den Sinn für die Größe und Bedeutung anderer. Im März 1840 war Liszt nach Leipzig gekommen. Um diese Zeit weilte Clara in Berlin, und als ihr Schumann voll Entzücken über diesen genialen Künstler berichtete, erwiderte sie mit einem Briefe, aus dem aufrichtige rückhaltlose Bewunderung für den unerreichten Klaviervirtuosen spricht:

> „Als ich Liszt das erste Mal in Wien hörte, da konnte ich's nicht mehr aushalten, da habe ich (bei Graff war es) laut geschluchzt, so hatte es mich erschüttert. Kommt er Dir nicht auch vor, als wollte er am Klavier untergehen, und dann wieder, wenn er zart spielt, ist es himmlisch. Ach ja, sein Spiel steht doch ganz lebhaft vor meiner Seele...... Gegen Liszt kommen mir doch alle Virtuosen so klein vor, selbst Thalberg, und mich — mich sehe ich gar nicht mehr. Nun, ich bin doch glücklich, ich verstehe doch alle Musik. Das ist mir mehr wert als all mein Spiel und in Dir und Deiner Musik bin ich selig, das Gemütliche hat Keiner wie Du.“

Gegen Ende März kam Clara nach Leipzig, um dann im April mit Schumann nach Berlin zu reisen. Hier wurden die Sehenswürdigkeiten besichtigt, doch musizierte das Paar auch häufig im Mendelssohnschen Hause. Am 30. April kehrte Schumann nach Leipzig zurück. Clara unternahm eine Tournee durch Thüringen, spielte in Jena und Weimar, Liebenstein und Gotha. Am 4. September trat sie zum letztenmal unter ihrem Mädchennamen vor die Öffentlichkeit — es war in Weimar — und acht Tage später ließ sich das Paar in Schönefeld bei Leipzig trauen. Das Kopulationsregister verzeichnet in seiner trockenen Art, daß „Dr. R. Schumann, musikalischer Komponist und Einwohner in Leipzig, hinterlassener ehelicher Sohn von August Schumann, gewesenem Buchhändler in Zwickau“ sich mit „Jungfrau Clara Josephine Wieck, Friedrich Wiecks, Instrumentenhändlers in Leipzig, ehelich ältester Tochter erster Ehe den 12. September, Sonnabend vor Dom. XIII. p. Trin.,

um vormittags 10 Uhr" vor Gott vereinigt habe. Clara aber schreibt in ihr Tagebuch:

„Es war ein schöner Tag, und selbst die Sonne, die sich seit vielen Tagen versteckt hatte, warf am Morgen, als wir zur Trauung fuhren, ihre milden Strahlen auf uns, als ob sie unsern Bund segnen wolle. Nichts störte uns an diesem Tag, und so sei er denn auch in diesem Buche als der schönste und wichtigste meines Lebens aufgezeichnet...... Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen — er hat mir immer beigestanden und wird es auch ferner tun. Ich hatte immer einen großen Glauben an Gott und werde ihn ewig in mir behalten."

Wieck hatte Leipzig verlassen und war nach Dresden übergesiedelt. Doch hielt sein Groll nicht zu lange vor, da Clara sich alle erdenkliche Mühe gab, den gekränkten Vater zu versöhnen. Wie sie vor dem äußersten Schritte nicht zurückgeschreckt war, um dem mächtigen Zuge ihres Herezns folgend, Schumanns Gattin zu werden, so war es nun, nachdem sie das ersehnte Ziel erreicht, ihr heißestes Bemühen, die Gegensätze möglichst auszugleichen und die erregten Gemüter zu besänftigen. Von kindlicher Zuneigung ist das Schreiben diktiert, das sie schon im folgenden Jahre an den Vater zu dessen Geburtstage (18. August) richtete: „In der Hoffnung, daß Du mich, lieber Vater, doch nicht ganz vergessen hast", heißt es da „und milderen Gesinnungen gegen mich Raum gibst, sende ich Dir zu dem heutigen Tage die herzlichsten Glückwünsche, die Du aufnehmen mögest, wie sie gegeben sind — mit Liebe." Und 1843 schreibt sie aus demselben Anlasse an den Vater:

„Glücklich macht mich der Gedanke, daß ich Dir endlich einmal wieder meine Glückwünsche in der Hoffnung, daß Du sie freundlich aufnimmst, senden kann; was ich Dir wünsche, ist alles, was ein kindliches Herz kann, vor allem aber möge Gott Dir an der Marie einen Lohn für alle Deine Mühe finden lassen, das ist mein innigster Wunsch. Gott weiß, mein Herz war immer dankbar gegen Dich! Daß die Verhältnisse es wollten, daß ich Dir im schlechtesten Licht erscheinen mußte, das war, was mich oft betrübte, doch nun ist ja alles ausgeglichen, und hast Du noch einen Groll auf mich, so laß ihn im alten Jahre in alle Lüfte schwinden und denke auch meiner freundlich, wenn Cäcilie und Marie Dich beblumen, denn dann bin ich auch im Geiste bei Euch."

Als dann Wieck sich bewegen ließ, einige Zeilen an Schumann zu richten, beeilte sich Clara, hochbeglückt, dem Vater ihre Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen: im Dezember desselben Jahres schreibt sie:

„Tausend Dank für Deinen Brief und insbesondere für die Inlage, Deine freundlichen Zeilen an meinen Mann, der Dir in Dresden selbst danken wird. Ich bin sehr glücklich darüber und wüßte nun nichts mehr, das mir das Herz schwer machte ...... Vielleicht sehe ich nach langer Zeit einmal den Lichterbaum wieder bei Euch, die Ihr mir doch so gar lieb seid."

Nicht lange duldete es das junge Ehepaar daheim; die künstlerische Natur forderte ihren Tribut, und so finden wir die beiden bald wieder auf Reisen. Im Jahre 1844 konzertierte Clara in Rußland. In Petersburg gab sie vier Konzerte mit wachsendem Erfolg, „und sie hätte noch vier Konzerte geben können, wenn nicht die Karwoche dazwischen gekommen."*) Die Brüder Grafen Joseph und Michael Wielhorsky, der Prinz von Oldenburg, und das Zarenpaar selbst erwiesen der Künstlerin außerordentliche Ehren. Von Petersburg ging's nach Moskau, wo Clara gleichfalls Sensation machte. Auf der Rückreise hielten sich Schumanns wieder in Petersburg auf, und die Großfürstin Helene lud sie einmal zu sich. „Clara spielte wundervoll", äußert sich der sonst reservierte Gatte in einem Briefe an Wieck. „Die Großfürstin war (nach Henselts Aussage) gegen uns, wie sie nie gegen Künstler sich gezeigt . . . wir sprachen viel, unter anderm, ob nicht in Petersburg ein Konservatorium zu gründen ginge, und sie hätte uns wohl gern hier behalten."

Im Jahre 1843 wurde Schumann an die unter Mendelssohns Leitung stehende Musikschule als Lehrer für Pianofortespiel, Kompositionsübungen und Partiturspiel berufen. Doch waren die Erfolge seiner Lehrtätigkeit mehr indirekter Art; „Schumanns in sich gekehrtes Wesen machte ihn von vornherein zum Lehrer untauglich, und seine Schüler taten gut daran, sich an sein künstlerisches Vorbild zu halten, statt an das, was er ihnen während des Unterrichtes mitteilte — bzw. nicht mitteilte."**) Er lebte nunmehr ganz der Komposition und übertrug darum die Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik" anderen Händen. Auf Anraten der Ärzte übersiedelte das Ehepaar Schumann 1844 nach Dresden: damals meldete sich schon die furchtbare Krankheit, die zehn Jahre später zu der gräßlichen Katastrophe führen sollte. Clara betreute den Gatten mit aufopferungsvoller Liebe und Hingebung, aber Anlage und unausgesetzte geistige Anstrengung vereitelten die Wirkung aller ihrer

---

*) Schumann an Wieck. Sieh Joß, „Der Musikpädagoge Friedr. Wieck", S. 88.
**) Robert Schumann. Von H. Albert. („Berühmte Musiker", Verlag Harmonie, Berlin.)

Bemühungen. Schumanns Leiden besserte sich für Augenblicke, um dann in erschreckender Weise wieder aufzutreten. Unter solchen Qualen verlebte Clara die Dresdener Zeit, und als Schumann an Ferdinand Hillers Stelle nach Düsseldorf berufen wurde, folgte sie ihm willig dahin, nur um sein Heil und sein Glück besorgt. Freilich gab es auch Momente ungetrübter Freude; die Düsseldorfer waren stolz darauf, das berühmte Künstlerpaar in ihrer Mitte zu haben und ergriffen jede Gelegenheit, um ihm ihre Hochachtung und Zuneigung zu bekunden. Aber es waren eben nur Momente; die seelische Depression des Meisters ließ sich nicht mehr beheben: am 27. Februar 1854 verließ er, von Angst getrieben, den Kreis seiner Bekannten und stürzte sich in den Rhein. Er wurde zwar von Schiffern gerettet und erholte sich auch teilweise wieder, suchte aber freiwillig die Irrenanstalt in Endenich bei Bonn auf, wo er am 29. Juli 1856 verschied.

Claras Schmerz um den Tod des so heiß geliebten Gatten war furchtbar, und nur die Fürsorge für ihre Kinder und die Beschäftigung mit der Musik gaben ihr in diesen schweren Stunden einigen Halt. Die folgenden Jahre waren wieder ganz dem Virtuosenberufe gewidmet: die Künstlerin konzertierte in allen bedeutenden Städten Deutschlands und ließ sich auch in England und in der Schweiz hören. Überall begegneten ihre Leistungen aufrichtigster Bewunderung. Auf ihren Programmen nehmen fortab die Werke ihres verewigten Gatten neben den Meisterschöpfungen der Klassiker den ersten Platz ein, doch blieb sie nach wie vor fortschrittlich gesinnt und spielte häufig auch Kompositionen aufstrebender Talente, zumal Tondichtungen des jungen Brahms, der der verzweifelnden Frau während Schumanns Endenicher Aufenthalts hilfreich zur Seite gestanden. Das schwere Unglück, das über die gefeierte Künstlerin hereingebrochen, hatte ihr eine Gloriole ums Haupt gewoben, vor der der leiseste Tadel analysierender Kritik verstummte. „Sie trägt eine Krone aus Lorbeer und Dornen geflochten", schrieb der gefürchtete Zensor Eduard Hanslick zu Beginn der 70er Jahre, „vor der wir uns beugen. Ihre nahezu vierzigjährige unbestrittene und unbefleckte Herrschaft in der Kunst, der teure große Name ihres Mannes, ihre künstlerische und sittliche Kraft nach so vielen schweren Prüfungen — das alles verleiht dieser seltenen Frau in unseren Augen eine Art priesterlicher Würde. Und wenn uns einzelnes in ihrem Spiel nicht ganz befriedigen will, dann streichen wir beschämt doch wieder aus,

was pedantische Skrupulosität uns in die Feder diktierte, und gehen hin und küssen der Frau Oberin die Hand." Wer Hanslicks rücksichtsloses Wesen kennt, der wird in diesen Worten weder einen Gefühlsüberschwang, noch den Ausdruck augenblicklicher Stimmung sehen, sondern den Widerschein der allgemeinen Auffassung erkennen, die sich am kräftigsten in Liszts Charakteristik der „unterwürfigen, glaubens- und ehrfurchtsvollen Geweihten des delphischen Gottes" spiegelt.

Aber noch war das Maß des Leidens für Clara nicht voll: ihr geliebter Sohn Ludwig verfiel der geistigen Umnachtung, und ein anderer, Ferdinand, mußte in den Krieg gegen Frankreich. Von banger Sorge erfüllt schreibt sie am 16. Juni 1870 aus Baden-Baden an die Mutter:

„Mein Schmerz ist groß, und nach einem Briefe des Arztes, der den Ludwig für unheilbar und rückenmarkskrank erklärt, ist mein Herz voll des Jammers. Du weißt ja, was es für eine Mutter ist, einem Kinde das Leben gegeben zu haben, um es den schwersten Leiden anheim gegeben zu sehen. Wohl wußte ich und sagte es Euch ja immer, daß Ludwig keine normale geistige Entwicklung erlangt habe, ich wußte auch, daß er diese nie erlangen konnte, denn gegen organische Fehler läßt sich ja nichts machen, ich hielt ihn aber für körperlich gesund, und dachte, es sollte ihm wenigstens ein friedliches, sorgloses Leben durch unsere Bemühungen gesichert sein. Des Arztes Ausspruch hat mich daher doppelt erschüttert, und der Gedanke, daß der arme Junge noch schweren Leiden entgegengeht, macht mein Herz bluten. Ich weiß, ich muß mich aufraffen, habe noch heilige Pflichten gegen die anderen Kinder, die mir so viel Freude machen, darf ihnen ihre Jugend nicht durch meinen Schmerz verkümmern, aber, schwer ist das. Daß Ferdinand damals zu Ostern nicht nach Dresden ging, ist mir sehr leid, da hätte er es noch ganz gut, unbeschadet seiner selbst, tun können, denn da war Ludwig noch nicht in so schlimmem Stadium, später aber, nach Frau Hennings Berichten, konnte ich es für Ferdinand nicht wünschen, denn er ist ein furchtbar leicht aufgeregter Mensch. Ich schrieb ihm neulich (zugleich auch er mir), daß er nach Pirna möchte, um Ludwig einmal selbst zu sehen zu unser Aller Beruhigung, da schreibt mir nun Felix[1]), der Ferdinand sehe aus blaß wie der Tod, so rege ihn der Gedanke an diese Reise auf. Sobald es der Arzt erlaubt, geht er hin, und Ihr erlaubt ihm dann wohl bei Euch abzusteigen? —"

Und am 2. September desselben Jahres schreibt Clara an die Mutter:

„Ferdinand ist nun wirklich vor 3 Tagen nach Metz abmarschiert, mit heller Begeisterung natürlich. Wie mir ums Herz ist, kannst Du Dir denken.

---

[1]) Schumanns jüngster Sohn, nach Felix Mendelssohn-Bartholdy getauft.

Gott schütze ihn! gefaßt bin ich auf Alles, glaube es wenigstens. Von Ludwig hören wir höchst selten, nur neulich einmal, daß es ihm körperlich besser gehe, aber geistig es noch ganz wie vorher sei, so daß man ihn keinen Augenblick allein lassen kann. Väterchen hat doch meinen Brief vom 18. bekommen? wie mag er begeistert sein! ich denke es mir wenigstens. Die Männer sind es Alle, bei uns spricht das Gefühl für die armen Soldaten zu sehr mit, ich wenigstens kann nicht jubeln über so teuer erkämpfte Siege. Der größte Teil der kräftigen Jugend Deutschlands wird ja geopfert!"

Im Jahre 1878 wurde Frau Schumann an das Hochsche Konservatorium in Frankfurt a. M. als Professorin des Klavierspiels berufen. Sie faßte den Lehrberuf sehr ernst auf und nahm sich der ihr anvertrauten Zöglinge mit der größten Gewissenhaftigkeit an. Die Individualität des Schülers war ihr der einzige Wegweiser, und so ist es nur zu begreiflich, daß sie den pädagogischen Grundsätzen ihres Vaters zeitlebens huldigte. Als ihr der Musikschriftsteller Louis Große einst seine Broschüre „Winke und Ratschläge für Klavierschüler" übermittelte, schrieb sie ihm, sie sei beim Lesen sehr erfreut gewesen, vieles ganz ihren Lehr-Ansichten Entsprechende in dem Büchlein zu finden. „Natürlich erkannte ich darin", heißt es in dem Briefe, „den Verfasser als Schüler meines Vaters (Friedrich Wieck), dessen Lehren auch mir stets als Richtschnur beim Unterricht dienen." Aber nicht nur für die geistige Fortbildung ihrer Schüler trug Frau Schumann Sorge, sie half nach Kräften auch dort, wo Armut und Not ein Talent in Fesseln zu legen drohten. So durfte denn die „Frankfurter Zeitung" gelegentlich des Jubiläums der 60jährigen künstlerischen Tätigkeit Claras schreiben*): „Und welche Lehrerin ist Frau Schumann ihren Zöglingen! Sie ist nicht nur die Meisterin, sondern die Freundin, die gütige Beraterin, die nicht nur in Kunstfragen allein den Schülern und Schülerinnen treulich zur Seite steht; die nicht nur für die musikalische, sondern auch für die wissenschaftliche, für die allgemeine geistige Entwicklung, ja sogar für die materiellen Lebensbedürfnisse ihrer Zöglinge eine unermüdliche Fürsorge zeigt." Auch das Spiel der 69jährigen weckte aufrichtige Begeisterung: derselbe Berichterstatter erklärt, „daß Frau Schumann noch immer als die große Meisterin des Klavierspiels zu gelten hat, daß ihre Technik noch ebenso großartig entwickelt und unfehlbar ist, daß ihr Vortrag an Wärme und Innigkeit, an Jugendfrische und Kraft auch

*) G. Erlanger in der Nummer vom 27. Oktober 1888.

nicht das Mindeste eingebüßt hat, und daß demnach auch die Wirkung tiefgehender, ergreifender und zündender Natur ist."

Um diese Zeit erblickte man in Clara Schumann nicht mehr die große Künstlerin allein, sondern betrachtete sie als die hoheitsvolle Zeugin, ja als die Verkörperung einer bedeutsamen, ruhmreichen Musikepoche. Als sie im folgenden Jahre 1889 in Berlin mit Joachim und Bargiel konzertierte, ließ sich ein dortiger Kritiker im „Leipziger Tageblatt" so vernehmen:

„Man braucht keineswegs zu den sogenannten „Superlativ-Kritikern" zu gehören, und wird trotzdem die feste Überzeugung aussprechen müssen, daß das gestrige Konzert, welches hierselbst im Saale der Philharmonie von Frau Dr. Clara Schumann im Verein mit Joseph Joachim und Woldemar Bargiel gegeben wurde, zu den denkwürdigsten musikalischen Ereignissen gehört. Frau Clara Schumann wurde bei ihrem Erscheinen von minutenlangem, jubelndem Beifall begrüßt. Aber höher noch als diese lärmenden Freudenbezeigungen schlagen wir die stille, tiefe Freude, die ernste, feierliche Stimmung an, die sich der Zuhörerschaft bemächtigte, als Clara Schumann das F-moll-Konzert von Chopin, das auf dem Programm stand, begann. In dem Spiel dieser an Jahren vorgerückten, aber geistig jugendfrischen Künstlerin tritt uns die ruhige, erhabene, wir möchten sagen königliche Größe der Frau, verbunden mit weiblicher Anmut und Zartheit in einer so selten schönen Vereinigung entgegen, wie sie die Hand eines alten griechischen Künstlers einst dem Kopf der Juno Ludovisi verlieh, bei dessen Anblick bekanntlich Goethe das Verständnis für die Antike sich erschloß. Wie keine andere Künstlerin erscheint Clara Schumann als die treue Trägerin einer echten, unverfälschten, heiligen Kunsttradition, neben der jede moderne Kunstgattung bestehen kann, und die trotz jeder ihre eigene, unveränderliche und unvergängliche Schönheit hat. Wo nur irgend eine Perle auf dem Grunde eines Meisterwerkes verborgen liegt, da weiß sie Clara Schumann an das Licht zu bringen. ‚Clara ist eine Taucherin', so schrieb ja in diesem Sinne einst auch Robert Schumann von ihr. Mag man bei ihr immerhin den mondscheinartigen Zauber des Klanges, jenen sanften, sammetweichen Anschlag vermissen, wie ihn die moderne Schule mit so viel Glück und Erfolg pflegt: ihr gesunder, frischer Ton ist das Resultat einer gesunden, frischen musikalischen Auffassung; die Klangschattierungen sind so ebenmäßig, so harmonisch ausgeglichen, wie ihr musikalisches Gemüt. Mit einem Wort, sie spielt jetzt noch in ihren vorgerückten Jahren so herrlich, daß sie für jeden Künstler und für jede Künstlerin als ein Muster- und Meisterbild erscheint. Berlin hat die Künstlerin mehrere Jahre entbehren müssen, so daß sich schon die Meinung gebildet hatte, Frau Clara Schumann sei längst nicht mehr das, was sie war. Aber selbst die zweifelvollsten Gemüter sahen sich ganz wider Erwarten enttäuscht und stimmten freudig überrascht am lautesten in den Jubel ein, der nach jedem

Satze den weiten, dichtgefüllten Saal durchbrauste, und in den sich am Schlusse des Konzertes der schmetternde Tusch des Orchesters mischte."

Als Clara Schumann im Jahre 1892 aus dem Verbande des Hoch=schen Konservatoriums schied, zog sie sich vom öffentlichen Leben völlig zurück. Indes erteilte sie auch dann noch Privatunterricht im Klavier=spiel und widmete sich ihren Schülern mit Liebe und Hingebung.

Unter den künstlerischen Leistungen der gefeierten Frau nehmen die Kompositionen nicht die letzte Stelle ein: Clara Schumann schrieb Lieder, Klavierstücke und Kammermusikwerke.*) Auch ein Klavierkonzert mit Begleitung des Orchesters und Kadenzen zu Beethovens und Mozarts Klavierkonzerten finden sich da. Die „Romance variée" op. 3 und op. 11 „Trois Romances" sind Robert Schumann gewidmet. Diese Dedikationen, sowie die Variationen über ein Schumannsches Thema (op. 20) zeugen für die große Liebe der Künstlerin zu ihrem Auserwählten und nach=maligen Gatten. Schumann anderseits veröffentlichte in den Muster=beilagen der von ihm redigierten Neuen Zeitschrift für Musik mehrere Kompositionen Claras. Liszt hat einige ihrer Lieder für Klavier trans=skribiert. Die letzte Aufgabe der nimmermüden greisen Künstlerin bil=dete die Revision der Werke ihres Gatten für den Verlag Breitkopf & Härtel in Leipzig.**)

Am 19. Mai 1896 schloß Clara Schumann ihre Augen für immer. Die Musikwelt verlieh ihrer Trauer um den Heimgang der Meisterin, die durch ihre hohe Kunst einst aller Herzen erobert, anläßlich des Leichenbegängnisses beredten Ausdruck: der glänzende Triumphzug, den das Leben der Künstlerin gebildet, fand so einen würdigen Ab=schluß. Wo Robert Schumann zur ewigen Ruhe bestattet worden, auf dem alten Bonner Friedhofe, wurden auch die irdischen Überreste seiner treuen Gefährtin in Freud und Leid beigesetzt. Professor Sell hielt die Trauerrede. Er schilderte die Heimgegangene als Gattin, Mutter und Künstlerin, wies auf ihren Seelenadel und ihre Geistesgröße hin und hob ihre unverkennbare und untrennbare Zugehörigkeit zu dem Men=schen und Künstler Robert Schumann hervor: „Aus der zarten, leicht=beschwingten Psyche, die Robert Schumann zu seinen wundervollen Lie=dern inspirierte, ist die große, reife, ernste Künstlerin geworden, in der

*) Sieh Friedrich Wieck und seine Familie von Dr. Viktor Joß.

**) Im Jahre 1886 hatte sie Schumanns Jugendbriefe im gleichen Verlage veröffentlicht.

unser junges Geschlecht mit Ehrfurcht anstaunte die Zeugin jener vergangenen herrlichen Zeit deutscher Musik, da Hand in Hand mit dem frischesten Wetteifer schaffender junger Geister die Lust an der Wiederbelebung der großen Altmeister von zwei Jahrhunderten ging und so der große einheitliche Zug unserer vaterländischen Tonkunst offenbar ward. Es ist die gottverliehene Gabe des Genius, zu hören und zu sehen, was anderer Menschen Sinnen verborgen ist. Wie oft hat uns bei Robert Schumanns Werken die Empfindung übermannt, daß er außerirdische Dinge erschaut haben müsse in wundersamer Pracht, daß sein Ohr Klänge gehört, die nie zuvor in eines Menschen Sinn gekommen sind. Und Clara Schumann war die Teilhaberin dieser Offenbarungen, die Gehilfin seiner Arbeiten, die Genossin der Leiden und Schmerzen des Genius . . . Was kein anderes Auge gesehen, kein Ohr gehört, das ward ihr zuteil, und sie hat uns teilnehmen lassen an diesen Gesichten, sie hat die Welt berührt mit den edelsten Freuden, die es geben kann. Wie viel Glück, wie viel Trost, wie viel Erhebung und Begeisterung verdanken Tausende, Millionen diesem Paar! Eine solche Tonkunst, die ist eine wahre Hilfe, eine direkte Wohltat für das ganze arbeitende, sorgende und sich mühende Volk."

Der Tod der genialen Virtuosin rief eine ganze Clara Schumann-Literatur hervor: in allen Zungen wurde die Meisterin der Klavierinterpretation gefeiert, und in all den zahlreichen Nekrologen, Nachrufen und Gedenkblättern der internationalen Fach- und Tagespresse pries man die herrliche Dreieinigkeit in der Erscheinung dieser seltenen Frau, die als bedeutungsvolle künstlerische Individualität, als liebereiche Gattin Robert Schumanns und treue Hüterin seines geistigen Erbes die Welt mit gerechter Bewunderung erfüllt hatte. Wohl sind seitdem noch viele Vertreterinnen ihrer Kunst auf den Plan getreten, die Ruhm und Lorbeer ernteten, aber keine vermochte jene aufrichtige, ehrfurchtsvolle Verehrung zu erringen, die Clara Schumann beschieden gewesen war: ihr hohes Können und die Zeitverhältnisse, unter denen sie wirkte, haben ihr eine Sonderstellung in der Musikgeschichte gesichert, die Tragik ihres Lebens aber hat ihre verklärte Gestalt auf ein Piedestal erhoben, auf dem wir nur Heroen und Märtyrerinnen zu begegnen gewohnt sind.


ANZEIGEN



Deutsche Briefe

Für Schule und Haus

herausgegeben von

Johannes Henningsen

Mit Buchschmuck von Professor Hans Christiansen, Darmstadt

Geheftet . . . . M. 3.50
elegant gebunden M. 4.50

Die Bedeutung des Briefes zur Erkenntnis der Entwickelung des Volkslebens und der Volksbildung wird immer mehr anerkannt. Immer mehr lernt man die reichen Schätze an Geist und Gemüt, die in unserer Briefliteratur vorhanden sind, würdigen und benutzen. Aber während die bisher erschienenen Werke sich vorzugsweise an die literarisch Gebildeten wenden, ist unser Buch für den schlichten Mann des Volkes und für die Jugend bestimmt. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Der Herausgeber hat mit geschickter Hand aus der Fülle des Stoffes eine Auswahl solcher Briefe getroffen, in denen Handlung vorhanden ist, und die dem Leser Einblicke in das Leben und den Charakter bedeutender Menschen aus den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen gewähren.

Vertreten sind in dem Werke die Meister des deutschen Briefes von Luther bis auf unsere Zeit. Genannt seien von großen Dichtern und Denkern Gellert, Lessing, Goethe, Schiller, Körner, Grimm u. a., von Musikern Felix Mendelssohn, Robert Schumann und Richard Wagner. Die nachklassischen Meister sind vertreten durch Friedrich Hebbel, Theodor Storm, Eduard Mörike, Gottfried Keller, Klaus Groth und Fritz Reuter. Aus der Zeit des nationalen Aufschwunges erwähnen wir die köstlichen Briefe Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. In die Welt des Technikers führen uns die Briefe des Ingenieurs Max Eyth, in die des Arztes die Briefe des berühmten Chirurgen Theodor Billroth usw. Eine knapp gehaltene Geschichte des deutschen Briefes erhöht den Wert des Buches.

Die Ausstattnng ist eine glänzende und eigenartig vornehme, hat doch die Meisterhand von Prof. Hans Christiansen in Darmstadt den Buchschmuck geschaffen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Illustriertes Kochbuch

Enthaltend fast 4000 erprobte für gut bürgerliche Küche
sowie für die feine Tafel passende Rezepte
in alphabetischer Reihenfolge.

Nebst praktischen Anweisungen für Hauswirtschaft, Küche und Keller, zahlreichen Speisezetteln sowie einem ausführlichen Sachregister nach der Art der Speisen geordnet.

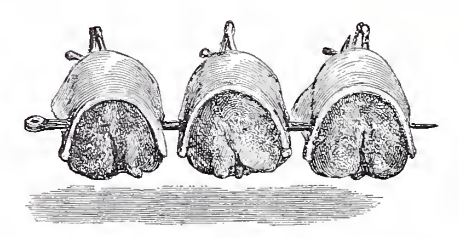
Von

Leopoldine Amelung

Dritte Auflage — Mit zahlreichen Abbildungen

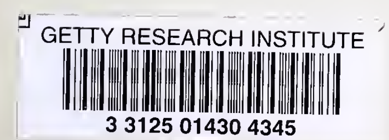
Gebunden M. 4.50

Amelungs „Illustriertes Kochbuch" enthält wirklich erprobte, also anwendbare, ausgezeichnete Original-Rezepte, und zwar sowohl für den gut bürgerlichen Tisch als für die feinste Tafel. Die Kochrezepte sind alphabetisch geordnet, wodurch das Aufsuchen gewünschter Gerichte ungemein erleichtert wird. Um aber jedem Bedürfnis zu entsprechen und die Hausfrau bei der Auswahl von Speisen sowie der Zusammenstellung von Menus zu unterstützen, enthält das Amelungsche Kochbuch auch noch ein nach den Speisen-Arten geregeltes Register. Überall da, wo es wünschenswert und nützlich oder dem Verständnis förderlich erscheint, sind gute und getreue Abbildungen in den Text eingefügt. Diese bieten insbesondere auch gute Fingerzeige für ein geschmackvolles Anrichten der Speisen — eine Kunst, die bekanntlich ebenso schätzbar als selten ist. Die gediegene Ausstattung verleiht ihm die Eigenschaft eines ansehnlichen Geschenkwerkes.



Kramtsvögel am Spieß.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig


GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01430 4345



